


Zweiundfünfzigster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1890.
Breslau.
S. Schottlaender.


Zweiundfünfzigster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1890.
Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zweiundfünfzigster Band.

Mit den Portraits von: Anton Dvořák, Emil Rittershaus und Heinrich Kruse.



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

1890. Jan. 17 – March 18.

Science fund.

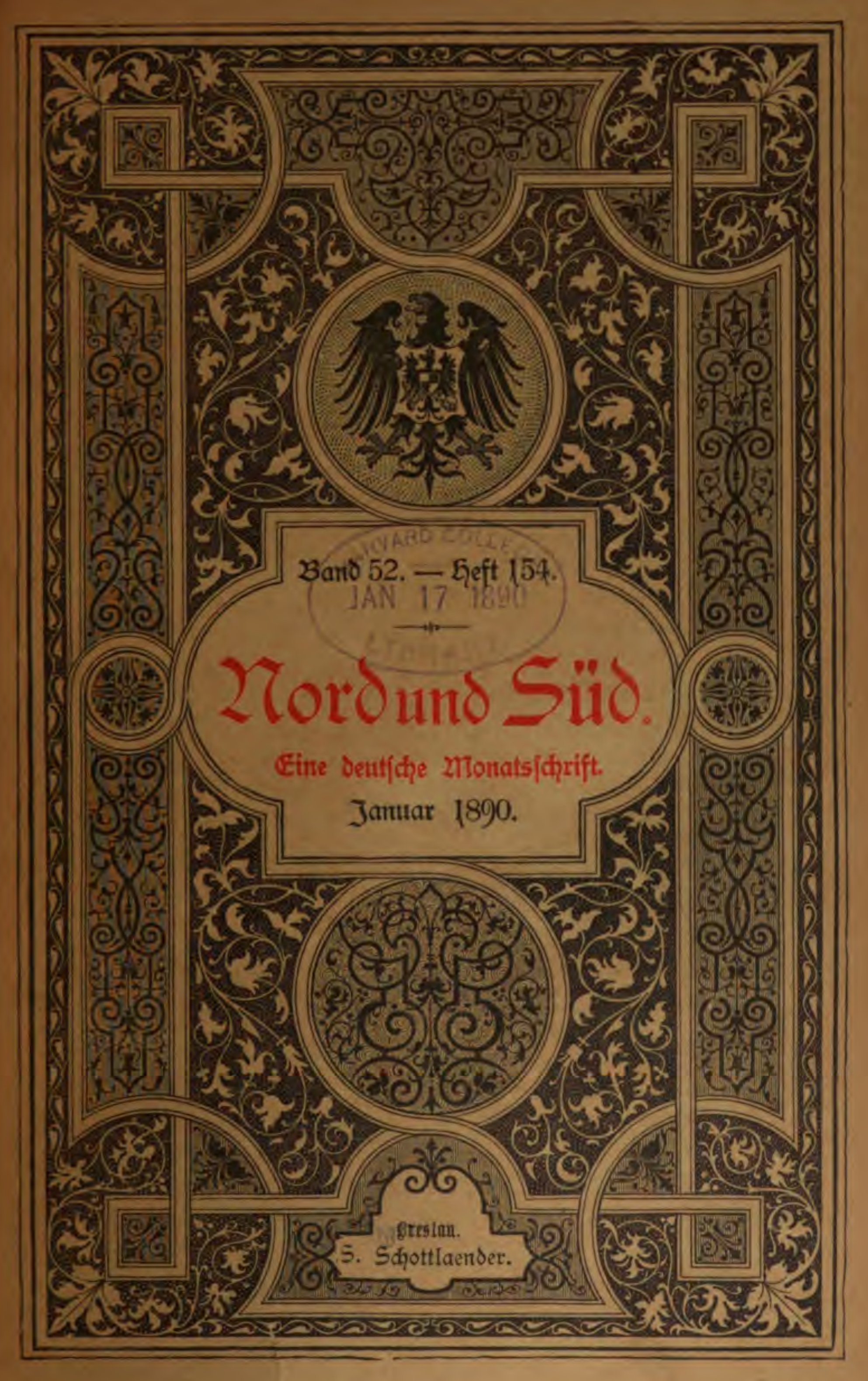
Inhalt des 52. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1890.

Mit den Portraits von:
Anton Dvořák, radirt von Wilh. Krauskopf in München; Emil Rittershaus und Heinrich Kruse, radirt von Johann Lindner in München.

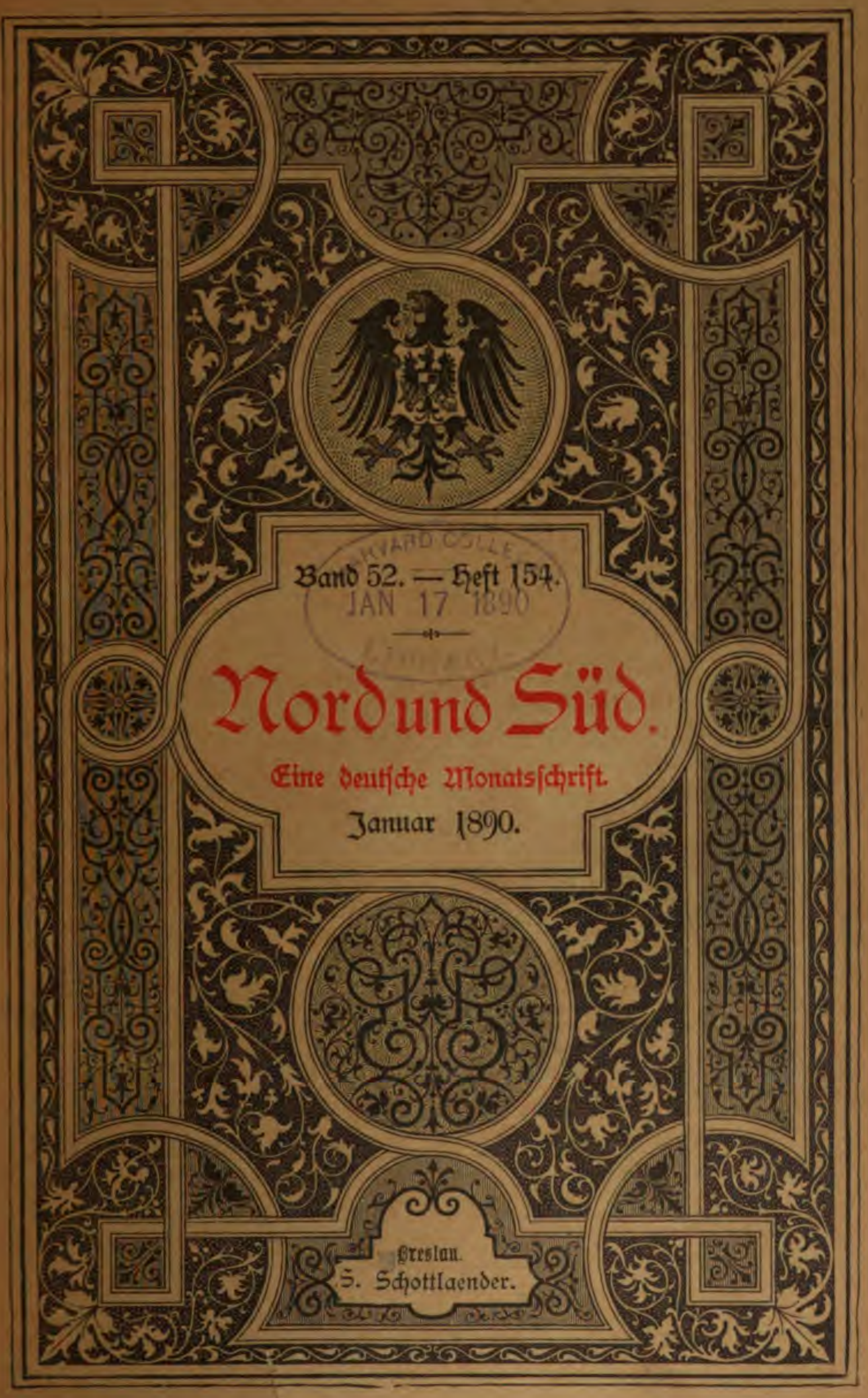




Band 52. — Heft 154.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Januar 1890.
Breslau.
S. Schottlaender.

Mit den Portraits von:
Anton Dvořák, radirt von Wilh. Krauskopf in München; Emil Rittershaus und Heinrich Kruse, radirt von Johann Lindner in München.




Band 52. — Heft 154.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Januar 1890.
Breslau.
S. Schottlaender.

Januar 1890.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Anton Dvořák.
Radirung von Wilh. Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

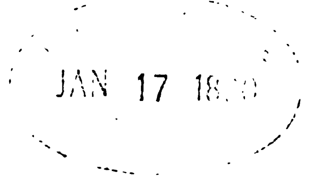
Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.



Antonín Dvořák

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.





Der Erbe von Rattingen.

Novelle

von

Wilhelm Berger.

— Bremen. —

I.

Es sind jetzt etwa zehn Jahre her, als ich eines Sommers in den Ferien, die Touristentasche umgehangen, allein oben an der Weser umherwanderte. Einen Reiseplan hatte ich mir nicht vorher gemacht. An Ort und Stelle erkundete ich mit geringer Mühe im Gespräche mit Leuten, die mir begegneten, mit den Wirthen, bei denen ich einkehrte, was mir für mein Tagesprogramm nöthig war. Ueber den Tag hinaus dachte ich nicht, aus Furcht, in jenes ungeduldige Vorwärtsstreben, die Krankheit modernen Touristenthums, zu verfallen, das den ruhigen, gesammelten Genuß an der Gegenwart kaum aufkommen läßt, jedenfalls denselben beeinträchtigt. Auch suchte ich nicht jene landschaftlichen Schaustücke auf, die der Fremde dem Fremden preist; ich ließ mir genügen an freundlicher Abwechselung von Weide, Acker und Wald; ich erfreute mich überall an der Erde lachenden Geländen, überspannt von des Himmels geheimnißvoller Wölbung.

Eines Tages, gegen Abend, entdeckte ich unvermuthet, da ich mich noch von allen menschlichen Wohnungen fern glaubte, auf einer Höhe mitten im Walde ein alterthümliches Gebäude. Es kamen mir Zweifel, ob dasselbe bewohnt sei; näher hinangehend sah ich indessen, daß es sich in wohlerhaltenem Zustande befand, und daß in den unregelmäßig angebrachten Fenstern helle Scheiben blinkten. Die Neugier bewog mich, der Geschichte dieses Hauses und seiner jetzigen Bestimmung nachzuspüren, und ich schlug einen breiten Weg ein, der meinen Pfad kreuzte und in der Richtung auf das räthselhafte Gebäude verlief.

Nachdem ich etwa zehn Minuten lang gestiegen, kam ich an eine Lichtung, die von einem Zaune eingehegt war. Ich sah darüber hinweg in einen sorgfältig gepflegten Gemüsegarten mit einem breiten Mittelwege, an dem sich schmale Zierbeete entlang zogen. Hier und dort erhob sich ein alter Obstbaum; in der Ferne, hinter mächtigen Kastanien, zeigte sich die Rückseite des Hauses mit darangebauten Schuppen und Ställen.

Während ich schaute, schlug ein Hund an. Ein Zuruf in einer rauhen Baßstimme gebot dem Thiere, sich ruhig zu verhalten. Und nun erblickte ich auch den Inhaber dieser Stimme, einen graubärtigen Mann in hellgrüner Kleidung. Er saß unter den Kastanien, eine kurze Pfeife rauchend, und um ihn tummelte sich eine Schaar junger Hunde.

Ich befand mich augenscheinlich vor der Oberförsterei dieses Bezirks. Und da ich wußte, daß in dieser Gegend den Förstern der Betrieb einer kleinen Wirthschaft gestattet zu werden pflegt, so nahm ich keinen Anstand, durch eine Pforte, die sich mir in der Entfernung einiger Schritte darbot, in den Garten einzutreten.

Sofort rannten mir sämmtliche junge Hunde in possirlichen Sprüngen, eifrig kläffend, entgegen, schnupperten an mir herum und sprangen mit drolligem Ungeschick an mir empor, während die verständige Mutter der Meute ruhig bei ihrem Herrn sitzen blieb, ihn mit stummer Frage ansehend, ob er auch mit dem ungebärdigen Treiben ihrer Kinder einverstanden sei.

Der Förster ließ mich näher herankommen; dann rief er mir zu: „Haben Sie Geduld mit dem kleinen dummen Volk; es hat noch nicht gelernt, was sich schickt!"

Ich bat um Entschuldigung, daß ich in sein Gebiet ohne Weiteres eingedrungen sei, gestand, daß ich, nach langer, heißer Wanderung, das Bedürfniß empfände, zu rasten und mich zu erquicken, und fragte schließlich an, ob er mir etwas Speise und Trank verabreichen wollte.

Er klopfte mit seiner Pfeife vernehmlich auf den Tisch, ehe er antwortete, daß er gerne bereit sei, einen bescheidenen Imbiß zu liefern. „Wir sind auf dergleichen eingerichtet," fügte er hinzu. „An schönen Sonntagnachmittagen sehen wir regelmäßig einen Theil der Honoratioren der umliegenden Dörfer bei uns. Ja sogar ein einfaches Mittagessen geben wir, falls es einige Tage vorher bestellt wird. Dieser Wirthschaftsbetrieb ist eine Liebhaberei meiner beiden Schwestern, die in der ganzen Umgegend gute Bekannte haben und Sonntags, trotz der Aufwartung, die ihnen allein obliegt, immer Zeit finden, mit den Freundinnen, die sich einstellen, sämmtliche Neuigkeiten durchzusprechen."

Aus dem Hause kam eine kleine, ältliche Dame, ungemein einfach, fast klösterlich gekleidet, und fragte mich freundlich, nachdem sie mir Guten Abend geboten, was ich zu genießen wünsche.

Ich bat um ein Butterbrod und eine halbe Flasche Moselwein, wenn derselbe zu haben sei.

Die Kleine blickte fragend den Förster an. Und dieser vervollständigte meinen Auftrag: „Graacher, Jette."

Er hatte mich taxirt und gönnte mir eine seiner besseren Sorten, wie ich hoffte.

„Ich habe Verbindungen an der Mosel," sagte er, meine Vermuthung bestätigend. „Diese Sorte, die ich führe, werden Sie so leicht nicht anderswo finden. Sehen Sie: der Wein, das ist nun wieder meine Liebhaberei; von dieser Seite trage ich mein Scherflein zum Ruf der Wirthschaft bei."

Während er mir dann einige Fragen nach seinen Obliegenheiten als Förster mit mehr Gründlichkeit beantwortete, als ich beanspruchte, kam dieselbe kleine Dame wieder aus dem Hause, zwei halbe Flaschen Wein und zwei Gläser tragend. Wiederum wünschte sie mir Guten Abend. Als ich sie verwundert ansah und nur zögernd ihr den Gruß zurückgab, lachte der Förster und erklärte mir, dies sei Rieke, die andere Schwester. „Die Mädchen sind Zwillinge," fuhr er fort, „und von Jugend an einander so ähnlich gewesen, wie sie heute sind. Nur genaue Bekannte vermögen sie zu unterscheiden. Wer dies indessen nicht versteht, braucht darum doch nicht jedesmal erst zu fragen, wen er vor sich habe. Denn was Rieke weiß, das weiß auch Jette und umgekehrt. Und wie Jette denkt, so denkt auch Rieke. Auch hört eine Jede auf beide Namen, wie es gerade kommt."

Inzwischen hatte Fräulein Rieke Flaschen und Gläser auf den Tisch gesetzt, ohne den Erläuterungen ihres Bruders Beachtung zu schenken und entfernte sich dann, ohne ein weiteres Wort gesprochen zu haben — genau wie Fräulein Jette.

Der Förster bat um die Erlaubniß, seinen Vesperschoppen in meiner Gesellschaft trinken zu dürfen. Nichts konnte mir erwünschter sein. Sofort begann ich, ihn über das Gebäude auszufragen, das er bewohnte. Dasselbe sei auf den Ueberbleibseln eines Nonnenklosters errichtet, das zweifelsohne in der Periode seiner größten Blüthe den ganzen Hügel bedeckt habe, erzählte er. Es werde behauptet, noch im fünfzehnten Jahrhundert seien über hundert Ortschaften den frommen Schwestern zinspflichtig gewesen. Im dreißigjährigen Kriege sei das Kloster zerstört worden, und der Ort habe dann lange wüst gelegen. Endlich, gegen 1700, sei der damalige Herr des Grundes und Bodens, ein Thüringer Graf, mit dem Bau des jetzt noch in allen wesentlichen Stücken unverändert erhaltenen Hauses vorgegangen, auf Begehr seiner Mutter, die hier ihren Wittwensitz aufzuschlagen gewünscht habe. Nacheinander habe dann dieser abgelegene Bau verschiedene alleinstehende Damen von hoher Geburt beherbergt, bald aus diesem, bald aus jenem Geschlecht, bis schließlich nach den Befreiungskriegen der erste Förster eingezogen sei. Seitdem diene das alte und keineswegs bequem eingerichtete Gebäude als Försterei. Er selbst wohne nun schon beinahe zwanzig Jahre darin, von Anfang an mit seinen beiden Schwestern, für die sich, wie er scherzhaft hinzufügte, ein gemeinschaftlicher Mann — denn

mit zweien, für Jede einer, wäre ihnen nicht gedient gewesen! — nicht habe finden lassen. Daß er nicht zum Heiraten gekommen, würde mir begreiflich sein, wenn ich Jette und Rieke näher kennte.

Ich fand dies begreiflich, auch ohne die Zwillingsschwestern näher zu kennen. Der gute Förster war — unbeschadet seiner Pflichttreue im Dienst, die ich zu bezweifeln keinen Grund hatte — augenscheinlich eine ruhige, zu gemächlichem Hinleben geneigte Natur und hatte sich von jeher in ihrer Doppelpflege zu wohl befunden, um an eine Aenderung des bestehenden Zustandes zu denken.

Im Verlaufe des Gesprächs hatte ich mich als einen Wanderer zu erkennen gegeben, der ziellos umherschweife und genügsam genieße, was ihm der Zufall darbiete. Nun erbot sich der Förster, mich mit einigen Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen, die sich in der unmittelbaren Umgebung der Ansiedlung befindeu sollten. Dieselben bestanden aus einem alten Brunnen mit der Sandsteinfigur eines unbekannten Heiligen, einer verfallenen Mühle und einigen durch Alter und Größe merkwürdigen Bäumen. Voraussichtlich besaßen alle diese Dinge nur eine locale Wichtigkeit und ihre Besichtigung verlohnte sich nicht der Mühe; da ich indessen wußte, daß es den Leuten auf dem Lande Vergnügen macht, Fremden ihre Raritäten, oder was sie dafür halten, vorzuweisen, so nahm ich des Försters Anerbieten mit geziemender Dankbarkeit an.

In der That bekam ich nichts zu sehen, was an einem anderen Orte meine Aufmerksamkeit erregt haben würde. Inzwischen dehnte sich unser Spaziergang, da mein Führer noch einige vorher nicht namhaft gemachte Punkte einschaltete, weit länger aus, als ich erwartet hatte, und bei unserer Rückkehr war die Dämmerung bereits angebrochen. Wenn ich mein Tagesziel noch sicher erreichen wollte, so mußte ich sofort meine Schritte weiter lenken. Ich erkundigte mich nach dem nächsten Wege nach Sprenzlingen. Der Förster beschrieb mir denselben mit einer Genauigkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ, und glaubte auch jedenfalls, daß ich nach seiner Anleitung nicht irre gehen könne. Ich aber, nachdem ich ihm genau zugehört, war anderer Ansicht. Schon jetzt hatte ich die Reihenfolge seiner Wegmerkmale vergessen. In einer Stunde sollte ich Sprenzlingen vor mir liegen sehen, oder wenigstens die Lichter in seinen Häusern erblicken, versicherte der Förster. Dagegen war ich überzeugt, daß ich die Nacht im Walde würde zubringen müssen, falls ich so waghalsig wäre, bei der rasch zunehmenden Dunkelheit mich meinem nicht eben hervorragenden Spürsinn anzuvertrauen. Nach kurzer Ueberlegung platzte ich mit der Frage heraus, ob die Oberförsterei mir kein Nachtquartier bieten könne.

Darüber müsse er mit „den Mädchen" reden, versetzte der Förster bedächtig und ging zum Hause voraus. Er ließ mich in eine Art von Gaststube eintreten und begab sich dann zu Jette und Rieke, um Kriegsrath mit ihnen zu pflegen. Ich mußte auf die regierenden Gewalten einen

vertrauenerweckenden Eindruck gemacht haben, denn er kam bald mit dem Bescheide zurück, ich möge bleiben; doch werde von mir erwartet, daß ich nur die nothwendigsten Ansprüche an Bedienung stelle und mir gefallen lasse, das einfache Abendbrot der Familie zu theilen.

Nachdem ich mich mit diesen Bedingungen einverstanden erklärt, wurde ich in das Wohnzimmer geführt. Dort empfingen mich beide Schwestern mit einem solchen Cermoniell, daß mir sofort klar wurde, von diesem Augenblicke an müsse ich mich als geladener Gast betrachten und demgemäß mein Benehmen einrichten. Ich stellte mich also vor: Regierungssecretär Angermann aus Kassel, und der Förster machte nochmals Jette und Rieke namhaft, den Familiennamen Wolfshagen hinzufügend.

Unterscheiden konnte ich sie übrigens nicht, obgleich ich sie nun nebeneinander sah. Da beide denselben Geschmack hatten, so trugen sie sich auch vollständig gleich, bis auf die geringste Kleinigkeit. In städtischer Umgebung würde mir die Altjüngferlichkeit ihres Aussehens komisch vorgekommen sein; hier aber schien sie dem Orte durchaus angemessen. und es kostete mich keine Anstrengung, den schicklichen Ton gegen die altfränkischen Damen anzuschlagen.

O, sie erwiesen sich als sehr wohl unterrichtet über die Angelegenheiten draußen in der Welt. Von ihrer einsamen Waldwarte aus beobachteten sie mit regem Antheil und hellem Geiste die Kreuz- und Quersprünge, in denen sich die Cultur vorwärts bewegt. Sie waren nicht vom Pessimismus angekränkelt, sie nicht. Nur das Gute, das Fruchtbare, das Aufklärende sammelten sie in die Scheuern ihres Gedächtnisses. Und wie wußten sie es aufzuspüren! Die Lust; mit soviel Hoffnung bewirthet zu werden, war mir schon längst nicht geworden. Denn uns Städtern, wie wir uns auch dagegen wehren mögen, drängt sich immer wieder der Hang zur Unzufriedenheit auf. Mit dem Erreichten, so groß es auch sein möge, werden wir blitzschnell fertig, und von dem Werdenden sehen wir nur das Chaos. Und der Eine macht den Andern mißtrauisch, ob das Alles nun auch so wachsen werde, wie es soll und sein muß. Da gewährt es dann Freude, einmal wieder ausgesprochen zu hören, daß der alte Gott noch lebt und mit seiner Weltordnung im Großen und Kleinen noch lange kein Fiasco gemacht hat.

Nach kurzer Zeit befand ich mich im lebhaftesten Gespräch mit den Schwestern. Sie ergänzten sich, sie hatten schlechterdings nur eine Ansicht. Es war, wie Wolfshagen mir gesagt hatte: wie Rieke, so dachte auch Jette. Er saß bei Seite, der wackere Förster, und ergötzte sich im Stillen an der Gewandtheit, die sie in der Unterhaltung mit dem fremden Herrn zeigten. „Da sehen Sie nun, Herr Secretär,“ wandte er sich endlich in einer Pause an mich, „wie es um meine Häuslichkeit bestellt ist. Unser Kreis ist freilich klein, aber es herrscht eine angenehme Temperatur darin, und die Spiegel, mit denen wir die Bilder der weltlichen Dinge auffangen,

halten wir wacker in Thätigkeit. Und da die täglichen Arbeiten außerdem nicht abreißen, so haben wir nie Langeweile."

Beneidenswerthe Sterbliche! — Saßen mitten im Walde, von dem nächsten Dorf eine Wegstunde entfernt, waren geistig regsame Leute und jammerten doch nicht nach Theater und Concerten, nach Kunstausstellungen und Wiener Cafés!

Nach der frugalen Abendmahlzeit, die der wirklich vortreffliche Graacher des Försters würzte, führten die beiden Damen mich im Hause umher. Die Zimmer lagen in der wunderlichsten Anordnung ringsum, als ob sie in die fertigen Mauern einzeln, je nach Laune hineingebaut wären. Nicht einmal dasselbe Niveau des Fußbodens hatten sie; ein, zwei, sogar drei Stufen führten zu ihnen empor. Und um die Kammern im oberen Stockwerk, unter denen auch die meinige, erreichen zu können, waren nicht weniger als drei Treppen angebracht worden.

„Welch unsinnige Architektur!" rief ich kopfschüttelnd aus.

„Das ist sie wohl," gab Jette kleinlaut zu. „Aber —"

„Ein liebes altes Nest ist es doch," fiel Rieke ein, und die Andere nickte dazu aus voller Ueberzeugung.

Was vermag die Macht der Gewohnheit nicht! — Dabei waren die Wände meist nur hellgetüncht, und die Möbel von rührender Einfachheit! — Den einzigen Schmuck bildete, außer einer Anzahl von Geweihen, das Bild des Kaisers in Oeldruck.

In meinem Schlafzimmer, in welchem wir übrigens nur kurze Zeit verweilten, fiel mein Auge sofort auf ein photographisches Bildniß, welches an der kahlen Linkswand hing. Es stellte einen jungen Mann dar von auffallender Schönheit der Gesichtszüge.

„Wer ist das?" rief ich erstaunt aus und machte Miene vor dem Bilde zu verweilen.

Rieke, die das Licht in der Hand trug, wandte sich mit einiger Hast zur Thür. Es kam mir so vor, als ob ein rascher Blick zwischen den Schwestern gewechselt worden wäre.

„Ein ehemaliger Freund unseres Bruders Eberhard," antwortete Jette leichthin.

„Aus der Studienzeit," glaubte Rieke hinzufügen zu müssen.

„Ein selten hübscher Mensch!" bemerkte ich.

Schweigend gingen die Schwestern die Treppe hinab, mir voran.

„Was ist aus ihm geworden?" fragte ich unbefangen.

„Etwas Gutes schwerlich," kam die Antwort scharf von Rieke.

Und Jetté unterstützte: „Körperliche Schönheit, mit Charakterschwäche verbunden, führt immer zum Unheil."

Ich aber wußte nun, daß mit dem schönen Freunde des Försters sich in der Vergangenheit etwas ereignet habe, das ihn um das Wohlwollen

der Schwestern brachte, und beschloß, eine passende Gelegenheit wahrzunehmen, um Wolfshagen zum Reden darüber zu bringen.

II.

Der Förster empfing mich mit der Frage, wie mir seine Behausung gefalle; worauf ich erwiderte, der Bau sei nur insofern interessant, als er vollständig planlos und noch dazu mit seltenem Ungeschick errichtet sei. Ich fügte hinzu: „Wenn ich sonst ein altes Wohngebäude durchwandere, dann habe ich immer die Empfindung einer geheimnißvollen Vergangenheit. Damit meine ich nicht, daß ich etwa voraussetze, es seien darin entsetzliche Dinge geschehen. Aber ich sage mir: die Mauern, in denen vier, fünf Generationen sich abgelöst haben, müssen doch das eine oder andere außergewöhnliche Menschenschicksal gesehen haben. Bei der Promenade durch Ihr Haus dagegen, Herr Förster, bin ich von einem derartigen Gefühle gänzlich frei geblieben; ich glaube, es hat sich niemals etwas darin ereignet, das in einem Romane zu verwenden wäre."

„Der Schein trügt," sagte der Förster. „Was im vorigen Jahrhundert die adeligen Damen hier getrieben haben, weiß ich nicht. Wenn eine derselben Aufzeichnungen hinterlassen haben sollte, was immerhin möglich ist, so stecken dieselben in unzugänglichen Archiven. Aber noch zu meiner Zeit ist dieser Mißbau der Schauplatz einer seltsamen Begebenheit gewesen."

Eine der Schwestern räusperte sich leise.

Der Förster achtete nicht darauf, sondern fuhr fort: „Oben in Ihrer Kammer, Herr Secretär, hängt eine Photographie. Etwas verblichen ist sie zwar, doch immerhin noch deutlich genug, um von dem Manne, den sie darstellt, eine richtige Vorstellung zu geben. Sehen Sie sich das Bild einmal an; es ist der Mühe werth. So hübsche Menschen, wie der Konrad Gruber einer war, sind selten."

Das Schwesternpaar wurde unruhig. „Laß doch die alten Geschichten, Eberhard," bat Jette. Oder war es Rieke — ich weiß es nicht.

„Was ist daran gelegen?" versetzte Jener gleichmüthig. „Wir haben keine Unehre davon gehabt."

Bei dem Widerstande der Schwestern hielt ich es nicht für schicklich, der Sache weiter nachzuforschen. Dem Förster indessen schien daran gelegen, vor mir, dem Fremden, gewissermaßen das Renommee seines Hauses zu retten. Er entkorkte eine frische Flasche Graacher, schenkte die Gläser voll und hub dann bedächtig an: „Dieser Konrad Gruber, müssen Sie wissen, besuchte die Forstschule mit mir. Er war ein frischer Junge damals, mit einem Gesichte wie Milch und Blut. Dabei ein Teufelskerl, der recht gut wußte, wie hübsch er war, und das Seinige that, seine körperlichen Vorzüge in das beste Licht zu setzen. Und liebenswürdig war er auch; sein Wesen trug das Gepräge einer rückhaltlosen Offenheit, die ihm alle

Herzen gewann, und nicht zuletzt das meinige. Wir fanden nun freilich bald aus, daß Gruber weitaus nicht der Engel war, als welcher er uns Anfangs erschien. Er erwies sich als ein unzuverlässiger Freund, als ein plauderhafter Zwischenträger; er wälzte die Streiche, die er verübt hatte, mit raffinirter Geschicklichkeit auf Andere ab; er nahm unsere Börsen in Anspruch, ohne jemals an Rückzahlung zu denken. Dazu besaß er nicht den mindesten Lerntrieb, so leicht er auch faßte. Aber es giebt ja privilegirte Naturen, die sich Alles erlauben dürfen. Man schüttelt den Kopf über ihre Fehler, ärgert sich auch gelegentlich über sie, und kann ihnen dennoch nicht gram werden. So verhielt es sich mit Konrad Gruber. Er konnte thun und lassen, was er wollte: er blieb lieb Kind bei Allen.

„Nachdem wir beide gleichzeitig die Forstschule verlassen hatten, sah und hörte ich lange nichts von ihm. Ich hatte das Glück, im praktischen Dienst rasch befördert zu werden, und erlangte in verhältnißmäßig jungen Jahren diesen Posten, auf dem man, wie es den Anschein hat, allerdings beabsichtigt, mich verschimmeln zu lassen. Als ich meine Bestallung in Händen hatte, machte ich meinen Schwestern plausibel, daß sie wohl daran thäten, zu mir zu ziehen. Ganz ohne Weiteres waren sie nicht zu haben. Eine Einsiedelei im Walde ist kein Platz, den man in jungen Jahren so leicht freiwillig zum Wohnorte wählt. Aber ich war der einzige Bruder und durfte doch nicht körperlich und geistig in einer Junggesellenwirthschaft verkommen; das hat den Ausschlag gegeben."

„Glauben Sie ihm nicht," fiel eine der kleinen Damen ein. „Wir bedurften seiner Unterstützung mehr, als er der unsrigen. Gezögert haben wir nur, weil wir fürchteten, uns nicht genügend nützlich machen zu können."

Und die andere vollendete: „Als wir darüber beruhigt waren, kamen wir unverzüglich."

„Also im Jahre 1856 begründeten wir unseren gemeinschaftlichen Hausstand," fuhr der Förster in seiner Erzählung fort. „Es war im Herbste des nächsten Jahres —"

„Am dreizehnten November," schaltete eine der Schwestern ein —

„Als ich am Nachmittage eine Kutsche sich durch den Wald winden sah, in der Richtung auf die Oberförsterei. Kaum denkbar war, daß dieselbe sich verfahren haben sollte, da an guten Landstraßen in dieser Gegend schon damals kein Mangel war. Der vornehme Besuch galt also zweifelsohne mir. Ich verfügte mich zur Einfahrt und sah mit nicht geringer Spannung der Ankunft des Wagens entgegen. Schon aus der Ferne rief mir eine bekannte Stimme zu: ‚Guten Abend, Eberhard!'. Doch besann ich mich vergeblich, wer der Rufende sein könnte; denn mit demjenigen, der es war, hatten sich meine Gedanken schon lange nicht mehr beschäftigt, und ihn konnte ich auch am allerwenigsten in dem Gefährt vermuthen. Bald indessen, bei dem Anblick eines blonden Kopfes, der sich aus dem Wagenfenster schob, ging mir ein Licht auf: es war kein Anderer als Konrad

Gruber, der als Reisender — ich erspähte einige aufgeschnallte Koffer — sich anschickte, bei mir einzukehren.

„Ich hatte kaum ein anderes Gefühl, als dasjenige der Neugier, während die Pferde vollends den Hügel emporklommen. Noch war der Wagen nicht zum Stillstand gekommen, als Konrad heraussprang, auf mich zueilte und mich mit überschwänglicher Lebhaftigkeit umarmte. Was er alles hervorsprudelte, weiß ich nicht mehr, denn ich hatte inzwischen gesehen, daß er nicht allein gekommen war. In der Kutsche saß eine verschleierte Dame.

„Konrad, immer achtsam auf Alles, was um ihn her vorging, hatte meinen Blick bemerkt. Rasch raunte er mir zu: ‚Es ist meine Frau. Wir sind auf der Flucht vor hochmüthigen Verwandten. Gewähre uns ein Asyl um unserer alten Freundschaft willen; ich habe auf Dich gerechnet. Später erzähle ich Dir Alles‘.

„Was sollte ich machen? — Wie diese beiden Gäste, die da hereinschneiten, unterzubringen waren, davon hatte ich keine Ahnung. Raum genug war freilich vorhanden, doch in den Gastzimmern oben über den drei Treppen fehlte noch jegliches Mobiliar. Aber abweisen konnte ich die Flüchtigen nicht; einer solchen Hartherzigkeit war ich nicht fähig. Mochten sie bei uns vorlieb nehmen!

„Ich erwiderte kurz, das begehrte Obdach solle ihm nicht versagt sein. Darauf sprach er nach dem Wagen zu: ‚Hulda, wir sind geborgen! Ich sagte Dir's ja: Eberhard Wolfshagen ist der Beste der Menschen!‘

„Aus dem Wagen aber kam keine Antwort; auch regte sich nichts darin. Betroffen eilte Konrad zum Schlage. Die Dame, die er seine Frau genannt hatte, war ohnmächtig geworden. Was mochte die Aermste alles erduldet haben, dachte ich, daß sie jetzt zusammenbricht, in dem Augenblicke, da sie weiterer Anspannung enthoben ist!

„Konrad sprang in den Wagen; er hob die Leblose herab und ich empfing sie in meinen Armen. Ich trug sie über die Schwelle dieses Hauses. Es fiel mir auf, daß sie in kostbare Tücher gehüllt war, daß ein feines Parfüm von ihr ausging. Darüber erschrak ich. Welche Prinzessin sich ihm in Liebe zugewandt habe? fragte ich Konrad, der neben mir herschritt, den Schleier lüftend und ängstlich in den Zügen forschend, die mir noch verhüllt blieben.

„Er hatte keine Zeit, mir zu antworten. Schon kamen Jette und Rieke herbei, voll von Mitleid mit der Unbekannten, voll Eifers, ihr zu helfen. Sie wiesen mich an, meine Last in ihre Schlafkammer zu tragen, und sie dort auf eines der Betten niederzulegen. Als dies geschehen, entfernte ich mich, und traf auf dem Flur Konrad. Er war zurückgeblieben und ging unruhig hin und her, augenscheinlich wenig damit zufrieden, daß ihm so kurzer Hand die Sorge für seine Frau abgenommen worden war."

Hier nahm eine der Schwestern das Wort. „Wir erstaunten nicht

wenig, als wir gewahrten, welch ein feines, vornehmes Geschöpf uns so urplötzlich in die Kur gegeben war," berichtete sie. „Die Hüllen, die wir von der Ohnmächtigen lösten, gaben Zeugniß davon, daß sie aus einem reichen Hause stammte. Hübsch erschien sie uns nicht, als sie bleich, mit geschlossenen Augen, vor uns lag; dann aber, nachdem sie diese Augen geöffnet hatte und ihre Züge sich zu beleben begannen, wurden wir anderer Meinung. Ein liebreizendes Kind war sie, braunlockig, mit dunklen, schön gezogenen Brauen und großen, blauen, leuchtenden Augensternen. Und noch so jung, so jung! — Ob sie bleiben dürfe? war ihr erstes Wort. So zaghaft kam es heraus, so scheu blickte sie uns dabei an — wir merkten wohl, wie furchtsam ihr noch um's Herz war. Wir beruhigten sie; wir versicherten ihr, daß sie sich unter Freunden befinde. Und nun, als sie sich erkundigte, ob wir die Schwestern von Eberhard Wolfshagen, dem Freunde ihres Mannes, wären, und gleich darauf bat, Konrad zu benachrichtigen, daß sie sich wieder erholt habe — nun erriethen wir, wem Eberhard Herberge gegeben hatte. Sofort aber war uns auch klar, daß in dieser Ehe nicht Alles in Ordnung sein konnte. Ueber Konrad Grubers Verhältnisse und Aussichten im Leben waren wir hinreichend unterrichtet, um zu wissen, daß dieses Frauenzimmer, welches jetzt selbst uns gegenüber ihre Gewohnheit, zu befehlen, nicht ganz verleugnen konnte, weit über seinem Stand war. Liebesheirathen aber, die über eine weite gesellschaftliche Kluft hinweg geschlossen werden, führen bekanntlich selten zu irdischem Glück. Sie dauerte uns, die kleine, niedliche Person, und wir glauben, sie war klug genug, dies aus dem wärmeren, herzlicheren Tone zu schließen, den wir gegen sie anschlugen."

Die andere Schwester fuhr fort: „Unser Mitleid war ihr unbehaglich; sie empörte sich dagegen und kehrte die Prinzessin heraus. Eine von uns möge doch nach ihren Koffern sehen, ordnete sie an, und die andere ihr bei der Toilette behülflich sein. Seit achtundvierzig Stunden sei sie nicht aus den Kleidern gekommen, die sie trage. Sie müsse sich für ihren Mann schön machen und ihm wieder etwas Neues werden. Und nachdem die Koffer herbeigebracht waren, putzte sie sich mit unserem Beistande heraus, als ob sie zu einer Soiree in der Residenz gebeten wäre. Es machte ihr augenscheinlich Freude, und uns auch. Kaum wurde es uns bewußt, welcher seltsamen Beschäftigung wir uns eigentlich hingaben, wie wunderbar, wie märchenhaft dies ganze Treiben war — in unserer armseligen, nüchternen, kahlen Oberförsterei!"

Nun fiel der Bruder wieder ein: „Inzwischen hatte ich Konrad in mein Zimmer geführt. Er trug Civilkleider. Ob er den Forstdienst quittirt habe? fragte ich. Gleich wollte er mir Rede und Antwort stehen, versetzte er; vorher bäte er um einen Schluck Wein oder Branntwein, was ich gerade bei der Hand hätte; seine Zunge klebe ihm am Gaumen und es fröstle ihn bis in's Mark hinein. Während ich ihn bediente,

konnte ich doch das Fragen nicht lassen. Wie er von meinem Aufenthaltsorte Kunde erhalten, forschte ich. Das war nun einfach genug zugegangen. Er hatte in einem Forstblatte von meiner Ernennung gelesen und mir soviel Interesse bewahrt, um sich genau über die Lage des Baues, worin ich hauste, zu unterrichten.

„Nachdem er mir diese Erläuterung gegeben, legte er mir eine Beichte über die Ereignisse ab, denen ich das Vergnügen verdankte, ihn wiederzusehen. Etwa ein Jahr vorher hatte er auf den freiherrlich von Rattingenschen Besitzungen in Baiern eine Stelle als Forstgehülfe erhalten, mit der Aussicht auf rasches Vorrücken, falls er sich bewähre. Diese Anstellung verdankte er dem Zufall und seinem angenehmen Aeußern. Der Schwager des verstorbenen Freiherrn und Verwalter seiner hinterlassenen Güter als Vormund der einzigen minorennen Tochter, ein Herr von Altmühl, hatte ihn bei einem Treibjagen kennen gelernt und Gefallen an ihm gefunden.

„Und Gefallen an dem hübschen Forstgehülfen fand dann auch sehr bald die junge Freiin von Rattingen. Häufig richtete sie ihre Spazierritte so ein, daß sie ihn unterwegs antraf. Dann ließ sie ihn lange Strecken neben ihrem Pferde hergehen und unterhielt sich mit ihm. Und der alte Reitknecht, der sie begleitete, blieb discret zurück. Konrad verstand bald die Sprache, die Huldas Augen redeten. O, er war in dergleichen Dingen nicht auf den Kopf gefallen, mein schöner Freund! Und es wurde ihm auch nicht eben schwer, die Neigung des reizenden Mädchens zu erwidern, eine Neigung, die für ihn so schmeichelhaft war. Außerdem lockten ihn, wie ich vermuthe, die glänzenden Aussichten, die sich ihm zu eröffnen schienen. Denn er war jung und leichten Sinnes und noch geneigt, die Liebe für allmächtig zu halten. Auch hatte er, verwöhnt wie er war, eine hohe Meinung von sich und glaubte an die Macht der Persönlichkeit. Deshalb warf er sich von Anfang an mit den ausschweifendsten Hoffnungen in diesen Liebeshandel.

„Derselbe verlief dann, da er nicht entdeckt wurde, wie vorauszusehen war. Im Dunkel des Geheimnisses wuchs die Leidenschaft. Ein Druck der Hände, ein keckes, rasch geflüstertes Wort — und das Einverständniß war hergestellt. Es folgten Begegnungen unter vier Augen und nach dem ersten Taumel Berathungen über die Zukunft. Angehören wollte Hulda ihm, allen Hindernissen zum Trotz. In wenigen Jahren würde sie Herrin über ihre Hand sein; bis dahin nur gelte es, in Geduld auszuharren. Aber nicht lange vermochten die Liebenden sich an der Aussicht auf spätere Belohnung gegenseitiger Treue genügen zu lassen. Schleunigste Vereinigung wurde das Ziel ihrer Sehnsucht. Der Gedanke an Entführung, an Flucht tauchte auf. Und einmal zugelassen, stellte derselbe sich immer verführerischer dar. Bald war nur noch von den Mitteln und Wegen die Rede, wie eine Flucht zu bewerkstellige sei. Eine kleine Reise, die Hulda gestattet wurde zu unternehmen, bot die erwünschte Gelegenheit. Konrad fuhr voraus

und erwartete die Geliebte an der nächsten Station. Sie wurden ihres Beisammenseins nicht froh, die beiden unbesonnenen Menschenkinder; denn sofort ergriff sie die Angst vor Verfolgung, vor Entdeckung und gewaltsamer Trennung. Kreuz und quer fuhren sie, um die Auffindung ihrer Spur zu erschweren. Es schien ihnen nichts geholfen zu haben; in Kassel sahen sie den Kammerdiener des Herrn von Altmühl auf der Straße. Glücklicherweise war es Abend, und sie vermochten sich unerkannt davon zu stehlen. Nun aber war kein Bahnhof mehr sicher. In jener Stunde heckte Konrad den Plan aus, auf meine alte Freundschaft bauend, zu mir zu flüchten. Sofort wurde ein Wagen gemiethet, und noch vor Mitternacht war das Paar unterwegs. Und da waren sie nun, nach einer schier endlosen beschwerlichen Fahrt, bei mir angekommen und hatten ihr fragwürdiges Glück in diesen Mauern geborgen.

„Eine Lücke in Konrads Bericht war mir aufgefallen. Von seiner Trauung hatte er nicht gesprochen. Auf meine Frage erwiderte er nachlässig: ‚Natürlich ist es unsere erste Sorge gewesen, den Segen der Kirche zu erhalten. Das ist doch selbstverständlich. Es war nicht ganz leicht; aber mit Geld ist Manches zu erreichen'. — Ich hatte keinen Grund, seine Angabe zu bezweifeln. Es war ja kaum denkbar, daß eine junge Dame von dem Range und der Bildung der Freiin von Rattingen sich einem Manne, sei er wer er sei, außerhalb der legalen Formen verbinden würde. Und doch blieb, was diesen Punkt betraf, ein gewisses Mißtrauen in mir zurück, das ich mich indessen hütete, laut werden zu lassen.

„Noch hatte ich mich nicht dazu aufraffen können, meinem leichtsinnigen Freunde die Strafpredigt zu Theil werden zu lassen, die ich ihm zu halten mich verpflichtet fühlte, als Hulda im Zimmer erschien, geschmückt wie eine Fürstin und geleitet von meinen Schwestern. Da, als sie auf mich zuging, meine Hand mit ihren beiden Händchen ergriff und mir versicherte, daß sie mir ewig dankbar für meine Güte sein würde — und alles dies, während ihre wunderbaren Augen auf mir ruhten, — da begann ich, Konrad milder zu beurtheilen. Ich empfand und mache kein Hehl daraus, daß die echte Aristokratie, vertreten durch ein zartes und doch selbstbewußtes Weib, etwas Berauschendes für unsereinen haben kann. Ja, die blendende Erscheinung der Fremden riß mich dermaßen hin, daß ich mit mehr Pathos, als nöthig war, ihr versicherte, sie könne bis zu meinem letzten Hauche auf meinen Schutz zählen, ein Gelöbniß, das sie mit dem holdesten Lächeln entgegennahm.

„Sie bemerken wohl, Herr Secretär, daß dies seltene Wesen uns drei geradezu blendete. Konrad begegnete ihr mit einer Art von ritterlicher Galanterie, die ihm gar nicht übel stand. Und meine Schwestern — sie mögen es selbst bestätigen — schämten sich eines jeden Stückes im Haushalte. Alles, was wir besaßen, schien ihnen plötzlich ordinär und

plump. Und für die geringe Qualität der Speisen, die sie vorsetzten, baten sie demüthig um Entschuldigung."

„Es war der erste Enthusiasmus," rechtfertigte sich Jette. „An jenem Abende — es ist wahr — hätten wir uns vor ihr niederwerfen können und ihre Füße küssen."

Und Rieke ergänzte: „Man sagt wohl von Jemand, den man hoch verehrt, man könne für ihn durchs Feuer gehen. Was Hulda von Rattingen betrifft, so wären wir damals dazu im Stande gewesen."

III.

Aus der weiteren Erzählung des Försters ging hervor, daß die Zwillingsschwestern den Gästen ohne Besinnen ihre Kammer abtraten. Sie selbst campirten in der ersten Nacht in der Küche auf aufgeschüttetem Stroh und labten sich förmlich an der Entbehrung, die sie sich auferlegten, damit „die kleine Frau" in Federbetten es gut habe.

Am nächsten Morgen fand Konrad Gruber bald aus, wie es um die Einrichtung der Försterwohnung bestellt war. Er gab seinem Freunde Geld und bewog ihn, in das nächste Städtchen zu fahren und das nothwendige Mobiliar einzukaufen. Am Abende schon wurde damals das Paar in dem Zimmer untergebracht, das jetzt mir angewiesen worden war.

Die ersten acht Tage verflossen in Freude und Herrlichkeit. Jeder Gedanke an die Zukunft wurde zurückgedrängt; alles Gute, was sich aus der Gegenwart gewinnen ließ, wurde genossen. Gruber nahm Theil an des Försters Arbeiten und war viel mit ihm im Freien, wenn er auch Sorge trug, sich nicht zu weit in die Umgegend hinauszuwagen. Hulda, nachdem sie Anfangs hinter Jette und Rieke hergetrippelt war und neugierig dem zugesehen hatte, was die fleißigen Mädchen schafften, bekam dann Lust, selbst mit Hand anzulegen, und ließ sich in allen Haushaltungskünsten unterweisen. Das war nun eine große Belustigung nicht allein für die Schülerin, sondern auch für die beiden Lehrerinnen, die natürlich nicht zuließen, daß ihr Schützling an seinen niedlichen Händen irgend welchen Schaden leide. Kam man Mittags und Abends zusammen, so bot das Nächstliegende Stoff genug zur Unterhaltung. Daß Hulda dabei das Wort führte, — daß die Uebrigen sich nur ihr angenehm zu machen suchten, verstand sich von selbst.

Nun ist es gewiß häufig der Fall, daß die Neuheit gewagter Verhältnisse zeitweilig einen Reiz schafft, der die darin schlummernde Gefahr gänzlich vergessen läßt. Allmählich aber, indem das Neue zum Alltäglichen wird, stumpft sich die Empfänglichkeit dafür ab, und aus dem Grunde der Seele treten die zurückgedrängten dunklen Bilder wieder hervor.

So ging es auch im Försterhause.

Der biedere Förster begann, sich um das ungewisse Schicksal der zarten jungen Frau Sorge zu machen. Einst, im Walde neben Konrad hinschreitend,

brachte er die Rede auf die Lage der Flüchtlinge. Ob der Versuch nicht rathsam sei, von dem Vormunde die Billigung des Geschehenen zu erlangen? ließ er sich vernehmen. Er machte darauf aufmerksam, daß Hulda erst in drei Jahren mündig werde. Es könne ihr sehr zum Nachtheile ausschlagen, meinte er, wenn sie nichts von sich hören lasse. Ihr Erbrecht stehe auf dem Spiel; man könne nicht wissen, was der Vormund gegen dasselbe, zu seinem eigenen Nutzen, unternehmen werde.

Gruber erwiderte auf diese sehr vernünftigen Vorstellungen leichthin, daß zu einem derartigen Schritte noch immer Zeit sei. Man müsse nichts übereilen. Wende er sich jetzt an Herrn von Altmühl, so bringe er denselben auf seine Spur und müsse gewärtigen, Hulda sich entrissen zu sehen.

Diesem immerhin berechtigten Einwande gegenüber rieth der Förster, Gruber möge in der betreffenden bairischen Kreisstadt einen Advocaten, unter Einsendung des Trauscheins, mit der Wahrnehmung der gefährdeten Rechte seiner Frau beauftragen.

Auch davon wollte Konrad nichts hören. Solch ein extremer Schritt werde seine und Huldas Sache vollständig verderben, rief er unmuthig aus. Damit schien er das Gespräch, das ihm offenbar peinlich war, für beendigt anzusehen.

Doch der Förster ließ sich nicht leicht von einem Gegenstande abbringen, den er einmal ergriffen hatte. Bekümmert sagte er, er wolle nur hoffen, daß das Paar im Besitze der Mittel sei, um auf eine erfreuliche Wendung warten zu können. Woher dieselbe kommen solle, wenn Konrad fortfahre, den Kopf in den Sand zu stecken, sehe er freilich nicht ein.

Darauf versetzte Konrad hochfahrend, daß es ihm an Geld und Geldeswerth nicht mangele, um seine Flitterwochen nach Belieben verlängern zu können, einerlei wo. Auch verstehe es sich von selbst, daß er für die Verpflegung im Forsthause eine angemessene Entschädigung leisten werde.

Selbstverständlich war es dem Förster nicht entfernt in den Sinn gekommen, etwas derartiges andeuten zu wollen. Die barsche Art, in welcher Gruber diese delicate Frage auf's Tapet brachte, verletzte ihn.

Ironisch entgegnete er: „Ich freue mich des Reichthums, den Du Dir erworben,“ stolz hinzufügend: „Es ist indessen nicht meine Absicht, mir die Gastfreundschaft bezahlen zu lassen, die ich Euch erweise.“

Die Folge dieses Gesprächs war eine Spannung zwischen den Freunden. Gruber ließ den Förster allein seine Wege abmachen, und Beide waren befangen und einsilbig, wenn sie in Gesellschaft der Frauen zusammentrafen.

Inzwischen hatte Hulda aufgehört, an der im Ganzen einförmigen häuslichen Thätigkeit Vergnügen zu finden. Sie ließ Jette und Rieke wieder allein wirthschaften und versuchte, sich mit der Nadel zu beschäftigen. In diesem löblichen Vornehmen wurde sie bereitwillig von den Schwestern unterstützt; leider aber ergab sich, daß Hulda nur feine Luxusarbeiten herzustellen vermochte, zu denen die Utensilien verschrieben werden mußten,





Niemand wußte, woher. Und nachdem sie sämmtliches Weißzeug, das sich im Hause vorfand, mit dem Monogramm des Försters versehen hatte, mußte sie nothgedrungen die Nadel bei Seite legen. Von Büchern aber, die jetzt in Frage kamen, besaß Wolfshagen nur die Bibel, zwei Jahrgänge eines Volkskalenders und einige forstwissenschaftliche Schriften. Die erste behauptete Hulda genügend zu kennen, die letzten verstand sie nicht, und die Kalendergeschichten waren ihr langweilig. Als einzige Zeitung wurde damals im Forsthause nur das wöchentlich erscheinende Kreisblatt gehalten, in welchen den Nachrichten von allgemeinem Interesse selten mehr als eine Spalte gewidmet war. Daß die Lectüre desselben keine ausreichende Unterhaltung gewähren konnte, liegt auf der Hand.

So wurde Hulda immer mehr auf die Gesellschaft Konrads angewiesen. Beide hatten nichts zu thun und waren also durchaus in der Lage, sich gegenseitig die Zeit vertreiben zu können. Damit aber muß es sehr bald zu hapern angefangen haben. Woher dies kam, war nicht eben schwer zu errathen. Die beiden jungen Leute lernten sich jetzt erst kennen, und dabei mußten sie inne werden, wie wenig Gemeinsames sie in ihrem Denken und Empfinden hatten. Es lag eine Kluft zwischen ihnen, die nur zeitweise von der Leidenschaft überbrückt wurde, dann jedoch wieder breiter und tiefer sich aufthat als zuvor. Die sorgfältig erzogene Tochter des reichen adligen Hauses war ihrem Gefährten, dem Bürgerssohne aus kleinen Verhältnissen, an Bildung bedeutend überlegen. Es konnte nicht fehlen, daß dies immer deutlicher hervortrat, je weniger der eine Theil von der Beobachtung des andern durch äußere Erlebnisse abgelenkt wurde. Und es ließ sich nicht verkennen: die Einsamkeit des Forsthauses war wie kein anderer Ort dazu angethan, den Verblendeten die Augen zu öffnen.

Auf Hulda mußte die Erkenntniß ihres Irrthums naturgemäß am ernüchterndsten wirken. Sie war die oben Stehende und deshalb die Entbehrende; sie war die feiner Fühlende und deshalb die Verletzte; sie wurde endlich durch hunderterlei Kleinigkeiten täglich, fast stündlich an die Opfer erinnert, die sie brachte und deren Ende nicht abzusehen war. Bald mehrten sich für die Hausgenossen die Anzeichen, daß der innere Zusammenhang des jungen Paares sich lockerte. Konrad mußte sich gefallen lassen, zurechtgewiesen, ja schnöde angefahren zu werden. Er litt dies in aller Demuth, stets fast ängstlich beflissen, die unzufriedene Herrin wieder in freundliche Laune zu versetzen. Dies Verfahren, für welches er freilich die zwingendsten Gründe hatte, war nicht geeignet, ihm zu nützen. Der immer Nachgiebige wird für schwach gehalten, und Schwäche beim Manne ist in den Augen des Weibes seine unziemlichste Eigenschaft. Wäre damals Konrad fest aufgetreten, scheinbar unbekümmert um die möglichen Folgen, wahrscheinlich würde sich Hulda vor der Kraft gebeugt haben. Dazu aber hatte er den Muth nicht, weil er sich bewußt war, auf schwankendem Boden zu stehen — weil er angefangen hatte, zu rechnen.

Bisher hatte Hulda es möglichst vermieden, der Umgebungen zu erwähnen, in denen sie aufgewachsen war. Unstreitig hatte sie darin einen feinen Takt bewiesen. Allmählich aber wurde dies anders. Immer häufiger fielen die Namen ihrer hochgeborenen Verwandten von ihren Lippen. Den Zwillingsschwestern, die bereits von ihrer Anbetung des vornehmen Gastes etwas zurückgekommen waren, suchte sie durch Beschreibung des Schlosses zu Rattingen zu imponiren. Zuletzt beherrschte sie mit ihren Lebenserinnerungen vollständig das Gespräch. Die Försterleute konnten nicht länger daran zweifeln, daß ihre Gedanken sich vollständig zur Heimat zurückgewandt hatten, und begannen, mit geheimer Angst der weiteren Entwickelung der Dinge entgegenzusehen.

Das Schlimmste freilich wußten sie noch nicht.

Auch Konrad konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß in der Schätzung Huldas sein Werth von Tag zu Tage sank. Auch er hatte mit steigender Unruhe die Wandlung in ihrem Wesen bemerkt. Von ihr zu lassen war er indeß durchaus nicht gesonnen. Plötzlich war ihm der Förster wieder der liebste Freund; er verwünschte das unselige Mißverständniß, das zwischen sie getreten sei; er schloß sich ihm wieder auf seinen Gängen an. Und Wolfshagen war gutmüthig genug, den Reuigen in Gnaden anzunehmen, namentlich auch deshalb, weil er doch mit ihm ein gewisses Mitleid fühlte. Da geschah es eines Tages, als die Beiden sich auf dem Heimwege von einem Jagdausfluge befanden, daß Konrad endlich bekannte, er sei gar nicht mit Hulda verheirathet. In der Aufregung ihrer überhasteten Flucht sei es ihnen nicht möglich gewesen, einen Prediger aufzusuchen, der sich dazu verstanden hätte, sie ehelich zu verbinden. Auf der Reise zum Forsthause seien sie dann übereingekommen, sich als Ehepaar auszugeben, da sie nur als solches auf eine wohlwollende Aufnahme rechnen zu können glaubten. Später, hatten sie gemeint, werde sich schon eine Gelegenheit finden, das Versäumte nachzuholen. Nun aber bedrücke sie das Ungewisse ihres Verhältnisses, und der Wunsch, für ihren Bund die Weihe des kirchlichen Segens zu empfangen, lasse ihnen keine Ruhe. Am Schlusse dieser Beichte richtete Konrad an den Freund die Bitte, daß er in einem der umliegenden Dörfer einen Geistlichen ermitteln möge, der gefällig genug sei, über den Mangel der erforderlichen Papiere hinwegzusehen, wofür demselben eine fürstliche Belohnung werden solle.

Der Förster war nicht wenig erschrocken über das, was er hörte; aber auch empört über das falsche Spiel, welches man mit ihm getrieben. Er machte seiner Entrüstung in starken Ausdrücken Luft, indem er gestand, daß er allerdings einem bloßen Liebespaare die Aufnahme in sein Haus versagt haben würde. Es gelang Konrad indessen, ihn zu beschwichtigen. Er machte geltend, daß es sich ja nur darum handle, das im Drange

widriger Umstände Verabsäumte nunmehr nachzuholen, und bewog schließlich den Freund zu dem Versprechen, daß er seinem Verlangen willfahren wolle.

Gleich am nächsten Tage machte sich der Förster auf, um bei den ihm bekannten Geistlichen der Nachbarschaft sein Heil zu versuchen. Mit schwerem Herzen trat er den Gang an, da er sich keineswegs verhehlte, daß er im Begriff stehe, einen Beamten zu einer ungesetzlichen Handlung zu verleiten. Aber Noth kennt kein Gebot! Jetzt, mitten im Winter, konnte er seinen Gästen nicht die Thüre weisen, und andererseits konnte und wollte er eine Fortdauer des unchristlichen Zustandes in seinem Hause auch nicht dulden. Noch hatte er seinen Schwestern Konrads Bekenntniß verschwiegen; es war vorauszusehen, daß die streng denkenden Jungfrauen sich voll sittlicher Entrüstung von der Freiin von Rattingen abwenden würden, sobald sie erführen, daß sie unter falscher Flagge segelte.

Von den beiden ersten Geistlichen, an welche der Förster sich wandte, wurde er kurzer Hand abgewiesen. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so gedemüthigt gefühlt, als in dem Augenblicke, wo er über die Schwelle des zweiten wieder auf die Straße trat. Er empfand bitter, daß er durch seine Bemühungen für Konrad seinen eigenen guten Ruf auf das Spiel setzte. Wenn er auch seine Anfrage so allgemein wie möglich hielt, so reizte er doch zu Nachforschungen an. Und daß er Fremde bei sich beherbergte, war schwerlich in der Nachbarschaft gänzlich unbekannt geblieben. Dennoch entschloß er sich, einen dritten Versuch zu machen. Schlug auch dieser fehl, dann hatte er mehr gethan, als er jemals wieder für einen Andern thun würde; dann blieb kein anderer Ausweg, als das unselige Paar auf die Reise zu schicken, damit es selbst zu erlangen versuche, was ihm so bitter nöthig war: den festen Grund für seine bürgerliche Existenz. Der Pfarrer Willebrück zu Hegenau, an den er sich zuletzt wandte, ein älterer Herr, der bei seinen Bauern in dem Rufe großer weltlicher Klugheit stand, zeigte sich nicht abgeneigt, in einem wirklichen Nothfalle über die Mangelhaftigkeit der Legitimation hinwegzusehen. Nur müsse er erst die Ueberzeugung gewonnen haben, daß den jungen Leuten mit der heiligen Handlung, die sie begehrten, wahrhaft gedient sei. Es sei nicht seines Amtes, äußerte er sich, dem Leichtsinn zu Willen zu sein; andererseits aber betrachte er es als seinen Beruf, in einem Falle aufrichtiger Herzensbedrängniß den Geist seines apostolischen Amtes walten zu lassen und den Buchstaben beiseite zu setzen.

Als der Förster diese toleranten Ansichten des würdigen Herrn vernahm, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Er nahm nicht länger Anstand, den Pfarrer zum Vertrauten zu machen. Und er hatte die Freude, daß derselbe sich theilnahmevoll über die Liebenden aussprach, denen unberechtigte menschliche Satzungen es unmöglich machten, offen vor aller Welt ihre Zusammengehörigkeit zu bekennen. Er wünsche nur noch, ehe er seine definitive Zusage gebe, die beiden Personen, um die es sich handle, persönlich kennen

zu lernen, damit er die volle Ruhe des Gewissens für den Schritt gewinne, den zu thun er jetzt schon geneigt sei. Dagegen konnte der Förster nichts einwenden, und es wurde die Verabredung getroffen, daß Willebrück am nächsten Morgen einen Besuch im Forsthause machen sollte.

Frohlockend theilte Wolfshagen nach seiner Rückkehr dies günstige Resultat dem Freunde mit. Nun aber war dieser genöthigt zu bekennen, daß er über das Project, welches er dem Förster als sein und Huldas gemeinsames Anliegen vorgetragen, mit dieser jungen Dame in der letzten Zeit kein Wort gewechselt habe. Etwas kleinlaut versprach er, sofort sich ihres Einverständnisses zu versichern; der Förster jedoch, nunmehr gründlich mißtrauisch geworden, erklärte, daß er die Sache selbst in die Hand nehmen und mit dem gnädigen Fräulein zu Ende führen wolle. Daß damit Konrad der größte Gefallen geschah, merkte er nicht, und es fiel ihm auch nicht weiter auf, daß dieser Held ihm nicht folgte, als er, ohne zu zögern, Hulda aufsuchte.

Sie saß im Wohnzimmer am Fenster, die Hände im Schooße, und blickte in die ernste Winterlandschaft hinaus. Als der Förster eintrat, hastiger als es sonst seine Art war, fuhr sie leicht zusammen und richtete ihre Augen fragend auf ihn. Er wurde befangen und konnte nicht gleich das erste Wort finden. Da kam sie ihm zuvor:

„Was ist geschehen? Ist unser Versteck entdeckt? Wer ist da?“

Und in ihren Zügen war die Spannung der Freude.

Wenig Günstiges verhieß dieser Anfang für den Erfolg der Unterredung! — Und Hulda erleichterte dem Förster nicht im Mindesten seine schwierige Aufgabe. Während er stockend redete, blickte sie schweigend vor sich nieder. Die Röthe der Scham trat auf ihre Wangen, und ihr Busen hob und senkte sich unruhig. Und Wolfshagen, über dem Sprechen warm werdend und damit sein Selbstbewußtsein und seine Sicherheit wiedergewinnend, schloß nicht eher, als bis er sich gründlich und deutlich ausgesprochen hatte.

Nachdem er geendet hatte, saß Hulda noch eine Weile still. Dann blickte sie ihn fest an und fragte:

„Und wenn ich nun nicht will?“

„In diesem Falle würde ich Sie bitten müssen, nach einem anderen Zufluchtsort auszusehen,“ entgegnete der Förster.

Hulda überlegte.

„Wann, sagten Sie, wollte der Pfarrer kommen, den Sie die Güte gehabt haben, für uns zu interessiren?“ begann sie wieder.

„Morgen.“

„Es ist gut; ich will ihn sehen. Meinen Entschluß werde ich fassen, nachdem ich seinen Rath eingeholt habe.“

Sie sprach als Freiin von Rattingen; der Förster war entlassen. Er machte eine Verbeugung und wandte sich der Thüre zu.

Da eilte Hulda hinter ihm her und ergriff seine rechte Hand.

„Sehen Sie mich nicht an!“ bat sie leidenschaftlich. „Sie sind ein redlicher Mann, und das Urtheil, das auf Ihrer Stirne steht, vernichtet mich. Und doch baue ich auf Ihre Milde. Ein Schritt vom Wege führt nicht nothwendig in die Irre. Eine Verlorene kann sich wiederfinden. Die Schuld der Jugend wiegt nicht schwer; wer aus Liebe gesündigt hat, muß Vergebung finden können. Ich will mir die ihrige verdienen. Vielleicht nicht so, wie Sie denken. Aber Sie werden lernen, mich zu verstehen, wenn diese traurigen Tage vorüber sind, und dann — dann erinnern Sie sich meiner mit dem Mitleid, das ich wahrlich verdiene, und mit dem freundlichen Wohlwollen, dessen ich doch noch werth bin, trotz des Fleckens, der an mir haftet.“

Von dieser Sprache war der Förster erschüttert; es war ein Klang darin, der ihn weich machte.

Er wandte sich um und legte seine große, rauhe Hand auf das gebeugte Haupt der Reuigen.

„Sie haben eine schwere Entscheidung zu treffen, mein liebes gnädiges Fräulein,“ sagte er theilnahmevoll; „der liebe Gott erleuchte Sie, daß Sie das Richtige thun!“

Damit verließ er sie. Konrad, der auf dem Flur umhergeschlichen war, fiel ihn an: „Hat sie eingewilligt?“

„Frage sie selbst!“ erwiderte Wolfshagen unwirsch und ließ ihn stehen. Den Muth aber, zu Hulda hineinzugehen, hatte Konrad nicht; er entfernte sich aus dem Hause und strich im Walde umher, bis es dunkel wurde.

Mittlerweile hatte Hulda sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, Unwohlsein vorschützend. Sie sei der Ruhe bedürftig, gab sie an, und wünsche, nicht gestört zu werden. Konrad nahm bereitwillig an, daß diese Weisung auch auf ihn gemünzt sei; erst spät am Abend erstieg er die Treppe, die ihn zu der Gefürchteten führte.

Frühzeitig am nächsten Morgen erschien er wieder unten, gedrückt und beklommen. Hulda ließe sich entschuldigen, berichtete er. Sie würde später aufzustehen versuchen; Nahrung habe sie ausdrücklich abgelehnt. Und dem Förster raunte er zu, sie werde sich nicht blicken lassen, bis sie den Prediger unter vier Augen gesprochen. Aus Konrads Benehmen ging hervor, daß sie ihre eigentlichen Absichten vor ihm verborgen gehalten hatte.

Da nun der Besuch des Pfarrers unmittelbar bevorstand, so ging es nicht länger an, die Schwestern über das wirkliche Verhältniß der vermeintlichen Ehegatten zueinander im Dunkel zu lassen. Sie entbrannten, wie zu erwarten stand, in hellem Zorn über das betrügerische Paar. Kaum waren sie zu bewegen, sich mit Konrad Gruber an demselben Tische niederzusetzen; eines Wortes würdigten sie ihn nicht mehr. Und Hulda fernerhin zu bedienen, weigerten sie sich mit Entschiedenheit. Solch eine Person! Die frühere Verehrung war urplötzlich in ihr Gegentheil umgeschlagen.

Versöhnlicher freilich wurden sie gestimmt, nachdem Pastor Willebrück dagewesen war. Nach einer langen Verhandlung mit Hulda sprach er sich gegen die Hausgenossen dahin aus, daß er seinerseits bereit sei, dem Wunsche zu willfahren, den auch das gnädige Fräulein ihm mit großer Wärme vorgetragen habe. Nur der Form wegen müsse vorher noch eine Anzeige an das Consistorium erfolgen. Dadurch sei allerdings ein kleiner Verzug unvermeidlich, den Niemand mehr bedauern könne, als er selbst. Er glaube indessen fest versprechen zu können, daß er am nächsten Sonntage nach der Kirche — es war an einem Dienstage, als er sich so äußerte — die Trauung vollziehen werde.

Kaum war Willebrück davongefahren, als Konrad glückstrahlend nach oben stürzte. Nach seiner Meinung durfte er triumphiren — die Liebe hatte gesiegt!

Auch kehrte er in hoffnungsvollster Stimmung von Hulda zurück. Sie hätten beschlossen, verkündigte er, unmittelbar nach der Trauung abzureisen. Nach einer großen Stadt natürlich; Hulda bedürfe der Zerstreuung, der Anregung; in städtischer Atmosphäre werde sie sich von dem Mißmuth freihalten, der sie in der Einsamkeit des Waldes heimgesucht habe. Und dann wolle er auch sofort Schritte thun, um die Anerkennung der Ehe seitens des Herrn von Altmühl zu erzwingen. Vielleicht im Sommer schon würden sie im Stande sein, ihre jetzigen freundlichen Wirthe als Gäste auf Schloß Rattingen willkommen zu heißen. Und nun, indem er sich im Geiste als Burgherr sah, erging er sich in ausschweifenden Plänen, den bevorstehenden Besuch der Förstersleute zu einer einzigen fortlaufenden Festlichkeit zu gestalten.

Hinterher hinkte die unerwartete Eröffnung, daß die Baarmittel des Paares erschöpft seien, und er zu einer Reise in die nächste größere Stadt genöthigt sei, um einige von Huldas Juwelen zu veräußern. Wirklich verließ er noch an demselben Tage, ohne Zweifel seines Auftrags von Herzen froh, das Forsthaus, indem er beim Abschiede die Zwillingsschwestern ersuchte, für den Sonntag auf seine Kosten ein opulentes Hochzeitsmahl zu rüsten.

Noch nicht lange hatte Konrad Gruber sich entfernt, als Hulda sich wieder hervorwagte. Sie hatte die unscheinbarste Kleidung angelegt, die sie mit sich führte, und näherte sich den Schwestern so zerknirscht und demüthig, daß diese es nicht fertig bringen konnten, hart und abweisend gegen sie zu sein, wie sie sich vorgenommen hatten. Aber es war doch ein recht verlegenes, unerquickliches Beisammensein in den nächsten Tagen. Jeder that sich Zwang an, und Keinem gelang es, dies zu verbergen. Merkwürdig war es, daß Hulda mit keiner Silbe Konrads erwähnte, auch am dritten Tage nicht, wo derselbe nach des Försters Berechnung ganz gut hätte zurück sein können. Dagegen war allerdings eine wachsende innere Unruhe an ihr wahrzunehmen. Häufig ging sie in's Freie, mehr als

je zuvor, und immer spazierte sie in jener Richtung davon, von wo sie in das Forsthaus eingefahren war. Nicht die Kälte hinderte sie, nicht der Schnee. Weder einen warmen Mantel besaß sie, noch starke Schuhe; aber sie klagte nicht; immer wieder, Morgens und Mittags und Abends, verlor sie sich den Hügel hinab und verschwand hinter den Fichten.

Am Freitag Nachmittag, nach eingetretener Dunkelheit, als Jette die angezündete Lampe in das Wohnzimmer trug, fand sie Hulda in Thränen. Der Kummer der Vereinsamten ging ihr zu Herzen; es war doch ein recht bedauernswerthes Menschenkind, das da in Angst und Bangen einer schweren, ungewissen Zukunft entgegen harrte!

„Behalten Sie guten Muth, gnädiges Fräulein!" tröstete sie. „Er wird sich schon rechtzeitig wieder einstellen."

Da sah Hulda sie mit großen Augen an.

„Wer?" fragte sie verwundert. Dann besann sie sich. „Ach ja," sagte sie. „Wie gut Sie sind, daran zu denken! — Nicht wahr, das Warten ist so aufregend? Haben Sie das auch schon empfunden?"

„Gewiß nicht in dem Maße wie Sie," antwortete Jette.

„Wohl Ihnen!" kam es tiefernst von Hulda's Lippen. „Denn die Qual dieser Stunden ist groß. Alles Erwartete ist ungewiß. Ja, wenn ich wüßte, es träte ein, wie es soll — ich würde mich schlafen legen und von dem Jubel des Erwachens träumen. Aber schlafen — ich kann nicht schlafen. Wachend muß ich auf Befreiung warten. Eine Furcht ist in mir — ich kann es nicht sagen —"

Sie schauerte zusammen und preßte die Hände gegen die Brust.

Kopfschüttelnd ging Jette hinaus. Das arme Kind! Sie hätte ihm so gerne geholfen; aber wie konnte sie?

In der Nacht schlugen die Hunde heftig an. Der Förster fuhr aus dem Schlafe empor und horchte. Die Thiere wollten sich nicht beruhigen. Nun kam es ihm so vor, als ob er das Geklingel von Schellen hörte. Er sprang aus dem Bette und begann sich hastig anzukleiden. Da pochte es an der Hausthüre, wuchtig und ungestüm; die eingesperrten Hunde heulten auf. Wolfshagen trat in ein Vorderzimmer und blickte hinaus. Vor dem Gatter hielt ein Schlitten mit hellbrennenden Laternen; von den Pferden stieg eine Dunstwolke auf. Das Klopfen an der Hausthüre hielt an. Der Förster stieß einen Fensterflügel auf und lehnte sich hinaus. Wer er sei, und was er wünsche? fuhr er den Lärmmacher an.

„Sind Sie der Förster Wolfshagen?" kam die Frage zurück.

„Der bin ich. Was wollen Sie von mir?"

Der Andere trat näher. „Bringen Sie Ihre Köter zur Ruhe!" sagte er in gebieterischem Tone. „Und dann öffnen Sie mir. Mein Name ist von Altmühl. Was ich will, werden Sie wissen."

Dem Förster wurde übel genug zu Muth bei dieser barschen Anrede. Jener hielt ihn unverkennbar für den Mitschuldigen Konrads. Und das

Schlimmste war, er hatte das Recht dazu. In den Augen des Herrn von Altmühl stellte er sich als Hehler dar, als ein Begünstiger frevelhaften Beginnens. Dies wurde dem armen Förster peinlich klar in den wenigen Minuten, die er gebrauchte, um dem Verlangen des Fremden zu willfahren.

Kaum hatte er Licht gemacht und Altmühl eingelassen, als Hulda, vollständig angekleidet, in Sprüngen von oben herabkam. „Onkel Robert!" rief sie, unter Lachen und Weinen, und warf sich dem Befreier an die Brust.

Der Onkel stand unerschüttert und machte keine Bewegung des Entgegenkommens.

„Und der Andere, wo ist er?" fragte er streng.

Hulda blickte zu ihm empor, und ein schalkhafter Zug spielte flüchtig um ihren Mund.

„Ich habe ihn auf Reisen geschickt," antwortete sie.

Altmühl war sichtlich enttäuscht; er schien sich auf die Begegnung mit seinem ehemaligen Forstgehülfen gefreut zu haben.

„Da bist Du voreilig gewesen," tadelte er.

„Ich wollte Dir einen unangenehmen Auftritt ersparen," entschuldigte sich Hulda.

„Und Dir auch," ergänzte der Onkel. „Sei es darum. Es mag so besser sein. Und nun: wie lange Zeit bedarfst Du, um Dich reisefertig zu machen?"

„Zwei Minuten. Mein Koffer ist gepackt. Den ganzen Tag habe ich Dich schon erwartet."

„So? — Dank' es mir, daß ich überhaupt gekommen bin. Wenn ich Dich nun hätte in der Patsche sitzen lassen, Du Wildfang? — Mühe genug hab' ich mir anfangs gegeben, um Dich aufzufinden, das weiß Gott. Aber Ihr wart ja wie vom Erdboden weggeblasen. Da gelobte ich mir endlich, nun wollte ich keinen Finger mehr rühren um Deinetwillen. Und als das Telegramm von dem Pastor kam — na, ich mußte wohl als Onkel und Vormund dem Hülferuf folgen; aber Vergnügen hat's mir nicht gemacht, das glaube mir. Und mit dem Entschluß bin ich auch nicht in der ersten Minute fertig geworden. — Aber davon später; jetzt spute Dich. Der Pastor Willebrück erwartet uns; er hat Quartier für uns bereitet."

Er wandte sich zum Förster. „Hätten Sie wohl die Güte, bei den Pferden zu bleiben, während der Kutscher das Gepäck meiner Nichte auf den Schlitten besorgt?"

Für den Förster war nun der Augenblick gekommen, sich zu rechtfertigen.

„Sie verkennen mich, gnädiger Herr," sagte er im Tone gekränkten Ehrgefühls. „Ich habe nicht anders gewußt, als daß ich Mann und Weib bei mir aufnähme. Erst vor wenigen Tagen erfuhr ich, daß ich belogen worden war. Da stellte ich die Alternative; entweder Trauung oder Ab=

reise. Das war mein persönliches Recht, da ich die Reinheit meines Hauses zu wahren habe. Ein weiterer Eingriff in die persönliche Freiheit meiner Gäste stand mir nicht zu. Hätte das gnädige Fräulein, Ihre Nichte, mich beauftragt, Sie herbeizurufen, ich würde ohne Zögern ihrem Wunsche willfahrt haben."

Altmühl hatte den Förster während dieser Rede durchbringend angesehen. „Das ist etwas Anderes," erwiderte er, merklich höflicher als bisher. „Unter diesen Umständen spreche ich Ihnen meinen Dank aus für alles Gute, welches Sie meiner Nichte erwiesen haben. — Hulda, kommst Du?" rief er ungeduldig.

Der Förster begab sich hinaus, nicht ganz zufrieden mit der kühlen Anerkennung, die ihm geworden war. Doch fühlte er wohl, daß an eine weitere Auseinandersetzung mit dem kurz angebundenen Herrn nicht zu denken sei.

Nach wenigen Minuten trat Hulda aus dem Hause, gefolgt von ihrem Onkel. Sie reichte dem Förster die Hand und sagte: „Das war die Lösung, die ich im Sinne hatte. Wenn Sie Alles erwägen, werden Sie einsehen, daß es die einzig richtige ist. Und nun Gott befohlen! Wahrscheinlich werden wir uns im Leben nicht wiedersehen. Mir aber wird Ihre Güte unvergeßlich sein. Grüßen Sie Ihre Schwestern. Auch ihnen tausend Dank! Möge es Ihnen Allen recht, recht gut gehen!"

Sie sprang in den Schlitten.

Herr von Altmühl zögerte einen Augenblick; dann bot auch er dem Förster die Hand und schüttelte sie.

„Entschuldigen Sie den nächtlichen Ueberfall," sagte er verbindlich. „Ich hatte mir ein falsches Bild von den Verhältnissen gemacht, in denen ich meine Nichte antreffen würde. — Leben Sie wohl! Und nochmals Dank!"

Die Pferde zogen an; unter klingendem Schellengeläute schoß der Schlitten den Hügel hinab. Einige Zeit noch konnte der Förster den hellen Schein verfolgen, den die Laternen verbreiteten; dann verschwand auch dieser. Ringsumher Dunkel und tiefe Stille.

Da wandte der Förster sich seufzend zum Hause zurück. Das hatte er nun für seine Menschenfreundlichkeit! In der Mitte der Nacht riß man ihm seinen Schützling aus dem Hause, als ob dasselbe eine Lasterhöhle wäre! Kaum, daß ihm mit ein paar artigen Worten die Kränkung minder empfindlich gemacht wurde! — Er hatte die Zimmerthüre seiner Schwestern gehen hören; er wußte, daß sie den Auftritt auf dem Flur belauscht hatten. Wie würden sie außer sich sein! — Und dann stand noch die Rückkehr des verlassenen Bräutigams bevor!

Und Wolfshagen beschloß, bei Tagesanbruch auf die Jagd zu gehen und sich vor Dunkelwerden nicht wieder blicken zu lassen. Er hoffte, Konrad werde so taktvoll sein, sich davon zu trollen, sobald ihm die Hiobspost geworden sei, die auf ihn wartete.

IV.

Als der Förster mit seiner Erzählung so weit gekommen war, nicht ohne sich von den Schwestern vielfache Unterbrechungen gefallen lassen zu müssen, schlug es elf Uhr. Er wollte abbrechen, indem er geltend machte, daß er mich verhindere, mein Lager aufzusuchen, was ich gewiß längst schon im Stillen gewünscht habe. Ich konnte ihm indessen mit gutem Gewissen versichern, daß ich durchaus nicht müde sei, und mir nichts lieber sein würde, als wenn er jetzt seine Geschichte beendige, die ja allem Anschein nach nicht mehr von langer Dauer sein könne.

Er willfahrte mir und fuhr fort:

„Mein Freund Konrad, der wirklich am Vormittage nach Huldas Flucht wieder eintraf, hatte keineswegs diejenige Eile gehabt, meinem Hause für immer den Rücken zu kehren, die ich bei ihm vermuthete. Er erwartete mich, allerdings mit betrübtem Gesicht und in gedrückter Haltung. Aber er unterließ doch nicht, mir allerlei Einkäufe vorzuweisen, die er gemacht hatte — Tand für Hulda, Tand für sich. Und bei dieser Gelegenheit verehrte er mir auch die Photographie, die oben in Ihrem Zimmer hängt. Auch sie sollte eine Ueberraschung für Hulda sein. Ungemein bezeichnend ist es für seinen Charakter, daß er sofort daran gedacht hatte, sich abbilden zu lassen, sobald ihm die Gelegenheit dazu geboten wurde. Und es stellte sich heraus, daß er lediglich dieser Photographie halber einen Tag hatte zugeben müssen! — Uebrigens schien er sich unterwegs reichlich schadlos gehalten zu haben für die einfache Kost, mit welcher er in den letzten Wochen hatte vorlieb nehmen müssen. Mit dem Erlös von Huldas Juwelen in der Tasche war er zweifelsohne schon probeweise als der große Herr aufgetreten, der er in kurzer Zeit zu sein hoffte!

„Er war mir, Alles in Allem, unbegreiflich. Welcher Art auch seine Hoffnungen für die Zukunft sein mochten, einerlei ob sie auf den rechtmäßigen Besitz eines geliebten Weibes gerichtet waren oder lediglich auf den Mitbesitz ihres Vermögens: er war doch jetzt aller dieser Hoffnungen bar. Eine Enttäuschung hatte ihn getroffen, so bitter, so schmerzlich, wie nur eine den Menschen treffen kann. Und dabei doch nur die Maske des Kummers! Ich merkte es recht wohl, daß ihm innerlich ganz leidlich zu Muthe war.

„Daß ich mich über seine Unempfindlichkeit erzürnte, wer will es mir verdenken! — ‚Trägst Du denn einen Panzer über dem Herzen,‘ fuhr ich ihn an, ‚daß dies Alles von Dir abgleitet, als wenn es nichts wäre? — Wohl kann ich verstehen, daß Du an Jene nicht mit reuigem Bedauern denkst, der Du das Leben verdorben hast durch Deine sträfliche Nachgiebigkeit. Als ein Egoist warst Du mir von jeher bekannt. Eben darum aber ist mir Deine Fassung ein Räthsel. Deine ehrgeizigen Träume haben sich als Schäume erwiesen und sind in alle Winde zerflattert.

Schlimmer bist Du daran als je zuvor. Nicht allein bist Du brotlos; auch in Deinem Fache hast Du Dich für Deutschland unmöglich gemacht. Was willst Du beginnen, wie Dich ernähren? — Hier ist Deines Bleibens nicht länger; auch wenn ich Dich aus Barmherzigkeit noch eine Weile beherbergen wollte, meine Schwestern würden es nicht leiden. Sie bestehen darauf, daß Du in kürzester Frist gehst, lieber heute als morgen. Und die Wahrheit zu sagen: ich bin derselben Meinung!'

„Während ich mir solchermaßen Luft machte, im Zimmer hin- und hergehend, saß Konrad Gruber, ohne sich zu rühren, auf seinem Stuhle. Nur die Ecken seines koketten Schnurrbartes drehte er langsam zwischen den Fingern. Als ich geendet hatte, sagte er spöttisch: ,Ueber Mangel an Deutlichkeit Deinerseits kann ich mich nicht beklagen. Beruhige Dich, morgen früh sollt Ihr mich los werden, Du und Deine Schwestern. Und was Deine übrigen freundschaftlichen Bemerkungen betrifft, ein Jeder findet sich mit einem Unglück auf die beste Art ab. Ich thue nichts Anderes. Soll ich flennen, weil mir ein Weib durchgebrannt ist? Soll ich mir die Haare ausraufen, weil ich nicht als Schloßherr in Rattingen einziehen werde? Fürwahr, ich wäre ein Thor, wenn ich eins von beiden thäte. Von dem weichen Holze bin ich nicht geschnitzt, das bei einem Sturme gleich zu Boden purzelt. — Und meine Zukunft? Es ist sehr liebenswürdig von Dir, daß Du Dich damit beschäftigst. Nun: für's Erste ist ja für mich gesorgt. Die kleinen Steine, die ich am Dienstag mit hinweggenommen, haben sich inzwischen in ein ganz artiges Sümmchen verwandelt.'

„Ich unterbrach ihn: ,Das ist nicht Dein Geld!' ,O nein,' versetzte er lachend und mit den Augen blinzelnd. ,Gewiß nicht! Ich betrachte es auch nur als ein Darlehen. Du wirst nichts dagegen haben können, daß ich es in dieser Form verwende.'

„Dagegen ich: ,Wenn Du nicht fühlst, daß Du dieses Geld an seine Eigenthümerin abliefern mußt, so ist Dir nicht zu helfen. Es entehrt Dich, wenn Du es behältst.' — ,Und wenn ich es zurückgäbe, würde ich zum Bettler,' erwiderte Gruber. ,Einstweilen habe ich noch keine Lust zu dieser ehrenhaften Profession. Nehmen wir an, Hulda habe mir ein Abschiedsgeschenk machen wollen.'

„,Thue, was Du willst,' rief ich empört. ,Ich weiß jetzt, für was ich Dich zu halten habe. Wir sind geschiedene Leute für immer!' ,Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen,' sagte Gruber gleichmüthig, ,und an Deinem Uebelwollen ist mir nichts gelegen.' — Er erhob sich. — ,Ich gehe jetzt auf mein Zimmer. Morgen früh mit Tagesanbruch rücke ich ab. Ich werde Dich nicht aufwecken, um Dir Adieu zu sagen. Machen wir's jetzt ab. Leb' wohl, Eberhard!' Er streckte mir die Hand entgegen; ich wandte mich ab. ,Wie Du willst,' lachte er. ,Du warst immer ein Philister und ein Pedant. Ich entschuldige Dich.'

„An der Thüre kehrte er sich nochmals zu mir. ‚Was die Kosten anbetrifft, die wir Dir verursacht haben,‘ sagte er, ‚so kannst Du Dich dafür aus den Möbeln bezahlt machen, die wir Dir hinterlassen. Du wirst etwas dabei übrig haben — es ist Dir von Herzen gegönnt.‘

„Es war eitel Bosheit, die ihm das Anerbieten eingab. Er wollte mich in Versuchung führen; wenn ich darauf eingegangen wäre, so hätte ich ihm nichts mehr vorzuwerfen gehabt.

„‚Scheer' Dich zum Kukuk!‘ fuhr ich auf ihn los. Diese Möbel, über die Du so freigebig verfügst, gehen Dich nichts an. Daß ich fremdes Gut respectire, brauche ich Dir nicht zu sagen; Du kennst mich. Nicht eine Stecknadel werde ich der Freiin von Rattingen vorenthalten. Und eine Gegenrechnung werde ich auch nicht aufstellen. Schon einmal habe ich mich in diesem Sinne klar und deutlich gegen Dich ausgesprochen. Du hast ein sehr kurzes Gedächtniß.‘

„‚Deine Großmuth ist außerordentlich,‘ spottete Gruber. ‚Zu Wohlstand wirst Du dabei freilich nicht kommen.‘

„Kaum konnte ich dieser Unverschämtheit gegenüber mich halten. Mit energischer Gebärde wies ich auf die Thüre: ‚Geh', oder‘ — da entfernte er sich mit geringschätzigem Achselzucken.

„Es kochte in mir; meine Schwestern hatten Mühe, mich zu beruhigen. So war ich noch nie beleidigt worden. In der Nacht wälzte ich mich schlaflos auf meinem Lager. Ich wartete auf die Morgendämmerung, die mich von dem ehemaligen Freunde befreien würde. Endlich stahl sich eine schwache Helle in mein Zimmer. Nicht lange dauerte es, und ich hörte oben Grubers Thüre gehen. Dann kam er polternd die Treppe herab. Er pfiff eine lustige Melodie, der Lump! Wie eine Herausforderung kam es mir vor. Eine unsinnige Wuth stieg mir zu Kopf; ich sprang aus dem Bette, ergriff ein Gewehr und stürzte auf den Flur hinaus. Schon hatte er das Haus verlassen. Die Hausthüre stand offen; ich sah ihn, wie er mit elastischem Schritt davonging, seinen kleinen Koffer auf der Schulter. Ich — Gott verzeih' mir die Sünde! — ich hob die Büchse an die Backe und stand im Anschlage. Am Gatter angekommen, wandte er sich nochmals um. Da gewahrte er mich und sah die Mündung des Gewehrs auf sich gerichtet. Er wurde kreideweiß und machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung. Ueber die verhaßten Züge ging ein nervöses Zucken — o, nie in meinem Leben war mein Auge schärfer, meine Hand fester als in diesem verhängnißvollen Augenblick —

„Ich weiß nicht, was erfolgt wäre, wenn ich nicht gerade jetzt meinen Namen gehört hätte. Es war Riekes Stimme. Durch den Lärm wach geworden, den Gruber verursacht hatte, — vernehmend, daß meine Thüre ging, wurde sie von einer unbestimmten Angst aufgetrieben. Als sie leise ihre Kammerthüre öffnete, sah sie das Entsetzliche. Ich stand im Begriff zum Mörder zu werden. Da rief sie, nein, schrie sie meinen Namen.

„Als ob ich plötzlich aus einem schweren Traum erwachte, war es mir. Ein Schauer ging mir durch Mark und Bein. Ich setzte die Büchse ab, schloß und verriegelte die Hausthüre und schlich in mein Zimmer zurück, nunmehr zitternd vor Kälte. Ich begriff nicht mehr, wie es möglich gewesen war, daß mich dieser Wuthanfall bemeistert hatte. Nie zuvor war ich von einer derartigen Aufwallung befallen worden. Tief zerknirscht war ich, und zugleich fürchtete ich mich vor mir selbst. Ich hatte erfahren, welch ein Dämon in mir wohnte.

„Und um mich beständig an das Dasein dieses Dämons zu erinnern, hing ich die Photographie des elenden Menschen, des Konrad Gruber, in meiner Stube auf. Dort ist sie mir lange Jahre beständig vor Augen gewesen; dann habe ich sie nach oben verwiesen, als ich wußte, daß sie mir nicht mehr nöthig war. Von dem Originale aber — von meinem ehemaligen Jugendfreunde haben wir niemals mehr etwas gehört."

Hastig trank er den Rest Wein aus seinem Glase; der letzte Theil seiner Erzählung hatte ihn doch warm gemacht.

„Und Hulda?" fragte ich. „Was wissen Sie von ihr?"

„Auch sie ist für uns verschollen," antwortete Jette. „Kurz nach Grubers Abreise wandten wir uns an den Pastor Willebrück, damit er die Angelegenheit mit den Möbeln vermittle. Wir selbst scheuten uns, darüber zu schreiben. Der Pastor schien freie Hand über die Sachen erhalten zu haben; er schlug uns vor, dieselben zu erwerben. Wir ließen sie taxiren, und haben sie binnen Jahresfrist in verschiedenen Raten abbezahlt."

Und Rieke ergänzte: „Um Ostern 1857 langte eine Kiste bei uns an. Sie enthielt für jede von uns ein schwarzseidenes Kleid, und für Eberhard eine Meerschaumpfeife. Unter dem Deckel lag Huldas Visitenkarte, ohne ein einziges geschriebenes Wort. Wir haben uns geziemend bedankt, natürlich nur in den allgemeinsten Ausdrücken. Wir wußten, daß damit der Verkehr zwischen der Freiin von Rattingen und uns zu Ende sein werde. Und er ist es auch gewesen. Inzwischen sind neunzehn Jahre verflossen, und niemals in all' der Zeit ist der Zufall so gefällig gewesen, uns eine, wenn auch noch so geringe Kunde von ihrem Schicksal zuzutragen."

Bald darauf schieden wir für die Nacht.

Als ich mein Zimmer erreicht hatte, war mein Erstes, daß ich die Photographie von Konrad Gruber von der Wand nahm und dieselbe beim Scheine meines Lichtes aufmerksam betrachtete.

Was doch das Vorurtheil thut! — Jetzt glaubte ich aus den Zügen, die mich vorhin fast enthusiasmirt hatten, Gefallsucht, Verstellungskunst und Charakterlosigkeit herauslesen zu können! — Dennoch: er war dazumal ein schöner Mann gewesen, jener schlimme Freund des Försters — dazumal, als er das rasche Herz der jungen Freiin von Rattingen gewann! Genau prägte sich mir sein Gesicht ein; ich träumte sogar in der Nacht

von ihm in den mir ungewohnten Federbetten. So lebendig sah ich ihn vor mir, daß ich mich nach dem Aufwachen besinnen mußte, ob mein Traum nicht doch etwa Wirklichkeit gewesen sei.

Nach dem Kaffee rüstete ich mich zum Wiederantritt meiner Wanderung. Ich fragte, was ich schuldig sei. Jette berechnete mir nur, wie ich erwartet hatte, den Imbiß vom gestrigen Abend, und ich hütete mich wohl, sie durch das Anerbieten einer weiteren Vergütung zu kränken. Wir nahmen herzlichen Abschied von einander, die Schwestern und ich. So adrett und geschniegelt sahen die kleinen Damen schon am frühen Morgen aus, daß es eine Lust war, sie anzuschauen. Aber wer Rieke war, und wer Jette, das hätte ich noch immer nicht angeben können.

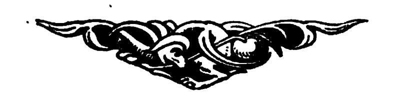
Wolfshagen begleitete mich eine Strecke Wegs, nach Sprenzlingen zu. Er war nachdenklich und einsilbig.

„Die dumme Geschichte von Anno Sechsundfünfzig geht mir noch im Kopfe herum," gestand er endlich. „Fast hatte ich sie vergessen; seit ich gestern Abend die alten Erinnerungen wieder heraufbeschworen habe, kann ich nicht wieder davon loskommen. Und ich kann's nicht leugnen: ich erführe gar zu gerne, wie Hulda sich im ferneren Leben mit jenem Jugendstreiche abgefunden hat. Wenn ich sie richtig taxire, so wird sie unverehelicht geblieben sein. Ein Frauenzimmer wie sie trägt keine dunkle Stelle aus ihrer Vergangenheit in die Ehe, und ist andererseits zu stolz, um sich vor einem Manne zu erniedrigen, der sie liebt."

Nach einer Weile sagte er: „Sie kommen mehr in der Welt herum als unsereiner. Horchen Sie doch einmal, ob Sie nicht etwas über die Erbin von Rattingen in Erfahrung bringen können. Und dann schreiben Sie mir's."

Ich versprach es ihm, allerdings ohne die geringste Hoffnung, daß ich jemals seine Neugierde würde befriedigen können. Dann trennten wir uns mit herzlichem Händedrucke. Er kehrte zurück zu seinem verbauten Waldasyl in die Pflege seiner Schwestern; ich schritt fürbaß in den schönen Morgen und sonnte mir die Gedanken hinweg, die mir noch von des Försters Erzählung her im Kopfe spukten. Und allmählich vergaß ich das unselige Paar, das der Leidenschaft nicht hatte widerstehen können, um nach kurzer Zeit, von der Leidenschaft verlassen, auseinander zu fliehen, mit der Reue als lebenslänglicher Bürde.

(Schluß folgt.)





Anton Dvořák.

Eine biographische Skizze.

Von

Friedrich Hlaváč.

— Prag. —

Noch sind es keine zehn Jahre her, daß man sich in deutschen Kreisen an das fremdartige ř (sprich rsch) im Namen Anton Dvořák gewöhnt hat. Man mußte damals noch immer zu seinem Namen Commentare und Erläuterungen für dessen Aussprache beifügen. Und das geschah sogar in eingeweihten Musikkreisen, die nicht auf jene musikalischen Erscheinungen warten, die man im Concerthause vorführt oder im Buchhandel „Zur Ansicht" in's Haus schickt. In diesen Kreisen kannte man Dvořák wohl. Aber dem großen deutschen Publicum war der Name Dvořák zu jener Zeit ebenso fremd wie das ř. Ja, man kann nicht einmal von allen ernsten Musikkreisen sagen, daß sie bereits Dvořák gekannt hätten, bevor sein erstes Werk bei Simrock in Berlin erschien. Das Mendel-Reißmann'sche Musik-Lexikon, das größte und gediegenste deutsche Werk dieser Art, das über jeden „kleinen Mann" in der Musik eine Auskunft zu geben im Stande ist, weiß von Dvořák, der zu jener Zeit schon eine ganze Reihe ausgezeichneter Werke componirt und aufgeführt hatte, noch gar nichts. Es ist sonderbar genug, aber erklärlich ist es schon. Wenn man bedenkt, welche Kämpfe es gekostet hat, bevor sich Dvořák auch in deutschen Concertsälen heimisch machte, in einer Zeit, wo sein Name bereits im raschen Umschwung war, so wird man sich über die Lücke im Lexikon nicht gar zu sehr wundern. Dvořák hat für Deutschland vor Allem einen großen Fehler gehabt; er war, wie sein Name auf den

ersten Blick Jedem verräth, ein „Tscheche“. Und das ist wohl kein Verbrechen, aber ein Unglück ist es immerhin, wie Jemand einmal schrieb. Man ist in Deutschland über alles Czechische vorderhand noch nicht viel besser unterrichtet als über Centralafrika.

Es würde zu weit und in ganz andere Fächer führen, wollten wir diesen Punkt, der in den Nationalitätverhältnissen seinen Grund, wenn auch keine ausreichende Begründung findet, näher beleuchten. Es ist genug daran zu constatiren, daß die unleidlichen Verhältnisse in Böhmen auch auf die Urtheile über Kunst und Künstler in bedauernswerthem Maße Einfluß haben. Und da es nun einmal hieß, Dvořák sei ein Czeche, so durften seine Werke nicht aufgeführt, seine musikalische Größe nicht anerkannt werden. Man wird sich noch der Unbill erinnern, die Meister Bülow erleiden mußte, weil er sich der czechischen Musik inniger annahm; und er that es aus den lautersten, künstlerischen Gründen. Auch das kann schließlich nicht gar sehr zu Wunder nehmen, wenn auch musikalische Kreise voreingenommen waren gegen Dvořák. Der bekannte Musikhistoriker Naumann schildert Dvořák als „Jungczechen“ und sagt dann zum Schluß*): „Bemerkenswerth sind ferner seine, unter dem Namen ‚furiante‘ herausgekommenen böhmischen Nationaltänze: ein Titel, der übrigens mit der Bezeichnung ‚con furia‘, welche mehr als eine national-angehauchte Instrumentalcomposition der jungczechischen Schule trägt, in einem kennzeichnenden Zusammenhang steht — um so mehr, als die deutsche Bevölkerungshälfte von Böhmen und Mähren fast täglich erfahren muß, gegen wen diese unprovocirte czechische „furia“ gerichtet ist.“ Nach einer derartigen Schilderung des Künstlers ist allerdings Sympathie für ihn nicht möglich. Doch wie die Kunst überall die reine Waffe führt, die endlich siegt, so hat auch Dvořáks Kunst alle Hindernisse siegreich weggeschafft, und heute kennt man Dvořák wohl schon in der ganzen Welt. Wie zur Sühne für die Kälte und Zurückhaltung, mit der das deutsche Publicum dem böhmischen Componisten entgegenkam, mußten es gerade deutsche Musiker sein, die an seiner Seite standen im Kampfe für seine Kunst. Und gerade die Vornehmsten unter ihnen, Johannes Brahms an der Spitze, waren es, die Dvořák halfen jene Position zu erringen, die er in der heutigen Musikwelt in der That einnimmt. Nicht als ob es Dvořáks Kunst nothwendig gehabt hätte, von musikalischen Größen anerkannt und eingeführt zu werden; aber Dvořák selbst als Mensch bedurfte solcher Hilfe. Er, der Componist von Tonstücken, die von seltener künstlerischer Energie zeugen, ist als Mensch bei Weitem nicht so energisch und gar nicht kampflustig. Ein Feind jeglicher Reclame, läßt Dvořák nur die Stimme seiner Kunst ertönen, und nur die Macht seiner Kunst ist sein Streitmittel. Da aber leider die heutigen Musikverhältnisse nicht danach angethan sind, den Künstler nur

*) E. Naumann, Illustrirte Musikgeschichte Seite 1103 u. f.

nach dem Ernste seiner Kunst zu beurtheilen, so hätte Dvořák immer einen schweren Kampf gehabt ohne die moralische Hilfe der erwähnten Künstler und Kunstfreunde. Denn auch alles Aeußerliche, Pompöse und Lärmende ist Dvořák verhaßt. Er ist in jeder Hinsicht ein Mann von geradezu kindlicher Bescheidenheit. Man mag ihn nur einmal beobachten, wenn er als Dirigent seines Opus auftritt. Wie unruhig, bescheiden, ja verschämt er um sich blickt! Erst wenn er den Tactstock ergreift, die ersten Töne des Werkes erklingen, athmet er leichter und ist auch beweglicher. Diejenigen Concertbesucher, die Dvořák erst am Dirigentenpulte sahen, werden allerdings behaupten, er dirigire mehr als beweglich: der Tactstock wirkt auf ihn wie ein Zauberstock. Sein ganzes Temperament, sein ganzes Feuer theilt er dem Orchester mit; erst wenn ein Satz oder das ganze Werk beendet ist, wird er wieder geradezu zerstreut und eilt, rasch sich nach allen Seiten verbeugend, vom Dirigentenpulte. Die Musik belebt jede Faser an dem Meister, und man sieht förmlich, wie er sie zum Athmen nothwendig hat. Mir kam es oft vor, wenn ich Dvořák ein rasches, leidenschaftliches Tonstück, wie das „Scherzo furiante" seiner D-dur-Symphonie oder den ersten slavischen Tanz (Neue Folge) dirigiren sah, als ob jeden Augenblick diese Kraft Alles fortreißen, das Feuer des betreffenden Werkes Alles verzehren sollte. Wenn der Componist dirigirt, weiß er sonst von Nichts als von seinem Werke. Man kann vielleicht behaupten, Dvořák sei unter den lebenden Componisten der musikalischste. Es ist kein Wunder. Von zartester Jugend an hat er sich mit der Musik befaßt, mit ihr sich gefreut und getrauert.

Dvořáks Jugend ist frei von allem Glorienschein, mit welchem man das erste Lebensalter berühmter Männer so gern umgiebt. Wie Alles an seiner Persönlichkeit, so war auch seine Jugend bescheiden. Anton Dvořák ist in Mühlhausen in Böhmen (unweit Kralup) am 8. September 1841 geboren. Sein Vater war Fleischer und Gastwirth zugleich, wie es ja auf Dörfern so Sitte ist. Er war nicht so „glücklich" wie viele Andere, sich mit fünf oder sechs Jahren an's Clavier setzen zu können. Sein Vater bestimmte auch ihn für das ehrsame Geschäft eines Fleischers und war völlig frei von allem Ehrgeize bezüglich seines Anton. Es giebt in Böhmen ein altes und gutes Sprichwort, welches sagt: „Jeder Böhme ein Musikant"; und wenn es auch heute nicht mehr ganz so allgemein gilt, wie ehemals, so trifft es doch in vielen Fällen noch zu. Und auch an Dvořák hat es sich erfüllt. Kaum in die Schule eingetreten, gewann er Vorliebe für das Violinspiel, welches ihn der dortige Lehrer Joseph Spitz, dessen er heute noch dankbar gedenkt, lehrte. Sein Talent und die Lust am Spiel brachte Dvořák bald zu ungeahnten Erfolgen. Denn wo es im Dorfe ein Fest oder eine Tanzmusik gab, durfte der kleine Dvořák mitspielen; ja auch in die Kirche nahm ihn der Lehrer mit. Als er zwölf Jahr alt geworden war, schickte man ihn nach Zlonitz (bei Schlan), wo sein Onkel lebte,

damit er dort seine Schulbildung vollende. Natürlich hat er auch dort das Musiciren nicht fallen lassen. In Zlonitz lebte ein alter Organist, Namens Liehmann, welcher ihm die Anfangsgründe des Clavier- und Orgelspieles lehrte. Auch etwas Theorie lernte Dvořák vom alten Liehmann: noch heute, wenn er von dem guten Alten erzählt, erregt die Erinnerung an diese Theorie seine größte Heiterkeit. Aber sonst war der alte Organist doch ein guter Musiker: er erkannte gleich das Talent des jungen Dvořák und prophezeite ihm viel Gutes. Nachdem er zwei Jahre in Zlonitz gelebt hatte, sollte er eine andere Weltstadt aufsuchen, d. h. die „Hochschule" in Böhmisch-Kamnitz beziehen. Böhmisch-Kamnitz ist nämlich ein Städtchen mit deutscher Bevölkerung, und Dvořáks Vater wünschte, daß Dvořák Deutsch erlerne. Auch hier fand er einen guten Musiker, einen ausgezeichneten Organisten, A. Hancke. Dieser nahm den talentvollen Dvořák gern zu sich und vervollständigte nach Möglichkeit sein Wissen. Nach einem Jahre siedelte der Vater Dvořáks nach Zlonitz über und rief seinen Sohn zu sich, um ihn nun ganz der Fleischhauerei zu überliefern, damit er einst den alten Vater vertreten könne. Aber Dvořáks Herz, seine ganze Liebe war schon viel zu viel der Musik geweiht, als daß er ohne Widerstand dem Rufe seines Vaters gefolgt wäre. Er erklärte dem Vater, er könne und wolle sich nicht dem Handwerk widmen. Aber der praktische Vater, der die Zukunft seines Sohnes nur im Schoße der Fleischerzunft sicher wähnte, hörte nicht auf die Bitten seines Sohnes. Erst als dieser seinen Zlonitzer Lehrer Liehmann um Beistand in dieser für ihn so wichtigen Sache bat, ließ sich der Vater bewegen, seinem Sohne die Reise nach Prag zu gestatten, wo er in die Orgelschule eintreten wollte. Im Jahre 1857 sehen wir Dvořák in Prag; sein sehnlichster Wunsch war erfüllt, er konnte sich jetzt ausschließlich der Musik widmen und nur ihr leben. Seine ganze Leidenschaft war nun die Musik, sein ganzer Enthusiasmus galt der Tonkunst. Und heute noch, wie ich schon sagte, lebt er nur für sie.

Dvořák lernte mit eisernem Fleiße und unerschütterlicher Ausdauer, genährt von seiner großen Begeisterung. Aber bei Hunger und Durst ist es doch recht schwer die Kunst zu pflegen. Sein Vater hatte für seine Famile zu sorgen, und seine Verdienste reichten nicht hin, einen Sohn in Prag, wenn auch in einfachster und bescheidenster Weise zu unterhalten. Einige Monate unterstützte ihn der Vater; aber schließlich mußte er auch diese kleinen Unterstützungen unterlassen. Was thun? Da trat Dvořák in eine Privatcapelle, die in den Gasthäusern Prags die musikalische Unterhaltung des Publicums zu besorgen hatte, aber auch bei Bällen beschäftigt war. Hier wirkte Dvořák als Bratschist. Nur nebenbei sei bemerkt, daß später auch sein berühmter Landsmann, der Violionvirtuose Franz Ondříček, dieselbe Beschäftigung aufsuchen mußte, um sich vor Hunger und Noth zu schützen.

Daß eine derartige Thätigkeit seinem Studium nicht sehr zuträglich

und seinem Geschmack nicht förderlich gewesen, ist nicht schwer zu errathen. Aber hier zeigte sich eben Dvořáks Energie: bei Tage studirte er fleißig und emsig die unsterblichen Werke musikalischer Meister und Abends mußte er mit Selbstverleugnung die gerade beliebten Polkas und Walzer bei Bier und Rauch vorgeigen. Im Jahre 1862 gelang es den großen Anstrengungen und Bemühungen einiger czechischer Patrioten, ein böhmisches Interimstheater zu errichten; in diesem Theater hatte die Capelle, bei welcher Dvořák spielte, die Musik zu besorgen, weil es dem Theater vorderhand an Mitteln mangelte ein selbständiges Orchester zu unterhalten. Erst als die Verhältnisse dieser Bühne sich ein wenig besserten und ein eigenes Orchester geschaffen wurde, trat Dvořák in dasselbe als Bratschist über. Es war das noch immer kein schöner Lebensunterhalt, aber das widrige Gasthausspielen war Dvořák doch endlich los.

In diesem Theaterorchester blieb Dvořák volle elf Jahre! Wer nur annähernd das Theaterleben kennt, wer weiß, wie viel Proben ein bereits geschultes Orchester mitmachen muß, der wird nicht schwer beurtheilen können, wie sehr kurz Dvořáks freie Zeit bemessen war während der Jahre, da er in diesem kleinen, unfertigen Orchester beschäftigt war. Und dennoch arbeitete er zu Hause unaufhörlich. In diese Periode fallen ungemein zahlreiche Compositionen Dvořáks, die allerdings nur er selbst und zum Theil seine damaligen Freunde kennen. Sie sind als unreife und schwache Jugendcompositionen meistens verbrannt worden. „Wenn wir Sonntags Buchten*) haben sollten," erzählte Dvořák einmal, „wandte sich das Dienstmädchen stets vertrauensvoll an mich. Papier zum Feuermachen war bei mir stets zu haben." Nichtsdestoweniger sind dennoch einige seiner damaligen Werke erhalten geblieben, die Dvořák später, allerdings umgearbeitet, mit ganzem Erfolge aufführen ließ.

Im Verbande des böhmischen Theaters verblieb Dvořák bis zum Jahre 1873, in welchem er eine Organistenstelle an der Kirche zu St. Adalbert in Prag erhielt. Auch von dieser Stelle ist er nicht reich geworden. Er mußte, wie zahlreiche seiner Collegen, Privatstunden ertheilen, was auch nicht zu den angenehmsten Beschäftigungen gehört. Zudem studirte Dvořák unaufhaltsam, obzwar auch dieses ihm nicht leicht fiel. Denn was ist ein Musiker ohne Clavier! Er mußte ein solches lange Zeit in seinem kleinen Heim vermissen, und nur mit Hilfe seiner Freunde gelang es ihm endlich, es zu erschwingen. Mit der Verheirathung des Meisters mit der Schwester der einst in Prag hochgefeierten Schauspielerin Čermak (jetzt Gräfin Kaunitz) schließt der erste Theil von Dvořáks Biographie.

Das Jahr 1875 bildet den Beginn des zweiten Theiles. Das k. k. Ministerium in Wien schreibt alljährlich ein Künstlerstipendium im Betrage von — wenn ich nicht irre — 1000 fl. aus. Als Richter im

*) Eine Art böhmischer Kuchen.

Musikfache fungirten damals Johannes Brahms und Eduard Hanslick. Mit künstlerischem Scharfblick erkannten diese zwei Richter das große Talent Dvořáks; das Stipendium wurde ihm ertheilt und blieb ihm einige Jahre. Hierdurch war sein Glück besiegelt. Das Stipendium ermöglichte es ihm, sich wenigstens etwas Zeit zum Schaffen zu reserviren. Dvořák arbeitete mit gesteigerter Lust und Freude, und das Resultat war eine Reihe von Compositionen, die beim großen Publicum wie bei den bedeutendsten Musikern Aufsehen erregten. Als seine berühmten „Slavischen Tänze“ und „Rhapsodien“ die Runde durch die Welt gemacht, als die lobenden Stimmen eines Brahms, Hanslick, Ehlert und Ehrlich laut wurden — da konnte Dvořák ruhig schlafen. Der geniale Componist, der seine Werke bisher in Prag, wollte er sie nicht in seinem Pulte vergraben, für kleine Honorare hergeben mußte, fand in N. Simrock einen Verleger, der es dem Meister ermöglichte, die lästigen und bindenden Privatstunden aufzugeben und sich ganz der Arbeit zu widmen. Der Beifall der Werke war ein ungetheilter, und Bülow, der damals noch seine reisende Meininger Capelle siegreich durch die Welt führte, schloß sich der „Dvořák-Propaganda“ an. Ich will hier nur in Kürze die bedeutendsten Stimmen wiedergeben, die damals Dvořák so plötzlich aus dem kleinen Kreise seiner Landsleute auf die großen Concertpodien der Weltstädte hoben. Als die „Slavischen Tänze“ in Berlin zum ersten Male gespielt wurden, schrieb der seither verstorbene, aber unvergeßliche L. Ehlert: „Hier ist endlich einmal wieder ein ganzes und zwar ein ganz natürliches Talent. Ich halte die Slavischen Tänze für ein Werk, das die Runde durch die Welt machen wird. Eine himmlische Natürlichkeit fluthet durch die Musik, daher sie ganz populär ist. Keine Spur von Gemachtem oder Ergrübeltem ist in ihr. Wir haben es hier mit vollendet künstlerischen Arbeiten zu thun, nicht mit einem Pasticcio, das aus nationalen Anklängen zufällig zusammengetragen ist. Wie immer bei größer angelegten Talenten hat der Humor in Dvořáks Musik den Löwenantheil.“ Professor Hanslick sagte (1881) über ein Sextett des Meisters: „Es gehört zu dem Reizendsten, was die Kammermusik in jüngster Zeit hervorgebracht hat. Gleich die ruhige, klare Melodie des so ebenmäßig hinfließenden ersten Satzes empfängt uns wie lieblich warmer Sonnenschein; ohne Frage hat ihm Brahms' herrliches B-dur-Quartett vorgeschwebt. Noch eigenthümlicher sind die beiden Mittelsätze: das an walachische Volksweisen erinnernde sanft klingende Andantino — ein geradezu entzückendes Stück.“ Es ist begreiflich, daß das Interesse, welches Dvořák bei so hervorragenden Musikern weckte, sich der ganzen Musikwelt mittheilte. Und wenn man ihn auch vielfach unfreundlich empfing, — man fing an sich für den czechischen Componisten zu interessiren, und das genügte. Sein Ruf und Ruhm wuchs zusehends. Er drang namentlich über den Canal la Manche nach der Riesenstadt London, wo sein „Stabat Mater“ eine derartige Sensation

erregte, daß Dvořák nach unverhältnißmäßig kurzer Zeit zu den beliebtesten und am häufigsten gespielten Componisten in England gehörte. Die kühlen Engländer erwärmte Dvořáks Musik in so hervorragender Weise, daß er einigemal ihrem Rufe folgend in London erscheinen mußte, um eines seiner Werke persönlich zu dirigiren. Die Londoner hörten sich nicht satt an seinen bereits componirten Werken und bestellten bei ihm neue. Er schrieb für die große Verlagsfirma Novello in London die Oratorien „Sancta Ludmila“ und „Die Geisterbraut“, sowie eine Symphonie in D-moll, welche insgesammt durchschlagenden Erfolg hatten.

Dvořák, steht heute auf der Höhe seines Alters und Schaffens und arbeitet unermüdlich fort. Es vergeht kein Jahr, das nicht die Zahl seiner Werke vergrößerte.

Dvořáks Compositionen tragen sämmtlich einen specifisch slavischen, böhmischen Charakter. An diesem Factum läßt sich nicht rütteln; ob man es nun gutheißt oder verdammt — es besteht. Jede Composition, die von ihm in die Welt gesandt wird, sagt gleich, woher sie kam der Fahrt. Aber der slavische Charakter seiner Compositionen collidirt nirgends mit der künstlerischen Vornehmheit; er hat seine von nationalen Weisen beeinflußten Themen in die vornehmsten musikalischen Gattungen eingeführt; in seinen Symphonien begegnet man oft Motiven, die ihren böhmischen Ursprung nicht verleugnen können, und doch kann man von den wenigsten sagen, sie wären nicht am Platze. Dvořak besitzt Originalität und Erfindungsgabe, beide in hervorragendem Maße. Die musikalischen Gedanken gehen ihm nie aus. Man kann zwar nicht behaupten, daß alle Compositionen unseres Meisters gleich hervorragend gut und ohne Gegner wären; aber Gedankenarmuth kann man ihm nie vorwerfen. Mag man die Gedanken beurtheilen, wie man will — da sind sie immer! Und neben diesen Eigenschaften, die das ganze Vermögen eines jeden Componisten ausmachen, hat Dvořák noch etwas, was ihn für immer und bei jeder Gelegenheit von dem Vorwurfe befreien dürfte, er sei langweilig in seinen Compositionen. Wenn auch ein Thema nicht gelungen ist — quandoque bonus dormitat Homerus! — seine Instrumentationsgabe, dieses genialste Beherrschen des Orchesters, wird den Hörer immer fesseln. In der großen Reihe Dvořákscher Compositionen liegt der Beweis dafür. Seine „symphonischen Variationen“ besitzen ein kurzathmiges Thema, dem man an sich zwar nichts Schlechtes nachsagen, aber auch nichts Besonderes abgewinnen kann. Und doch: nur wenige Zuhörer werden nach einer Aufführung dieses Werkes sagen, sie hätten sich gelangweilt. Sein glänzendes Instrumentationstalent, seine originelle Art der Durchführung und Durcharbeitung interessiren nicht nur, sie sind für den Musiker und Musikfreund eine Freude. Seine Arbeiten grenzen oft an's Classische. Das kann heute nicht geleugnet werden, von Keinem, der es ehrlich mit der Musik meint.

Dvořák ist neben Brahms der hervorragendste Symphoniker unserer Zeit. Ein Vergleich zwischen diesen Meistern ist ebenso undankbar, wie alle anderen Vergleiche dieser Art. „In der Kunst will jedes Werk aus sich selber beurtheilt werden, und ein äußerliches Messen, das darauf hinauskommt, ein Werk gegen das andere schöner oder größer oder origineller zu befinden, ist unfruchtbar und im Grunde unkünstlerisch," sagt A. B. Marx sehr richtig. Brahms und Dvořák sind, neben einander gestellt, zwei gleich interessante Erscheinungen: der Eine immer ernst, der Andere auch dem Heiteren zugänglich, Beide aber gleich ernst den hohen Zielen ihrer gemeinsamen Kunst zustrebend. Das ungemeine Talent Beider äußert sich sehr oft auf gleiche Weise, und doch fehlt dem Einen das, was der Andere hat und umgekehrt. Eines aber haben doch diese beiden Musiker gemeinsam: ihre Stellung den modernen Strömungen gegenüber. „Wenn heute ein Musiker in die Oeffentlichkeit bringt," sagt irgendwo Hanslick beiläufig, „so sollte er gleich im Vorhinein sagen, wie er's mit der Religion — mit Wagner hält." Dvořák und Brahms hat man nie darnach gefragt, sie haben sich auch nie darüber geäußert. Warum? Ihre Sprache ist Musik, und jene Anderen wollen in ihre Musik Etwas hineingedichtet und erklärt haben. Brahms nicht, Dvořák auch nicht. Beide haben fleißig studirt, nichts Interessantes in der Musik sich entgehen lassen — aber dann Musik gemacht, ohne Rücksicht darauf, ob sie wagnerisch werden würde oder nicht. In der Orchestermusik namentlich haben sie den Weg der Classiker eingeschlagen, und Dvořák ist auf diesem Wege nicht beträchtlich hinter Brahms geblieben; weit voran sind sie Beide. In seinen Symphonieen, Suiten, Quartetten, also in der Orchester- und Kammermusik, hängt Dvořák an den unvergleichlich hohen Vorbildern Beethoven und Mozart.

Dvořák hat in allen Fächern der Musik gearbeitet, und überall hat er Schönes und Großes geleistet. In der Orchester- und Kammermusik, Vocal- und Kirchenmusik besitzen wir von ihm schon hochbedeutende Werke und können noch bedeutendere erwarten. Wer kennt nicht seine „slavischen Tänze", die seinen Ruhm begründet haben, wer nicht seine Rhapsodien und Legenden? Seine „Gesänge aus dem Böhmerwald," seine „mährischen Duette", sein „Scherzo capriccioso," sein „Clavier-Quintett", seine „Serenaden" sind anerkannte Perlen der modernen Musikliteratur. Sie haben auch in Deutschland die besten Freunde. Weniger bekannt sind in Deutschland seine Oratorien und seine Kirchenmusik geblieben. Und doch ist sein „Stabat mater" eine seiner bedeutendsten Schöpfungen. Hier ist keine „moderne" Kirchenmusik zu hören, keine effecthaschenden Opernmelodien auf Kirchentext. Es ist ein wirkliches, vom Herzen gehendes Gebet, das fromme Lied einer poetischen und idealen Seele. Seine Ballade für Chor und Orchester „Die Geisterbraut" (auf Worte von K. J. Erben), eine Art Leonoren-Sage, und das große Oratorium „Sancta Ludmila" (auf den Text des bedeutendsten böhmischen Dichters Jaroslaw Vrchlický) zählen

zu den besten Leistungen des Meisters; sein schöner, kräftiger „Hymnus" hat ihn in die böhmische Oeffentlichkeit überhaupt zum ersten Male und mit Erfolg eingeführt. Seine Choräle und Oratorien wirkten namentlich in England geradezu sensationell.

Aber auch seine Schwächen hat Anton Dvořák. In die Kategorie der weniger vollkommenen Compositionen gehören seine Opern. Es hat etwas für sich, wenn wir Musiker sagen hören, es wäre selbstverständlich, daß Dvořák kein großer Operncomponist ist. Das wäre nur den größten Classikern möglich gewesen. Wir haben in der modernen Musikgeschichte Beispiele, welche das Gegentheil dieser Behauptung beweisen (Goldmark!); aber die Beispiele, welche gute Orchestercomponisten als schwächere Operncomponisten zeigen, sind zahlreicher. Man denkt hierbei an keinen Geringeren als — Richard Wagner! Die C-dur-Symphonie dieses Musikriesen hat im Ernst nur den Enragirtesten unter den Wagnerianern gefallen. Freunde guter Orchestermusik hat dieses Jugendwerk aus dem Concertsaale getrieben; und auch die gemäßigte Wagnerpartei hat die Achseln gezuckt. Man hat selbst in den Kreisen, deren absolutistischer Wagnerianismus über alle Zweifel erhaben ist, die Schwäche der C-dur-Symphonie anerkannt und hat sie wieder in Vergessenheit gerathen lassen. Ihre Aufführung würde heute unmöglich sein. Aber auch die wenigen anderen Orchestercompositionen Richard Wagners, sein „Kaisermarsch," „Huldigungsmarsch," seine „Faustouvertüre", zeugen unleugbar gegen den Symphoniker Wagner. Johannes Brahms, der hervorragendste Symphoniker der Gegenwart, hat bisher keine Note für die Bühne geschrieben und wird es, wie es scheint, nie thun. Als im vorigen Jahre die Nachricht die Blätter durchflog, Joh. Brahms schreibe eine Oper, ließ sie der große Meister rasch dementiren. Er fühlt in sich eine dramatische Schwäche — und widersteht daher den Verlockungen der Bühne. Anton Dvořák aber hat der Sirene nicht widerstanden und wiederholt Opern componirt. Mit dem deutschen Publicum kann man nun freilich über die „böhmische Oper" so ohne Weiteres nicht sprechen. Der Entwicklung derselben müßte ein eigener Artikel gewidmet werden, wollte man ihren heutigen Stand besprechen. Ich mache daher Alle, die sich dafür interessiren, auf eine kurzgefaßte, aber ausgezeichnete Schrift des Prager Musikschriftstellers Emanuel Chvála*) aufmerksam. Hier kann bloß gesagt werden, daß als Schöpfer der böhmischen Oper der geniale Friedrich Smetana (gest. 1884) bezeichnet werden muß, der bei seinem eminenten dramatischen Talente es getroffen hat, den schönen, poetischen Volkston mit vollem künstlerischen Gelingen in die böhmische Oper einzuführen. Beinahe sämmtliche böhmische Operncomponisten (mit Ausnahme Zdenko Fibichs, eines Wagnerianers im strengsten Sinne, der

---

*) E. Chvála, Ein Vierteljahrhundert böhmischer Musik. Prag, F. A. Urbanek, 1889.

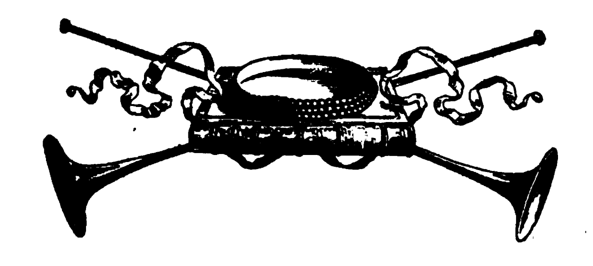


hochbegabt dem Musikdrama sich widmete) haben den von Smetana eingeschlagenen Weg weiter verfolgt. Auch Dvořák. Und wie schon gesagt: ein genialer Musiker wie Dvořák kann und wird nie Werthloses, Mittelmäßiges schreiben; seine Gedanken sind immer interessant, die Durchführung stets kunstvoll. Aber freilich, eines der Haupterfordernisse, das dramatische Element, besitzt keine Oper des böhmischen Meisters. In einer jeden finden wir vom rein musikalischen Standpunkte wahre Schätze. Aber auf der Bühne ist nicht Alles Gold, was glänzt, auch die schönste Musik nicht. Wohl hat Dvořák in seinen beiden letzten Opern „Dimitrij" und „Der Jakobiner" große Fortschritte gemacht; dramatisch ist aber seine Musik blutarm. Freilich darf Dvořák nicht die ganze Schuld beigemessen werden. Heute existiren noch nicht gar zu viel böhmische Opern, man kann jedoch von dem größten Theile derselben ruhig sagen, daß sie musikalisch bedeutend höher stehen, als so manche moderne deutsche, italienische oder französische Oper. Allein es muß gerade heraus gesagt werden: so schlechte untheatralische Libretti, wie sie sich an den dreißig, vierzig böhmischen Opern zusammengefunden haben, sind wohl in keiner andern Opernliteratur beisammen anzutreffen. Der musikalische Theil des Neßler'schen „Trompeter" reicht an eine Smetanasche oder Dvořáksche Oper lange, sehr lange nicht heran: und doch — ein großer Erfolg, weil ein wirksames Textbuch zu Grunde liegt. Das hat auch das Schicksal der einzigen Oper Dvořáks, die außerhalb Prags aufgeführt wurde, des „Bauer ein Schelm", besiegelt. In Dresden fand man wohl die Musik hübsch, aber undramatisch, die Handlung jedoch geradezu dumm. Und in Wien, wo die Nationalität des Componisten genugsam Abneigung gegen das Werk weckte, fiel der „Bauer" ganz ab. In der That — das kann selbst kein Freund des Componisten leugnen — ist es bei vielen Opern Dvořáks schade um die herrliche Musik. Nur „Dimitrij" kann noch halbwegs als bessere Ausnahme gelten. Nichtsdestoweniger zeigt Dvořák in seinen Opern „Bauer ein Schelm", „König und Köhler", „Die Dickschädel", „Wanda", „Dimitrij" und neuestens im „Jakobiner", daß er kein Theaterblut hat. Er ist kein Effecthascher im modernen Sinne; er arbeitet immer mit den ruhigsten, künstlerischen Mitteln eines Symphonikers und kann daher einen solchen künstlerischen Erfolg, wie im Concertsaale, im Theater nicht erlangen.

Allerdings kann man über Dvořák das Buch noch nicht zuschlagen. Er steht im besten Alter, arbeitet mit ungemeinem Fleiße und besitzt einen ganz unerschöpflichen Born von Talent. Seine schöpferische Kraft ist geradezu fabelhaft. Als er sich zum Beispiel nach der beendeten Riesenarbeit an dem Oratorium „Sancta Ludmila" ausruhen wollte, überraschte er die musikalische Welt mit der zweiten Serie seiner reizenden „Slavischen Tänze", die rasch den ersten auf dem Wege durch die Welt gefolgt sind. Und als er nach der ersten Aufführung seiner neuesten Oper Prag verließ,

um in den duftigen Wäldern Böhmens den Geist Erfrischung athmen zu lassen, brachte er von dort drei Hefte Claviercompositionen (die dieser Tage bei N. Simrock in Berlin erschienen sind) mit: „Poetische Stimmungsbilder“ nebst der beinahe vollständigen Skizze einer neuen G-dur-Symphonie.

Mit der Erwähnung dieser neuen Arbeit, die wiederum Dvořáks hohe Genialität beweisen dürfte, wollen wir ihn verlassen. Seine Skizze wird nicht lange Skizze sein, bald wird sie zum fertigen Kunstwerk werden; denn er arbeitet rasch mit Lust und Liebe, mit Enthusiasmus. „Und ohne diesen,“ sagt Schumann, „wird in der Kunst nichts fertig gebracht.“ Dvořák ist nicht mehr der Unbekannte vom Jahre 1870: auf ihn blickt heute mit Stolz nicht nur sein Volk, die ganze musikalische Welt setzt auf den böhmischen Meister die freudigsten Hoffnungen.





Deutscher und nordischer Götterglaube.

Von

Wolfgang Golther.

— München. —

In unseren Anschauungen über das Verhältniß zwischen deutschem und nordischem Götterglauben ist in jüngster Zeit ein bedeutungsvoller Umschwung eingetreten. Da die in früheren Jahren aufgestellten Ansichten, namentlich durch Karl Simrocks Arbeiten vermittelt, in weitere Kreise der Gebildeten eingedrungen sind, so erscheint ein Versuch wohl gerechtfertigt, alle diejenigen, welche an dem altdeutschen Sagen- und Mythenhort Interesse haben, darauf hinzuweisen, daß sich auf jenem Gebiete eine Umwälzung vorbereitet, ja zum größten Theile bereits in Wirklichkeit vollzogen hat, welche mit einem Schlage Alles in neuem, hellerem Licht erscheinen läßt. Aehnliche Verschiebungen des Standpunktes, wie hier auf mythologischem, haben längst auf grammatikalischem Gebiete stattgefunden; beiderseits sind sie auf geklärte, historische Betrachtung zurückzuführen, indem man sich nicht mehr damit begnügt, das Ueberlieferte einfach ungefragt und ungeprüft hinzunehmen, sondern die Verhältnisse erwägt, unter denen es uns entgegentritt und zweifellos auch einstens erwachsen ist.

Als allbekannt darf vorausgesetzt werden, daß in altnordischen Quellen, in den sogenannten Edden, der älteren und jüngeren, oder besser der poetischen und der prosaischen, welche erst im 13. Jahrhundert, ungefähr zwischen 1230 und 1240, niedergeschrieben sind, eine Anzahl von Götter- und Heldenliedern, unter diesen auch die Sage von Sigfrid und den Nibelungen, sich vorfindet, welche beim ersten Blick engere Beziehungen zu entsprechenden deutschen Berichten aufweisen. Da nun nachweislich die Nordgermanen erst im 10. Jahrhundert zum christlichen Glauben bekehrt wurden, so lag

es nahe, sich den Sachverhalt in der Art zurechtzulegen, daß man glaubte, die Nordleute hätten ihre altheidnischen Lieder viel längere Zeit lebendig erhalten und nachmals auch aufgezeichnet, als die stammverwandten Deutschen, bei denen die Kirche von Anfang an gegen allen Volksgesang eiferte. Die Annahme, daß bei der deutlichen Verwandtschaft verschiedener Sagen, die unter Nordleuten und Deutschen umlaufen, bei jenen die ungetrübte, rein heidnische Form hervortrete, bei diesen dagegen die heidnischen Bestandtheile ausgeschieden sind und wir darum nichts mehr von Odin und den Asen, von Walhall und den Walküren, von der Welteschе heiligem Stamme vernähmen, hat etwas Bestechendes. Dennoch befleißigte sich J. Grimm in seiner Mythologie der größten Vorsicht. Er meinte, daß unsere deutschen Quellen zwar ärmlicher seien, aber doch älter als die nordischen, und daß es unstatthaft sei, alles in diesen Ueberlieferte als uralt, als urgermanisch zu betrachten und daher auch der Erklärung deutscher Sage, in welcher eben das Heidnische abhanden gekommen war, zu Grunde zu legen. Den Zeitpunkt, wo der Wall zwischen deutscher und nordischer Mythologie zu durchstechen wäre, damit beide in ein größeres Ganze zusammenrönnen, erachtete er für noch nicht erschienen.

Anders faßte die Sachlage Simrock auf, indem er sich gerade dazu berufen fühlte, jenen trennenden Wall niederzureißen. So erzählte er unbedenklich die Geschicke der Götter und der Welt nach dem vollständig entwickelten System der nordischen Edden als eine urdeutsche und urgermanische Sage, in der Meinung, unserem Vaterlande sein altes Erbe und Eigen zurückzuerobern. Simrocks Werk fand seiner gefälligen Form und seines packenden Inhaltes halber Eingang in die weitesten Kreise. So erfreulich nun auch einerseits diese lebhafte Antheilnahme an deutscher Alterthumskunde erscheint, so ist es doch auf der anderen Seite zu beklagen, daß eine kühne Hypothese damit in die Welt eingeführt worden ist und heutzutage bei den Meisten, die sich kein selbständiges Urtheil aus den Quellen herauszuschöpfen vermögen, als unumstößlicher Glaubenssatz gilt. Ja sogar der Fachmann kann sich dem Banne der aus Simrocks Buche bei Beginne seiner Studien ihm gewordenen Eindrücke nur schwer entziehen; die Tradition, die lange Zeit ihres Bestehens, giebt der Hypothese den Anschein einer völlig gesicherten Thatsache, was sie in Wahrheit nie gewesen ist. Wenn aber nun die sorgsamste wissenschaftliche Forschung diese auf keinerlei Beweisgründe sich stützende Theorie als unhaltbar nachweist und die Mittel an die Hand giebt, deutlich zu unterscheiden zwischen dem, was einst die Deutschen und Nordleute Gemeinsames an Sagen und Mythen besessen, und dem, was diese letzten später unter ganz außerordentlichen Umständen weitergebildet haben, so hat sie sich begreiflicherweise mit einem nur schwer zu besiegenden Vorurtheil in unerquickliche Streitigkeiten einzulassen. Denn nichts wird schwerer überwunden als ein durch lange Autorität erstarkter Irrthum! — Es ist das Verdienst des bedeutenden norwegischen Gelehrten

Sophus Bugge, der die nordischen Quellen zum großen Theil selbständig durchgearbeitet und in ausgezeichneter Weise herausgegeben hat, der wie Wenige im Stande ist, das Einzelne mit der Gesammtheit der geschichtlichen Entwickelung in Zusammenhang zu bringen und auf Grund desselben zu beurtheilen, die Mythen- und Sagenforschung in neue Bahnen gelenkt zu haben in einer umfangreichen Schrift, welche in deutscher Uebersetzung von Prof. Brenner in München erschienen ist unter dem Titel: „Studien über die nordischen Götter- und Heldensagen". München, Christian Kaiser 1889. Aeußerliche Zufälle haben die Vollendung des bereits vor acht Jahren begonnenen Druckes bis heute verzögert. Wir wollen versuchen, dem Leser mit einigen kurzen Strichen ein Bild davon zu entwerfen, auf welchen Standpunkt durch Bugges Bestrebungen die Mythenforschung geführt wird, und wir möchten ihn dabei gleich zu Anfang bitten, das ihm befremdlich Erscheinende nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen, eben weil es so ganz anders lautet, als das, was er bisher gehört hat. Vielmehr möge er dadurch veranlaßt werden, das Buch selber zur Hand zu nehmen, um sich augenscheinlich davon zu überzeugen, wie genau und ausführlich Bugge seine Behauptungen mit vollwichtigen Gründen zu stützen vermag.

Die nordgermanischen Stämme — Dänen, Schweden und Norweger haben etwa bis 800 n. Chr. sich in Sprache und Cultus wenig von den festländischen Germanen unterschieden. Da sie auf den Umkreis der von ihnen in Besitz genommenen Länder beschränkt waren, so verliefen ihre Geschicke im engen heimatlichen, friedlichen und kriegerischen Wechselverkehr. Im Ganzen war ihre Lebensweise wohl wenig verschieden von derjenigen, welche seit Urzeiten die germanischen Stämme in ihrer einstigen Volksgemeinschaft und nachmals in ihrer Vereinzelung und Absonderung führten, bis sie mit den Culturvölkern in Berührung kamen und damit in das Licht der Geschichte eintraten. Merkwürdig früh hatte sich die geistige Befähigung beim Germanen herausgebildet, mit den im Besitz einer hohen Bildung befindlichen Reichen, die er als Eroberer betrat, und mit deren Insassen nicht bloß Schwertstreiche zu tauschen, sondern sich auch in friedlichen Verkehr einzulassen. Die staatenbildende Kraft der Germanen findet ihre Erklärung nicht zum wenigsten in ihrer Stellung fremden Culturen gegenüber; der Eroberer darf nicht nur sengen und brennen und zerstören, sondern er muß auch seine Errungenschaft zu behaupten wissen. Die Germanen aber verstanden es vielleicht nur zu gut, mit Verleugnung ihrer eigenen urwüchsigen Nationalität sich fremdartigen Verhältnissen anzupassen und, falls sie, wie die hinter den erobernden Goten, Langobarden, Vandalen u. s. w. nachrückenden Stämme, auf eigener Hufe ansässig blieben, fremde Einflüsse willig bei sich aufzunehmen. So ist nachgewiesen, daß die Germanen die Schrift sich aneigneten in Form des Runenalphabets, das im 2. oder

3. Jahrhundert n. Chr. bei einem der südlichen Stämme nach dem Muster der lateinischen Lettern gebildet wurde und rasche Verbreitung bei Franken, Angelsachsen, Nordleuten, Bayern, Alamannen und Goten fand. Aber die Eigenthümlichkeit germanischen Geistes offenbart sich in der durchaus originellen Verarbeitung des Ueberkommenen, das dadurch völlig zum geistigen Eigenthum der Germanen wird, so daß man es von dem Ureigenen nur mit Mühe zu unterscheiden vermag. Man hätte kaum so langer und schwieriger, oft arg in nebelhafte Unmöglichkeiten sich verlierender Untersuchungen über die Runenschrift bedurft, bis man ihre wahre Quelle erkannte, wäre nicht das altlateinische Alphabet in drei Buchstabengruppen entgegen der Ordnung des gewöhnlichen Abc eingetheilt und jeder Buchstabe mit einer germanischen Namensbezeichnung kenntlich gemacht worden. Fremde Culturen übermitteln der allem Ungewohnten zugänglichen und im höchsten Grade eindrucksfähigen germanischen Natur Elemente, die sie selbständig verarbeitend umbildet und umschafft. Vor unseren Augen stellt sich uns ein schönes und einheitliches Werk dar: wir möchten diese Schöpfung als eine durch und durch germanische auffassen und dürfen das auch, ohne einen Irrthum zu begehen. Wenn wir aber bemerken, daß an dem einheitlichen Bilde der und jener wichtige Zug aus der Fremde geholt ist, so dürfen wir uns dagegen nicht verwahren. Der Bedeutsamkeit des Werkes geschieht kein Eintrag; wohl aber lernen wir, daß der germanische Geist Anderes schafft, nachdem mächtige Eindrücke auf ihn eingewirkt haben, als in alter Zeit, wo sein Umkreis noch ein eng beschränkter war. Ja es müßte uns im Gegentheil Wunder nehmen, wenn Alles beim Alten geblieben wäre und keine Spur der vielen neuen Erlebnisse und neugewonnenen Anschauungen in den geistigen Erzeugnissen zum Ausdruck käme.

Die Vorkommnisse der Wanderungszeit wiederholen sich zum Theile bei den Nordgermanen im 9. und 10. Jahrhundert während der Wikingerfahrten. Gewaltige innerliche Umwälzungen politischer und sozialer Art waren es, welche in jener Zeit die Bewohner der nordischen Reiche veranlaßten, ihr Drachenschiff zu besteigen und hinauszufahren, um sich eine neue Heimat zu suchen. An deutscher, englischer und irischer Küste fuhren die Schiffe der Nordmannen an; weiterhin wurden die Faeröer, Island, Grönland und Amerika entdeckt, und Island von 876 ab von Norwegen aus colonisirt. Als raubende Heermannen fielen die ersten nordischen Ankömmlinge über die bereits christlichen und in Bezug auf Cultur weit vorgeschrittenen Bewohner des Festlandes und der britischen Inseln her; nach kurzem Handstreich segelten die Schiffe weiter, Elend und Verheerung zurücklassend. In den Kirchen Westeuropas stiegen Gebete empor gegen die rasenden nordischen Krieger. Mit der Zeit aber kam Absicht und Ordnung in die Wikingerfahrten; die Küstenstriche sollten nicht bloß ausgeplündert, sondern zur Besiedelung gewonnen werden. Die Nor-

mandie und andere kleine Reiche auf den britischen Inseln, zumal in Irland, zeigen, wie erfolgreich dieser Plan ausgeführt wurde. Dadurch aber war ein friedlicher Verkehr mit den Einwohnern durchaus nothwendig geworden, und die Beziehungen zwischen Nordmännern und Deutschen, Iren und Briten gestalteten sich auch friedlich. Die westeuropäischen Reiche sind mit der Zeit untergegangen, indem die nordische Nationalität sich nicht rein erhielt, sondern mit der fremden verschmolz. Im 9. und 10. Jahrhundert aber standen sie in voller Blüthe und blieben mit dem Mutterlande in stetem Verkehr. Island war vor der Ankunft der Nordleute nur spärlich von irischen Anachoreten bewohnt gewesen, die sich vor den Heidenleuten bald zurückzogen. Noch heutigen Tages besteht Island im Wesentlichen mit derselben Sprache, die von den Ansiedlern vor fast 1000 Jahren gesprochen wurde, während in Norwegen dieselbe Sprache auf einer viel jüngeren Entwickelungsstufe angelangt ist, die sich zu jener etwa verhält, wie Mittelhochdeutsch zu Althochdeutsch. Auf Island wurden die Eddalieder niedergeschrieben, zum großen Theil aber auch verfaßt. Aus sprachlichen und metrischen Gründen wurde neuerdings der sichere Nachweis erbracht, daß keines derselben über das 9. Jahrhundert zurückreicht, ja daß wahrscheinlich auch die ältesten unter ihnen erst aus dem 10. Jahrhundert stammen. Demnach sind sie vornehmlich als Aeußerungen des Geistes zu betrachten, der in den Wikingern lebte und webte, und sie müssen sich auch in Allem und Jedem als Kinder ihrer Zeit bekunden.

Wenn wir von einer scharf ausgeprägten nordischen Individualität sprechen, so bezeichnen wir damit die Entwickelungsstufe, auf welche die Nordleute in jener Zeit gelangten. Das Wenige, was an Denkmälern aus der Zeit vor den Wikingerfahrten vorliegt, enthält nichts von jenen neuen charakteristischen Zügen. Die allgemein germanische Nationalität bildete sich zur speciell nordischen heraus, als die Nordleute mit fremden Culturen in Berührung kamen; ja wesentlich diese fremden, vornehmlich auch keltischen Elemente, sind es, welche die individuelle Absonderung bedingen. Eine Zeit der allgemeinen Gährung kam über das Alte, das unter Beimischung fremder Kräfte schließlich als ein Neues in verjüngter Weise hervorging. Natürlich muß auch dieses Neue die uralten Elemente, wenn auch umgewandelt, doch zu einem beträchtlichen Theile in sich fassen, so daß Nordleute und Deutsche genug gemeinsame Berührungspunkte mit einander gemein haben, da sie aus einem Stamme erwachsen sind. Ebenso klar aber ist, daß wir im Nordischen auch ganz verschiedene Bestandtheile vorfinden müssen, Errungenschaften der Wikingerzeit, die im Deutschen in alle Weite nie gesucht werden können, da sie unmöglich dort einzubringen vermochten. Wenn nun alle Forscher, selbst die Gegner der Bugge'schen Theorie, darüber einig sind, daß der gesammte nordische Sagen- und Mythenhort ein Erzeugniß der Wikingerzeit ist, so liegt es auf der Hand, daß es schlechtweg unkritisch ist, ohne Weiteres

das im nordischen Heidenglauben ausgeprägte System in graue Vorzeit zurückzutragen und unsere deutschen Sagen daraus abzuleiten. Was im Deutschen und Nordischen übereinstimmt, z. B. der Glaube an heilige Bäume, an deren Wurzel ein Quell entspringt, wo weise Frauen wohnen, unter deren grünem Blätterdache Gericht gehalten wird, aus dessen geheimnißvollem Rauschen die Stimme der Gottheit dem gläubigen Ohre vernehmlich entgegentönt, das darf mit Sicherheit als zum urgermanischen Vorstellungskreise gehörig aufgefaßt werden; was aber als ein merkwürdig origineller Zug im Nordischen erkannt wird, der unmöglich im heidnischen Glauben seinen Ursprung haben kann, das darf nie und nimmermehr frischweg zurückverlegt werden. Bugge sondert nun gerade diese einzelnen Elemente ab, beleuchtet sie in allen ihren Eigenheiten und forscht nach ihrer vermuthlichen Quelle, welche Zeit und Umstände der Entstehung der Mythenwelt ungezwungen und ganz von selber an die Hand geben.

Zur Staatsreligion wurde das Christenthum auf Island um's Jahr 1000 erhoben; weit verschieden ist die Bekehrung der nordischen Stämme von derjenigen der südlichen, und entsprechend auch nachmals die Stellung der Geistlichkeit zumal auf Island. Der Uebertritt der Insel war ein politischer Akt. Christenthum und Heidenthum standen sich zunächst gar nicht in schroffem Gegensatze gegenüber. Lange zuvor hatten die Wikinger vom christlichen Glauben in Irland, England und Deutschland vernommen, und christliche Gebräuche und Erzählungen verfehlten nicht, auf die für's Wunderbare empfänglichen Gemüther Eindruck zu machen. Die Geschichtsquellen bezeugen, daß öfters Heidenleute bereits auch an den weißen Christ glaubten. Vornehmlich waren es solche, welche vater- oder mutterseits irischer oder englischer Abkunft sind. Der Isländer Helgi stammte von einer irischen Mutter, war in Irland geboren und theils hier, theils auf den Hebriden erzogen; an Berührungen mit dem Christenthum konnte es ihm darum nicht fehlen. Helgi hatte auch die Taufe empfangen und seine isländische Niederlassung benannte er „Kristsnes“ d. i. Christi Vorgebirge. Daneben aber glaubte er auch an Thórr, den alten Heidengott, und wandte sich in allen Nothfällen, zumal wo es sich um eine Seefahrt handelte, nach altem Brauch an diesen. Ausdrücklich wird erzählt, wie es bei Kaufleuten und bei Leuten, welche Heerdienst bei christlichen Herrschern nehmen wollten, damals eine gewöhnliche Sitte gewesen sei, die Kreuzbezeichnung (d. h. nicht die volle Taufe, nur eine vorläufige Weihe durch Bekreuzigung) zu nehmen, und daß solche Männer dann das als Glauben hatten, was ihnen am meisten zusagte. Es kommt vor, daß eine Wikingerschaar einen Eid zugleich auf den heidnischen Ring und auf Reliquien leistet! In Nothfällen gelobte man die Annahme der Taufe, wenn der Christengott helfen wolle. Kranke wenden sich zum Christengott, wenn die Opfer an die heidnischen Götter den erwünschten Erfolg versagen. Viele Leute glaubten aber an gar nichts mehr und halfen sich auf diese Art gegen jeglichen Zwiespalt des Herzens.

Ueber den geistigen und sittlichen Zustand der Wikinger belehrt in wunderschöner und lichtvoller Weise Konrad Maurers vortreffliches Werk: „Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthume" (München, Chr. Kaiser. Bd. I. 1855; Bd. II. 1856.) Die Lectüre dieser beiden Bände klärt uns darüber auf, wie jene Zeit beschaffen war, zeigt uns in deutlichen Umrissen den geschichtlichen Hintergrund, auf welchem Bugge seine Lehre aufbaut, und der von ihm, wie billig beim fachmännischen Kritiker, vorausgesetzt wird. Unter den deutschen Forschern trifft aber diese Voraussetzung nicht immer zu, was Wunder nehmen muß, nachdem wir ein solch klassisches, Jedem mit Leichtigkeit zugängliches Werk besitzen.

Wenn nun unter den Wikingern christliche und heidnische Anschauungen neben einander herlaufen und in einander überfließen, so dürfen wir auch schließen, daß in ihren Dichtungen altheidnische und christliche Vorstellungen sich vermischen, die sich im Gesammtbilde noch von einander scheiden lassen müssen. In der That weist Bugge nach, daß der Stoff der mythischen Dichtung, ihre äußere Grundlage, ihr erzählendes Element wesentlich und zu sehr beträchtlichen Theilen fremden Ursprunges ist. Von überaus zahlreichen nordischen Götter- und Heldensagen darf behauptet werden, daß sie Erzählungen, Dichtungen oder Legenden, religiöse oder abergläubische Vorstellungen wiedergeben oder wenigstens unter Einwirkung von solchen entstanden sind, welche halbheidnische und heidnische Nordleute in den Wikingerzeiten auf den britischen Inseln von Christen, und zwar von Mönchen und von Leuten, die in Mönchsschulen erzogen waren, vernahmen. Neben derartigen auf apokryphen jüdisch-christlichen Legenden beruhenden Erzählungen haben auch antike, griechisch-römische Sagen eingewirkt, wie sie in den lateinischen Mythographen während des frühen Mittelalters weit verbreitet und viel gelesen waren. — Wir wollen im Folgenden ein Beispiel des Näheren erörtern, an welchem besonders klar hervortritt, in welcher Weise die mythologische Forschung durch Bugge in neue Bahnen gelenkt wird: Odin am Galgen und die Weltesche Yggdrasil.

In der Edda*) wird erzählt, daß Odin, der oberste unter den Göttern, neun Nächte lang am windigen Baum gehangen sei. Odin selber berichtet davon:

Ich weiß, daß ich hing am windigen Holze
  volle neun Nächte,
vom Gere verwundet, gegeben dem Odin,
  ich selber mir selber,
an dem Holze, von dem Niemand weiß,
  aus welches [Baumes] Wurzeln es sproßt.
mit Brot erquickten sie mich nicht, auch nicht mit dem Horn;
  ich spähte nieder,

*) Hávamál. 130 u. f.

geheimnißvolle Runen nahm ich herauf, schreiend nahm ich sie,
ich fiel wieder herab.
Da begann ich zu keimen und verständig zu werden
und zu wachsen und wohl zu gedeihen.
Wort schuf mir vom Wort [neues] Wort
Werk schuf mir vom Werk [neues] Werk.

Da viel darauf ankommt, genau den Wortlaut der Quelle vor Augen zu haben, so gaben wir hier eine wörtliche Uebersetzung in ungebundener Form. Die Nordleute dachten sich demnach ihren höchsten Gott am Galgen hängend, von dem er nach neun Nächten wieder herabsank, um zu neuem Leben herrlicher als zuvor wieder aufzustehen. Es müßte im höchsten Grade befremden, wenn die Nordleute ohne jeden äußeren Anlaß dazu gekommen wären, sich eine derartige Vorstellung, zu welcher ihr angestammtes Heidenthum nicht die mindeste Veranlassung bot, zu der natürlich auch die südgermanischen Mythen keinerlei Gegenstück enthalten, ganz aus sich selber heraus unabhängig zu bilden! Der Tod durch Erhängen war bei den Germanen zwar seit den ältesten Zeiten gebräuchlich; auf diese Weise wurden Kriegsgefangene dem obersten Kriegsgotte geopfert. Nach ihrem Siege über die Römer hingen z. B. die Cimbern die Gefangenen mit Stricken an die Bäume. Prokop berichtet von den Thuliten (d. h. den Bewohnern der Insel Thule, worunter die klassischen Autoren die skandinavische Halbinsel verstehen), sie opferten die Kriegsgefangenen, indem sie dieselben nicht einfach hinschlachteten, sondern an einen Galgen von Holz hängten. Damit wird aber das Dunkel nicht aufgehellt; wir erhalten keine Erklärung, weshalb der Gott selber diese Strafe erdulden mußte. Dagegen werden wir unleugbar an Christus am Kreuze erinnert; und wirklich finden sich die hier von Odin gebrauchten Ausdrücke wörtlich in lateinischen und angelsächsischen Schriften des Mittelalters wieder. Das Kreuz Christi ward „Galgen" genannt; Wulfila in der gotischen Bibelübersetzung spricht vom „galga Christaus." Das angelsächsische Gedicht von Christ und Satan berichtet: „Er stieg auf den Baum und vergoß sein Blut, Gott am Galgen durch seines Geistes Kraft." „Am Galgen gab er seinen Geist auf." An's Kreuz wurde Christus gehängt; mit „gehängt" übersetzt das Angelsächsische gradezu den Ausdruck „gekreuzigt". Wie christlicher Glaube vom Gekreuzigten spricht, so wird auch Odin in der nordischen Dichtersprache nach diesem Mythus als „die Last des Galgens" benannt. Im wilden Winde duldete Jesus am Kreuze. Der Lanzknecht Longinus durchbohrte Christus, als er am Kreuze hing, mit einem Speere, und erst dadurch trat sein Tod ein; Odin am Galgen ist speerwund. Völlig unverständlich für rein heidnische Begriffe ist Odin, der sich selber dem Odin opfert, wogegen aus christlicher Anschauung dieser Ausdruck sich genügend erklärt. Nach dieser hat ja Christus sich Gott geopfert, Christus und Gott-Vater aber sind eins, und somit ist die Erlösungsthat des

Christengottes eine Selbstopferung. Niemand weiß, aus welches Baumes Wurzel der Kreuzesstamm emporwuchs. Vom Holze, das zu Jesu Kreuz ausgewählt wird, heißt es: „Die Juden kannten es nicht". Am Kreuze verschmachtete der Erlöser vor Durst, und sie gaben ihm Galle zu essen und Essig zu trinken; auch Odin fand keine erquickende Labung. Jesus neigte sein Haupt zur Erde, wie Odin niederschaute, um in die Geheimnisse der Todtenwelt hinabzusehen, die er besuchen sollte. Durch die Opferung am Galgen gewann Odin die magische Kraft geheimer Zaubermittel; durch den Opfertod besiegte Christus die Mächte der Finsterniß und des Todes. Schreiend, mit schrillem Schrei gab Christus den Geist auf und wurde wieder herabgenommen vom Kreuze. Die christlichen Hymnendichter des frühen Mittelalters bezeichnen oft Christus als Kreuzesfrucht. Diese Vorstellung macht sich in den Worten des nordischen Dichters bemerklich, daß Odin wiederum keimte und wuchs. Christus steigt hinab zur Unterwelt, besiegt den Bann des Todes und fährt dann auf zur Herrlichkeit des Vaters! Diese Geheimnisse verkündigten Leucius und Karinus, die Söhne Simeons, in der Synagoge und wurden dann verklärt. So erzählt der zweite Theil des sogenannten Nicodemusevangeliums, welches Christi Höllenfahrt, den descensus ad inferos, schildert. Auch die äußere Einkleidung dieses Berichtes läßt sich in anderen Strophen der Edda bis in's Einzelne nachweisen. Wir sehen jedoch hiervon ab. Es leuchtet ein, daß die oben mitgetheilten Strophen geradezu auch über Christus gedichtet sein könnten; nur der Name Odin braucht getilgt zu werden — und alles Andere steht auf dem Boden des christlichen Mythus. Natürlich fehlt der Erlösungsgedanke vollkommen, der ja dem heidnischen Dichter, welcher das großartige Bild von Odin am Galgen erschuf, unverständlich bleiben mußte. Nur die äußeren Thatsachen der wundersamen Erzählung konnten auf ihn einwirken, nur diese vermochte er aufzufassen und wiederzugeben. Wie man aber dazu kommen konnte, Züge des milden christlichen Friedensgottes auf den kriegerischen Odin zu übertragen und daraus das düstere Bild des kalten, windigen Marterholzes zu schaffen, ist unschwer zu begreifen, wenn bereits in lateinischen Schriften von Christi Höllenfahrt der Gekreuzigte heißt: „König der Herrlichkeit," „Ein Herr mächtig in der Schlacht", „Krieger und Feldherr", „Siegesheld", „bewunderungswürdiger Streiter", wenn er als ein „in Wuth auftretender König" dargestellt wird, „der die Heerschaaren des feindlichen Königs verjagt und in dessen Burg eindringt." Solche Ausdrücke erinnerten den nordischen Skalden an den Kampf- und Siegesgott Odin; und wir müssen hierin einen wesentlichen Grund dafür suchen, daß er die fremden Mittheilungen von Christus auf seinen einheimischen Götterfürsten übertrug.

In der angelsächsischen Dichtung sind ähnliche Bezeichnungen für Christus aber vollends häufig.

Eine Esche weiß ich stehen, übergossen mit weißem Naß;
Yggdrasil heißt der hohe Baum.
Daher kommt der Thau, der in die Thäler fällt;
Sie steht allezeit grün über dem Urdbronnen.

Drei Wurzeln gehen nach drei Seiten nieder von der Yggdrasilsesche; Hel wohnt unter der einen. Die Yggdrasilsesche ist der trefflichste aller Bäume.

Unten in Niflhel nagt der Drache Nidhöggr an der Wurzel des Baumes; oben im Wipfel sitzt ein Adler; geschäftig eilt das Eichhorn Ratatöskr (angelsächsische Worte: rati = die Ratte, tusc = Zahn, also Rattenzahn) am Stamme auf und ab und bringt die Worte des Adlers zur Schlange hinab. Hirsche benagen das Laubwerk.

In plastischer Deutlichkeit und erhabener Schönheit steht das Bild des nordischen Weltbaumes vor unseren Augen. Daß aber auch er aus fremden Wurzeln erwuchs und in dieser Form nicht seit Urzeiten bei den Germanen heimisch war, läßt sich in allen Einzelheiten nachweisen. Der Name Yggdrasil ist ein dichterischer Ausdruck, dessen Bedeutung jedoch vollkommen klar ist; er bezeichnet „Odins Galgen". Unmöglich kann demzufolge die Anschauung vom Weltbaum älter sein, als die von Odin am Galgen. Mit der Namendeutung löst sich auch alles Uebrige. Den Galgen Odins zum Mittelpunkt der Welt zu machen, darauf konnte nur Jemand verfallen, der von Christi Kreuz gehört hatte. Was zum Preise des Weltenbaumes von den nordischen Skalden ausgesagt wird, findet wiederum Zug für Zug Entsprechendes in der christlichen Dichtung des Mittelalters. Das Kreuz wird von angelsächsischen Dichtern „hoher Baum" genannt; arbor alta gebraucht Venantius Fortunatus, der Bischof von Poitiers (um 550), vom Kreuze im Passionshymnus. Auch am Fuße des Kreuzesbaumes befindet sich eine lautere Quelle, in der Alle, die von den Früchten des Lebensbaumes kosten wollen, sich zuerst baden müssen. Der Quell wird auf die reinigende Kraft der Taufe bezogen. Das Taufwasser im Besonderen ist das Jordanwasser; in angelsächsischer Form „Jurdan". Jurdan erinnert den nordischen Skalden in der Aussprache unwillkürlich an die Schicksalsjungfrau Urd, und so verlegte er ihren Quell an die Wurzel des Weltbaumes. Der Thau ist ein stehendes christliches Symbol für die Segnung von oben, welche das Kreuz und der Gekreuzigte dem Menschengeschlecht bringen:

Vertice de summo divini nectaris haustum
Detulit in ramos caelestis spiritus aura,
Dulci rore graves manabant undique frondes.

Zwei Vorstellungen fließen in der christlich-symbolischen Dichtung stets in einander über: das Kreuz und der Lebensbaum des Paradieses; daher in der bilderreichen Sprache zumal für einen Fernerstehenden kaum zu unterscheiden ist, ob Christus am Baume hängt oder am Kreuzholze. Beiderlei Ausdrücke wenden die nordischen Dichter auch von Odin an. Das Kreuz

ist aller Hölzer bestes; zum Himmel ragend wird es dargestellt, über alle Welt breiten sich die Zweige des Lebensbaumes aus. Bis in's Todtenreich hinab reicht die Wurzel des Kreuzes und Lebensbaumes, gleichwie die Wurzel des nordischen Weltbaumes sich zur Hel, der Todesgöttin, hinabsenkt. Des weisen Mimir Haupt birgt sich unter den Wurzeln; man erinnere sich der vielen alten Crucifixe, welche über einem Todtenschädel sich erheben, d. h. über Adams Haupt. Um den Stamm des Lebensbaumes ringelt sich eine Schlange. In England wurden viele Steinkreuze errichtet und mit Bildwerken und Inschriften versehen, welche zum Theil heute noch gut erhalten sind. Wenn die Wikinger an die Küsten anfuhren, begegneten ihnen solche Denkmäler altchristlicher Kunst Schritt für Schritt. Auf einigen sieht man das christliche Symbol der Weinranken, die sich von unten bis fast zur Spitze des Steines emporschlingen. Verschiedene Thiere fressen an den Ranken, zu unterst ein Vierfüßler, hierauf Eichhörnchen, zu oberst Vögel. Unverkennbar ist die Aehnlichkeit zwischen diesen bildlichen Darstellungen und der Sage von den Thieren, welche Yggdrasils Esche benagen. Das Eichhorn Ratatöskr, das die Worte vom Wipfel zur Wurzel trägt, hat man schon längst mit einer äsopischen Fabel verglichen, in der eine Wildkatze Hassesworte zwischen einem Adler im Wipfel eines Baumes und einem Wildschwein am Fuße hin und wieder trägt.

Alle diese nahen Beziehungen, die sich zwischen dem christlichen Kreuze und dem nordischen Weltbaum ergeben, konnten von Anfang an nicht verborgen bleiben. J. Grimm wies mit Nachdruck darauf hin. Er meinte aber, daß heidnische Vorstellungen vom Weltbaum auf die christlichen Dichter eingewirkt hätten, wenn anders nicht bei afrikanischen und orientalischen Kirchenschriftstellern dieselben Anschauungen vom Kreuze sich vorfänden. Dann müsse seine Hypothese fallen. Inzwischen gelang der Nachweis vollkommen, aus welchem hervorgeht, daß der Mythus vom Kreuzholze zu einer Zeit und unter örtlichen Verhältnissen sich entwickelte, welche unmöglich irgendwie germanisch-heidnischen Vorstellungen überhaupt nur erreichbar waren. Da ein Zusammenhang zwischen den Sagen von Yggdrasil und vom Kreuze nicht von der Hand gewiesen werden kann, so ist die allein mögliche und richtige Auffassung des Sachverhaltes das unumwundene Zugeständniß, daß Yggdrasils Esche nur aus christlichen Einflüssen erwachsen ist. „Das Bild der Yggdrasilsesche zeigt deutlich, daß dieser Aufbau in allen seinen Gliedern vom Geist der Nordleute erst ausgestaltet wurde, nachdem fremde, fruchtbare Ideen in ihre Seele gefallen waren, ihren Blick erweitert, ihrer Phantasie, ihrem Denken und religiösen Trieb reiche Nahrung gegeben hatten." „Daß der Baum, der Odins Galgen war, das Symbol der ganzen Welt wurde, ist fremdem Einfluß zuzuschreiben; denn das Kreuz war dem christlichen Mittelalter, als Lebensbaum aufgefaßt, ein allumfassendes Symbol" (Bugge S. 519). Wir sehen also, wie die urgermanische Baumverehrung von den Nordleuten auf Grund christlicher und antiker Einflüsse

weitergebildet wurde zu einer eigenartigen, ergreifenden und erhabenen Sage; wir sehen ferner, daß sie in der Lage waren, oft und viel mit den christlichen Anschauungen, welche eben das Wesentliche der Neubildung in sich schließen, Bekanntschaft zu machen. Man verstößt demnach gegen jede gesunde historische Kritik, wenn man diese natürliche Erklärung zurückweist und behauptet, der Mythus sei germanisch, die unter den deutschen Stämmen vorhandenen Zeugnisse über Baum- und Quellkult seien kümmerliche Ueberreste des einst auch hier vollständigen Mythus. Richtiger erkennen wir darin die einfachen Bestandtheile, welche auch den Nordleuten zu eigen waren, aber bei ihnen mit neuen fremden zu dichterischer Neugestaltung verschmolzen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, an dieser Stelle weiteres Material dem Leser vorzuführen; das eine Beispiel möge genügen, um seine Antheilnahme an der Bewegung der mythologischen Studien wachzurufen und namentlich dazu beizutragen, ihn vor einem schnellen Aburtheilen zu bewahren. Trotz ihrer überraschenden neuen Ergebnisse tritt Bugges Lehre mit der schärfsten Beweisführung, der gründlichsten Vorsicht auf und baut wahrhaftig nicht in die blaue Luft hinein, um Sensation und Aufsehen zu erregen, sondern auf den festen Grund historischer Betrachtung und untrüglicher Quellenbeweise. Das dilettantische Phantasieren und sinnlose Zusammentragen ohne eine Spur von Quellenkritik, wie es in der Mythologie üblich war und vielfach immer noch ist, soll aufhören und einer gesunden nüchternen Betrachtung Platz machen. Nur auf diesem Wege ist es möglich, zu einer Darstellung deutschen Götterglaubens vorzubringen, wie J. Grimms deutsche Mythologie sie anstrebt. Wer wollte sich aber dazu den Ausblick künstlich trüben und verwirren, indem er Erzeugnisse des nordgermanischen Geistes aus dem 9. und 10. Jahrhundert, also die letzten, wenn auch zum Theil wunderbar großartigen Ausläufer einer langen Entwickelungsreihe, statt sie als solche aufzufassen und zu untersuchen, an den Anfang stellt? Was würde die Grammatik sagen, wollte Jemand behaupten, althochdeutsche Sprachformen seien aus mittelhochdeutschen zu erklären, oder gar gleich aus nordischen des 12. Jahrhunderts? Würde Bugge nur ähnliche Züge nordischer und christlich-antiker Sagen neben einander stellen, dann dürfte man mit Recht sein Verfahren als unwissenschaftlich anfechten; aber weil er sich neben der einleuchtenden Analyse der Sagenstoffe selber auf die wirkliche geschichtliche Entwickelung stützt, darum muß der Widerspruch verstummen, und an uns liegt es, die nöthige Energie zu besitzen, um eine altüberkommene Ansicht aufzugeben, wenn sie auch Manchem lieb geworden sein mag. Mit gefühlvollen Träumereien wird die wissenschaftliche Erkenntniß nicht gefördert.

Zum Schlusse wollen wir noch diejenigen nordischen Mythen und Sagen aufzählen, von denen bereits mit ziemlicher Sicherheit behauptet werden kann, daß sie nicht über die Wikingerzeit hinausgeführt werden können

und daß sie demnach auch in Deutschland nie bekannt waren. Im ersten Theile seiner Schrift wies Bugge nach, daß Baldr, der glänzend schöne, junge Gott, der in der Blüthe seiner Jahre durch Hödrs Speer getroffen dahin sinkt, aus der Gestalt des „weißen Christ" hervorging, wie die Nordleute Jesus nannten. Baldr ist ursprünglich überhaupt gar kein Eigenname, sondern ein Appellativum mit der Bedeutung Herr; was die Angelsachsen von Christus, den sie bealdor hießen, erzählten, gab die Grundelemente zur Baldrsage her. Beinahe alle Sagen von Freyja, der Liebesgöttin, sind Nachbildungen antiker Mythen von Venus-Aphrodite. In den meisten ihrer Namen sogar erkennt man noch deutlich volksetymologische Umdeutungen antiker Benennungen der Venus. Ihr Verhältniß zu Odr, dem sie goldene Thränen nachweint und den sie in aller Welt aufsucht, ging aus dem Adonismythus hervor. Idun bewahrt goldene Aepfel, die ewige Jugendkraft verleihen; man erinnere sich der Hesperidenäpfel. Die Figur des Loki ist bereits in seinem Namen, noch mehr aber in seinem Wesen eine Nachbildung des Lucifer. Walhall, wo Odin die gefallenen Helden um sich versammelt zum heiteren Gelage und zum ernsten Kampfspiel, die Walküren, die den Krieger zum Schlachtentod kiesen und droben ihm das Trinkhorn reichen — dieser ganze glanzvolle Hofhalt des kriegerischen Königs der Götter entstand in den spätesten Jahren der Wikingerzeit und war darum in dieser Form nie bei den Deutschen bekannt. Vereinzelte Elemente lassen sich natürlich auch bei ihnen nachweisen; aber das Gesammtbild ist eine ausschließlich nordische Schöpfung.

Damit wird auch unser Standpunkt bei Beurtheilung der nordischen Quellen für die Nibelungensage ein wesentlich veränderter. In Sigfrids Geschichte spielt dort Walhall, die nordische Götterwelt, die Walküre herein; die deutschen Quellen wissen nichts davon, aber nicht, weil sie das Ursprüngliche verloren hätten: vielmehr geben sie ein ungleich treueres und reineres Bild der altgermanischen, vermuthlich bei den Franken entstandenen Nibelungensage. Großartiger und ergreifender erscheint uns Sigfrids Geschichte in nordischer Form; doch der schimmernde Mythus ist eine Neubildung und Zudichtung der Nordleute und muß als solche aufgefaßt werden. Auch hier darf nicht das Deutsche unmittelbar aus dem Nordischen abgeleitet, sondern umgekehrt muß das Nordische als aus dem einfacheren Deutschen weiter entwickelt aufgefaßt werden.

Das schönste und tiefsinnigste Lied der Edda ist die Völu-spá, der Wala Kunde. Die Seherin erzählt den Unschuldszustand eines goldenen Zeitalters, die Schöpfung der Welt, die Geschicke der Welt, den Untergang von Göttern und Welt in der sogenannten „Götterdämmerung"*).

*) Der nordische Ausdruck lautet „ragna rökkr" d. h. der Götter Finsterniß. Ursprünglich jedoch hieß es „ragna rök" d. h. die Schicksale der Götter; erst nachher trat eine Verwechselung der zwei ihrer Etymologie nach völlig auseinander zu haltenden Wörter „rök" und „rökkr" ein, und daher das deutsche Wort, welches in phantasievoll



In den ersten christlichen Jahrhunderten waren viel verbreitet die sibyllinischen Weissagungen, in denen eine Sibylle mit merkwürdiger Vermischung antiker und christlicher Elemente inhaltlich ähnliche Weissagungen verkündet wie die nordische Wala, vom nahenden Weltende durch Feuer. Der Norweger Bang ist nun der Ansicht, daß dieses altnordische Gedicht unter dem Einfluß jener sibyllinischen Prophezeiungen entstanden sei, indem er sich auf einige wörtliche Uebereinstimmungen zwischen beiden beruft. Diese Meinung ist freilich bei anderen Forschern — namentlich bei dem verewigten Karl Müllenhoff in seiner „Deutschen Alterthumskunde" V, 1 — auf sehr entschiedenen Widerspruch gestoßen. Müllenhoff vermißte namentlich den Nachweis der Möglichkeit, daß jene griechischen Verse in jener Zeit Isländern hätten bekannt werden können. Wie dem aber auch sei — selbst wenn man den unmittelbaren Einfluß der sibyllinischen Bücher auf die Völuspa nicht für glaublich halten kann, so wird doch die Annahme für berechtigt gelten dürfen, daß der Gedanke an einen Untergang der ganzen Welt, der Götter und der Menschen, und an ein Wiedererstehen eines verjüngten Paradieses nichts Urgermanisches ist, sondern auf christlichen Einflüssen beruht. Das Heidenthum konnte die Götter, an deren Walten es glaubte, nicht der Vergänglichkeit weihen. Wohl aber mochten zu jener Gährungszeit auch diese Ideen aus der christlichen Anschauung in die heidnische herüberdringen. Der Asenglaube neigte sich zum gänzlichen Ende, als der neue Christenglaube in seiner wahren, reinen Form eingeführt wurde. Der Einzelne fühlte den Beginn einer neuen Zeit, das Vergehen des Alten. Die nordischen Mythen sind überhaupt kein Volksglaube mehr im eigentlichen Sinn, sondern Dichtungen und künstlerische Schöpfungen der Vornehmen, deren Blick schrankenlos weit in's Ferne schweifte und in dem kindlich einfachenVäterglauben keine Befriedigung mehr fand. Als einen solchen, ähnlich dem der Inder zur Vedazeit, dürfen wir den altgermanischen auffassen. Die Germanen verehrten den Himmelsgott, den leuchtenden Tivaz, bald aber nahm Wodan seinen Herrschersitz ein; in tausendfacher Gestalt trat die Natur in lebendiger Beseelung dem Germanen entgegen, wie die Sagen von Nixen und Kobolden, Riesen und Zwergen, Berg-, Baum- und Quellgeistern melden. Im Wesentlichen verblieb der deutsche Götterglaube auf dieser Stufe, bis die christliche Religion ihn verdrängte; und noch heutigen Tages lebt er in vielen traulichen Sagen im Volke weiter „Als das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung zum Ende neigte, wurde das Kreuz an Islands und Norwegens Strand aufgepflanzt, wo früher die Yggdrasilsesche Urds Born beschattet hatte; und im Morgengrauen des zweiten Jahrtausends wurde das Christenthum nach Uebereinkunft berathender Häuptlinge oder auf siegreicher Könige Gebot als alleinige Staats-

---

schöner, aber durch das nordische rökkr nicht gerechtfertigter Weise den Begriff durch die Anschauung einer jäh hereinbrechenden Dämmerung wiederzugeben versucht.

religion anerkannt. Aber das nordische Heidenthum, das der christlichen Staatsreligion unterlag, hatte nicht hinter den hohen Bergesrücken, die eben Luftzug von außen absperrten, sein Wachsthum vollendet und war nicht ausschließlich aus heidnischer Saat gesproßt. Im Gegentheil! Es war draußen in der Wiege des Meeres aufgewachsen, umsaust von allen Winden, geschaukelt von Strömungen aus allen Richtungen, genährt mit Früchten aus wärmeren und reicheren Ländern, zu milderem, tieferem Sehen und zu höherem Flug durch früher nicht gehörte Stimmen erweckt" (Bugge S. 560). In diesen schönen Worten ist auch die ästhetische Würdigung des nordischen Heidenthums genügend gekennzeichnet, welche durch den Umstand, daß diese erhabenen Schöpfungen in späterer Zeit durch geniale und gottbegnadete Dichter nordischer Nationalität in's Leben gerufen wurden und nicht bereits in nebelgrauer Vorzeit unter der verschwommenen Masse des Volkes sich herausgebildet hatten, nicht im Mindesten erstört, vielmehr erhöht und geklärt wird.





Zur Entwickelungsgeschichte von Kunst-sammlungen.

Von

Gustav Hirschfeld.

— Königsberg. —

Man macht den Alterthumsforschern wohl den Vorwurf, daß sie nicht nur, wie es in Ordnung wäre, die Vergangenheit, sondern daß sie auch die Gegenwart wie mit alterthümelnden Augen ansähen; und das Publicum fühlt sich, wenn ich mich nicht täusche, durch die fortwährenden Vergleiche, welche ihm auf solche Weise aufgedrängt werden, bisweilen etwas gelangweilt. Nun soll man aber nicht das Kind mit dem Bade ausschütten: eine gewisse Art von Vergleichen — nennen wir sie einmal die akademische — mag nur einem recht kleinen Kreise wirklich etwas bieten. Aber beruht nicht im Grunde jede Lehre der Geschichte auf einem, wenn auch stillschweigenden Vergleichen? Es kommt wohl nur darauf an, von einem richtig gewählten Standpunkt aus ein wirkliches Verhältniß zur Gegenwart zu zeigen und das fortlaufende Band aufzuspüren, an welches die sich wandelnden Erscheinungen gereiht sind, und das frühere Geschlechter uns gleichsam in die Hände legen, damit wir daran nach unseren Kräften weiterspinnen und es vollkommener denen überliefern, die nach uns sein werden. Diese unsere Pflicht der Arbeit und zwar nicht einer beliebigen Arbeit, sondern des gerade auf uns fallenden Theiles, deren Verabsäumung die gesammte Zukunft auf's Spiel stellen würde, gilt ja für alle Gebiete des Lebens in gleicher Weise; gerade sie ist aber ohne enge Fühlung mit der Vergangenheit, sagen wir nur getrost mit dem Detail der Vergangenheit, gar nicht oder doch nur scheinbar zu erfüllen.

Doch möchte ich nicht so verstanden werden, als ob ich eine allgemeine

Geschichte von Kunstsammlungen geben wollte. Dem Gedanken ihrer Entwickelung nachzugehen, schien mir eine höhere und vor Allem wichtigere Aufgabe, weil sie nothwendig zu dem führt, was die Gegenwart von uns zu fordern berechtigt ist, wenigstens überall da, wo die Mittel es irgend gestatten, mehr als des Daseins tägliche Forderung zu befriedigen. Ich scheue mich, im Gegensatz zu einer übererhabenen Anschauung, nicht offen auszusprechen, daß ich es auch bei den vornehmsten und höchsten wissenschaftlichen Ergebnissen recht schätze, wenn sie eine Nutzanwendung für unser Leben gewinnen lassen. Das ist also bei dem schnellen Ueberblick in's Auge gefaßt, den ich hier entrollen will, und der meinem Berufe nach wesentlich innerhalb der Grenzen antiker Kunstwerke bleiben wird. Ich gebe zu, daß damit nur gleichsam ein Ausschnitt aus einem umfassenderen Thema vorgelegt wird, und in Beziehung auf Einzelnes, besonders auf Gemäldegalerien, wird Vieles unterlassen scheinen; allein sei auch das Vorliegende nur ein Fragment — alle wesentlichen Fäden führen doch durch eben jenen Ausschnitt hindurch, und dies sichert dem Ermittelten bei unserer hauptsächlich in die Absichten eingehenden Betrachtungsweise eine Geltung für das Ganze.

In zeitlicher Hinsicht wird meine Darlegung übrigens beim Alterthum nur kurz verweilen, und sich fast ausschließlich auf eine Epoche beschränken, mit der wir selber noch in einem ununterbrochenen Zusammenhange stehen, deren heutige Entwickelung somit eben wir zu repräsentiren die Ehre und die Pflicht haben. Was sollte ich auch viel von Kunstsammlungen der Griechen in unserem Sinne zu sagen haben? dem einzigen Volke, welchem die Umsetzung des Empfundenen in künstlerische Form eine Naturäußerung war wie die Sprache. Die höchsten und schönsten Gefühle, nach deren Ausdruck bei uns Modernen vorzüglich die Dichtkunst ringt in allen ihren Formen, die Gefühle, welche das Ueberirdische, ganz Vollkommene angehen, das wir glauben, und das Irdische, nur theilweise Vollkommene, das wir sehen und erleben, — kurz das Verhältniß zum Göttlichen und Menschlichen fand ja bei den Griechen einen besonders zutreffenden und Allen verständlichen Ausdruck gerade in der Kunst des Bildners; und weil auch das Edelste, was Menschen thaten oder leisteten, durch Beziehung zur Gottheit erst gleichsam den rechten Boden, den nothwendigen umschließenden Rahmen zu erhalten schien, so entstanden allerdings in der Umgebung von Heiligthümern nach und nach Kunstsammlungen, von deren Zahl und Reichthum wir uns kaum einen Begriff machen. In den großen Mittelpunkten wurden sie wie zu einem gedrängten Ruhmesauszug aus der Geschichte des Staates sub specie aeterni — so auf der Akropolis von Athen; eine unvergleichliche Kunstgeschichte stellten sie dar zu Olympia oder Delphi. Aber sie wurden eben, — keinerlei Absicht waltete vor: so wenig wie ein Urheber genannt werden konnte, so wenig dachte man an ein Publikum von Betrachtenden, wenn man auch hie und da Gemälde, und in späterer Zeit wohl auch zu ein-

ander passende Skulpturen etwas zusammenordnete. Wie sie mit dem Leben verwachsen waren, so waren sie es mit dem sinnvoll gewählten Orte ihrer Aufstellung; sie aus irgend einer Absicht diesem zu entreißen, das hieß ihnen einen wesentlichen Theil ihrer Bedeutung nehmen: über dem Marktplatze von Athen waren die Befreier der Stadt Harmodios und Aristogeiton an ihrer rechten Stelle, in einem Apolloheiligthum die Niobiden, in des Dionysos geweihten Bezirken die froh erregten Aufzüge von Satyrn und Mänaden. Das natürliche Band zu zerreißen, blieb den Römern vorbehalten, welche aus Griechenland die strahlenden Götter und Heroen, Bilder und Gemälde sowie Kunstgeräthe heimbrachten als auch eine werthvolle Kriegsbeute, um so willkommener als sie, öffentlich aufgestellt, dem Andenken des Sieges Dauer verleihen half für späte Zeiten. So ist Rom, vorzüglich seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert, das Sammelbecken geworden, wo die Werke der griechischen Kunst zusammenflossen und schon zu des Augustus Zeit Tempel und Hallen, Bäder und Plätze füllten, in einer Anzahl, daß das Einzelne gar nicht mehr zur Geltung kam, und der Künstler so großartiger Werke wie z. B. der Niobiden durchaus zweifelhaft werden konnte. Aber selbst zu einem vornehmen Privathause gehörte ein Gemäldesaal, bald auch eine Skulpturengallerie; zu keiner Zeit und nirgends ist der Bedarf an Kunstwerken so groß gewesen, wie in der römischen Kaiserzeit! Wie sehr die Kunst zum täglichen Leben gehörte, liegt uns in den verschütteten Städten, Pompeji und Herculaneum, am klarsten vor Augen, wenn auch von eigentlichen Kunstsammlungen nicht die Rede sein kann, und dort in Unteritalien von jeher ein starker Beisatz griechischer Bildung vorhanden war.

Ob die Herren Sammler aus Kunstinteresse sammelten, ist freilich eine ganz andere Frage, oder vielmehr es ist jetzt keine Frage mehr, seit der Verfasser der „Römischen Sittengeschichte“ in so schlagender Weise den Kunstsinn der Römer im Allgemeinen und den ungebildeten und protzigen römischen Durchschnittssammler im Besonderen gezeichnet hat, dem, wäre es anders Mode gewesen, ein zweiköpfiges Kalb in Spiritus genau so interessant gewesen sein würde wie ein Gebilde des Praxiteles. Aber auch ein geistig sehr hochstehender Römer wie Tacitus (Dial. 10) hält es offenbar für völlig genügend, von einem Kunstwerk durch eine einmalige flüchtige Betrachtung Kenntniß zu nehmen. Es waren wohl nur griechische Sklaven, zu deren Fehlern es gehörte, Zeit mit der Betrachtung von Gemälden zu vertrödeln, und zwar zu den geheimen Fehlern, welche der Verkäufer, wie jetzt beim Pferdekaufe, vorher gewissenhaft angeben mußte*). In römischer Zeit waren also nicht nur Sammlungen von Kostbarkeiten vorhanden, — die immer anders aufzufassen sind und uns hier so wenig wie später angehen — sondern auch wirkliche Kunstsammlungen, öffentliche und private.

*) L. Friedländer, Röm. Sittengeschichte III[5] S. 276.

Auch hören wir von Bibliotheken, in denen, offenbar schon nach früherem, hellenistischen Vorbilde, berühmter Männer Büsten passend aufgestellt waren, wie uns auch in den verschütteten Städten, in Pompeji, jene idyllischen Schläfer, Horcher, Satyrn dadurch ganz besonders anmuthen, daß sie durch ihre Aufstellung an sprudelndem Wasser eine lebendige Beziehung erhielten. Aber niemals ist einem Römer ein so hoher Gedanke gekommen, wie ihn ein tief angelegter Grieche noch des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts ausspricht, der für sein Volk mit vollem Rechte sagen durfte, daß es eine Offenbarung des Göttlichen auch durch die Kunst gebe, was für das griechische Alterthum noch in ganz anderem Sinne wahr ist, als wir ihn heutzutage mit den Worten verbinden würden, und was auch der Ansammlung von Kunstwerken bei den Griechen noch einen ganz besonderen Charakter giebt. Daß die griechischen Kunstwerke nicht vergebens nach Rom gekommen waren, das lehrt uns ja beinahe jede Ruine; daß die Kunstanhäufungen von Einfluß auf das Volk gewesen, dies vermögen wir nicht zu erkennen. Was ist aber ein todter Besitz mehr, als eine Illusion? Kunstwerke gehörten nun einmal zu allen öffentlichen und privaten Anlagen; auch das war so ein Stück aus jener reichen griechischen Erbschaft, von der so Vieles unlebendig geblieben ist. Hat Agrippa, des Augustus Freund, wirklich an Erziehung durch die Kunst gedacht, oder war er nicht vielmehr von Rücksichten auf Recht und Billigkeit geleitet, als er rieth, alle Kunstwerke lieber öffentlich aufzustellen, als in abgelegene Landsitze zu verbannen? „Hochherzig und des größten Bürgers würdig" nennt die Rede Plinius, der sie noch kannte und der doch gerade bei dieser Gelegenheit es für angebracht hält, auf den einfachen, allem heiteren Lebensgenuß abgeneigten Charakter des trefflichen Mannes hinzuweisen.

Was Rom gethan, erlitt es selber durch Konstantinopel, als dieses im vierten Jahrhundert kaiserliche Residenz geworden war; seine Plätze, Hallen und Bäder füllten sich mit den entführten Werken, gleichsam der letzte köstliche Nachtisch des Alterthums, der hier nur gesammelt scheint, damit er ja recht sicher und gründlich vernichtet werde. Noch aber zählte man in Rom allein an öffentlich aufgestellten Bronzebildern mindestens gegen 4000; und am Ausgang des fünften Jahrhunderts setzt Cassiodor die Bevölkerung an Lebendigen dem Volke der Statuen gleich.

Von all diesem Reichthum waren nicht mehr als sechs Statuen sichtbar geblieben, als neun Jahrhunderte später die Italiener sich mit immer steigender Begier ihrer glücklichen und glänzenden Vorzeit erinnerten und dadurch die Epoche herbeiführten, deren Kinder, trotz mancher Zwischenheirathen, auch wir noch sind, die Renaissance. Den gewaltigen Antheil der alten Kunst verkennen auch Diejenigen nicht, welche mit Recht der alten Literatur einen höheren, dem italienischen Volksgeiste einen sehr hohen Antheil an dieser Wiedergeburt beimessen. Erst neuere archivalische Forschungen, haben gelehrt, daß schon vor dem XV. Jahr-

hundert hie und da in Italien die so lange mißachteten und durch ungezählte Schicksale geschädigten Reste des Alterthums wieder aufgelesen worden sind*), freilich vor Allem Kostbarkeiten, Münzen und geschnittene Steine, die wir hier so wenig in Betracht ziehen, wie beim Alterthum. Aber wer unbefangen nicht an der Einzelheit haftet und nicht nach neumodischer Weise bei jedem zufälligen Funde gleich das Wesentliche in Frage gestellt sieht, dem wird immer wieder Florenz entgegenleuchten, wenn er den Weg der Renaissancecultur rückwärts blickt bis zu ihrem Ausgange. Man faßt es kaum, daß Lorenzo de' Medici, der Prächtige, wirklich nur 23 Jahre 1469—92 in Florenz geboten, nur 44 Jahre auf Erden geweilt hat; soviel bedeutet dieser eine Name! Auch die erste größere und zugleich öffentliche Antikensammlung geht zurück auf Lorenzo de' Medici. Zwar hatte schon sein Großvater Cosimo antike Bildwerke gesammelt, auf Anregung Donatellos, der sie ihm zu gleicher Zeit restaurirte; aber erst Lorenzos Garten und Gemächer werden von Vasari — um die Mitte des folgenden Jahrhunderts — geschildert als voll von guten alten Kunstwerken nicht nur als prächtiger Schmuck, sondern zugleich wie eine Schule und Akademie, die erste ihrer Art, für junge Maler und Bildhauer, die ein Schüler Donatellos anleitete. Unter denen, die aus solcher Lehre hervorgegangen, brauche ich nur den einen Michelangelo zu nennen. Also Schmuck und Wirkung auf die Künstler waren die Absichten jener ersten Antikensammlung; es verdient angemerkt zu werden, daß Lorenzo Jünglinge vornehmer Abkunft für besonders geeignet hielt zu künstlerischer Ausbildung und geschickt zu vollkommenen Leistungen. Schon vorher hatten wohl auch Privatleute wie der große Humanist Poggio (1380—1459) gesammelt, und im XV. Jahrhundert kam überhaupt schon allmählich der Name „Museum" auf für Sammlungen von Handschriften, Münzen und anderen Antiken. — Poggios Verbindungen reichten bis in die Levante nach Chios; Köpfe beabsichtigt er in seiner sogenannten Akademie, eine Minerva unter Büchern aufzustellen; aber gerade daß er sein Gärtlein bei Florenz mit kleinen und fragmentirten Marmorresten geschmückt hat, gilt um 1440 noch als Neuheit, und er läßt sich damit ausspotten, daß er damit, wie mit etwas Besonderem, Ruhm von der Nachwelt haben wolle**).

Aber wie steht es um die gleiche Zeit in Rom? An diese Stadt, ihre Ruinen und Sammlungen denken doch heute noch die Meisten von uns zu allererst, wenn von der Antike die Rede ist. Nun, als im XV. Jahrhundert die beiden großen Florentiner Meister Brunnellescho und Donatello nach Rom kamen, um die alten Reste zu studiren, wurden sie von den

---

*) E. Müntz, Les arts à la cour des Papes II. S. 160 f.—Burckhardt, Cultur der Renaissance I[4] S. 206.

**) E. Müntz, a. O. S. 167 f. Burckhardt, Gesch. d. Ren. in Italien[2] S. 239.

Einheimischen als Schatzgräber angesehen — genau so, wie es noch heute dem europäischen Forscher bei den Türken zu ergehen pflegt. Bei solchen Anschauungen ist es begreiflich, daß die antiken Reste nicht geschont wurden, wenn man glaubte, sie brauchen zu können. Und ließen sich bequemere Steinbrüche denken als die Ruinen der alten Bauten? Leider war in diesem Sinne sogut wie Alles Ruine, was über dem Erdboden sichtbar war. Ueber diese Zerstörungen in Rom ist in älterer und neuerer Zeit viel geschrieben worden, und ganz neuerdings will es uns bisweilen vorkommen, als käme dort nur eine alte Natur wieder zum Durchbruch. Allerdings wird schon in einem Erlaß Pius' II. vom 28. April 1462 der Schutz der noch erhaltenen antiken Gebäude empfohlen und Verletzung mit Strafe bedroht; aber er selber hat aus alten Bauten Material für seine eigenen gebrochen, wie sein Nachfolger Paul II., welcher zwar für die Triumphbögen sorgte, aber das Colosseum ausbeutete, das doch gewiß keine formlose Ruine war. Ja im Jahre 1484 unter Innocenz VIII. wird, wie auch früher mehrfach, das Aufgraben und Verwenden sogenannter alter Steine einmal ausdrücklich gestattet*). Und merkwürdig bleibt es immer, daß selbst Päpste wie Julius II. und Leo X., deren Namen ein ganzes kunstbegeistertes Zeitalter heraufführen und deren einem Rafael schon den Plan einer idealen Restauration der ganzen Stadt vorlegen konnte, die Ausbeutung alter Reste zu Neubauten nicht bloß geduldet, sondern selber fleißig aus ihnen geschöpft haben. Gingen aber die Päpste mit solchem Beispiele voran, sollte da ein gewöhnlicher Mann Bedenken tragen, ein verstümmeltes oder ganzes Marmorbild zu Kalk zu verbrennen, den er doch wenigstens brauchen konnte? Es ist der unglückselige Materialwerth des Marmors, der ihm dieses sein häufigstes Schicksal bereitet hat. Der Römer des XV. Jahrhunderts stand darin nicht höher, als der Muselman heute und seit lange im Orient, der doch wenigstens die Entschuldigung hat, daß ihn kein Band mit jenen alten Bildwerken verbindet. Unfaßbar aber scheint es doch, daß dergleichen in Rom noch in all den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts geschehen konnte, als Rafael und seine Genossen schon mit den bewunderungswürdigsten Werken zugleich den Sinn für solche geschaffen hatten. Wir versuchen dies zu verstehen, indem wir daran erinnern, daß die antiken Bildwerke beinahe ohne Ausnahme verstümmelt aufgefunden werden. So wunderbare Stücke wie den belvederischen Torso des Herakles, der im Anfang des XVI. Jahrhunderts an's Licht kam, ließ man sich wohl gefallen; das Mittelgut aber bekam nur Geltung, wenn moderne Künstlerhände es zu einem vollständigen Stück ergänzt hatten. Der Genuß, den die Menge an Torsen und Fragmenten empfindet, ist wohl überall und zu jeder Zeit ein sehr beschränkter gewesen und lediglich durch den Kaufwerth bestimmt worden.

*) E. Müntz, Les antiquités de la ville de Rome S. 38 ff.

Gerade dieser aber war auch im Rom des XVI. Jahrhunderts, wenigstens in jener ersten Hälfte, ein überaus geringer. Ob im XV. Jahrhundert von einem solchen überhaupt die Rede war, hat man vielleicht mit Recht deswegen bezweifelt, weil das Verzeichniß der Sammlung Pauls II. noch gar kein Marmorwerk aufführt*).

Indessen hatte schon Leo X. am 27. August 1515 Rafael „zum Vorsteher über alle Marmorstücke und alle Steine gemacht, die von jetzt ab in Rom oder außerhalb bis auf den Umkreis von 10 Miglien werden aufgefunden werden, damit er dieselben ankaufe, wenn sie für den Bau der Peterskirche brauchbar seien.“ Jeder Finder, der binnen drei Tagen nicht der Anzeigepflicht nachgekommen, solle eine Buße von 100—300 Goldthalern zahlen. Auch sollen unter derselben Strafe die Steinmetzen ohne Erlaubniß Rafaels keinen beschriebenen Stein mehr behauen, damit nicht Monumente zu Grunde geben, die eine gewichtige Erinnerung enthalten**). Aber erst ein Breve Papst Pauls III. aus dem Hause Farnese vom 22. Juli 1540 scheint dem früheren Unwesen wirklich ein gewisses Ziel gesetzt zu haben***). Auch dieses zog zwar jede früher ertheilte Erlaubniß zum Ausgraben zunächst nur zu Gunsten des Baues von St. Peter zurück; indessen scheint die unumgänglich eingetretene Controlle und vor Allem die in Aussicht gestellte Bezahlung diesmal doch weiter gehende Wirkungen gehabt zu haben: ein etwas späterer Bericht†) preist vom Papste, daß er den Alterthümern Roms das Leben gegeben habe, und zwar von den Statuen bis zu den größten Bauten; den Kalkbrennern habe er das Handwerk gelegt, derartige Zerstörung von Torsen und Marmoren mit Todesstrafe belegt, und die Excommunication dem angedroht, der irgend einen antiken Stein aus Rom entführte; und nun hätten sich in kurzer Zeit die Kunstwerke vermehrt und schon ein Jahr später sei ihr Preis auf das Sechsfache des Früheren gestiegen. Das war wohl auch das Entscheidende, daß der Materialwerth begann dem Kunstwerthe zu weichen!

Daß man hervorragende antike Werke auch früher nach Gebühr schätzte, brauche ich kaum zu sagen: Julius II. und Leo X. verliehen dem glücklichen Finder des Laokoon und selbst seinem Sohne beträchtliche Einkünfte für ihre ganze Lebenszeit. 282 Golddukaten finde ich als Restkaufgeld für die bekannte schöne Statue einer Schläferin im Vatikan genannt, die man damals Kleopatra, heute Ariadne nennt, und deren Bezahlung sich von 1721—40, also 19 Jahre hinzog; 1000 Dukaten werden für eine sehr

*) E. Müntz, Les arts etc. II. S. 180.

**) E. Guhl, Künstlerbriefe I. S. 134.

***) E. Müntz, Les antiquités S. 38 f. Ein früherer gleichartiger Erlaß Pauls III. vom 28. November 1534 bei Reumont, Gesch. Roms III 2 S. 754.

†) Müntz, Les antiquités S. 41.

schöne Marmorstatue gezahlt, die, wie man das euphemistisch bezeichnete, Seiner Heiligkeit geschenkt war*).

Nichts ist für unseren Zweck lehrreicher als die Aufstellung der unvergleichlichen Bildwerke, welche schon im Anfang des XVI. Jahrhunderts im Besitz der Päpste waren, übrigens als Privatbesitz aufgefaßt wurden. Nördlich vom Vatikan, wo der Boden des Gartens anstieg, hatte schon Innocenz VIII. sich ein Gartenhaus mit einem Hofe, das Belvedere, erbaut; dies nun ward unter Julius II. mit dem vatikanischen Palast durch jenen ungeheuren Hof verbunden, welchem Bramante seine Seitenhallen gab, und quer durch dessen Mitte er die imposant aufsteigenden Treppen führte, welche zu einem oberen Ziergarten, dem Giardino della Pigna emporleiteten. Das ist jetzt Alles verändert durch den Bau der Bibliothek, Braccio nuovo u. A. Damals war jener Garten „halb mit Rosen, Lorbeeren, Maulbeeren und Cypressen bepflanzt, halb mit Backsteinplatten gepflastert, zwischen welchen regelmäßig angeordnet die schönsten Orangenbäume emporstiegen"**). In der Mitte dieses Hoftheiles baute sich eine dreiseitige antike Brunnenpyramide auf, ihr zur Seite lagerten gewaltige Statuen des Nil und des Tiber. In Nischen standen Apollo und Laokoon, im Freien der Torso, und wiederum an einem sprudelnden Wasser schlummerte das Bild der Ariadne. Einen so herrlichen Anblick entzog erst Hadrian VI., der Niederländer, den Römern, der in seiner hohen sittlichen Strenge auch dies für die Pflicht seines Amtes und seiner Zeit hielt, an der er doch beinahe verzagte (Ranke, Päpste I, 63).

Wie im Vatikan, so haben in eben der Zeit auch sonst die antiken Kunstwerke als ersten Zweck gehabt, Bauten und Gärten in sinnvoller Anordnung zu zieren und zu heben. Darin, in dieser engen Beziehung von Werk und Ort, berührt sich die Renaissance mit dem griechischen Alterthum, wenn wir nur im Gedächtniß behalten, daß sich bei diesem von selber ergab, was die Renaissance sich künstlich schaffen mußte. Zu des Rafael Zeit prangte die ganze Rückseite des Palazzo della Valle in Rom nach dem Garten zu im Schmuck antiker Reliefs und bunt zusammengesetzter Skulpturfragmente; ein Bild, wie es den Romfahrer noch heute an der Gartenseite der Villa Medici erst überrascht, dann mit seinem froh zur Schau gestellten Reichthum gefangen nimmt. Im Garten des Erzbischofs von Cypern, Lorenzetto, standen schöne Statuen und andere Alterthümer; man errichtete für sie wohl auch eigene Lauben in Form von Tempeln. Der Papst Paul III. füllte seinen Familienpalast zu Rom, welchen ihm Sangallo und Michelangelo errichteten. Und in eben jener Zeit oder doch nicht viel später, erhoben sich schon die Gartenanlagen der Villa d'Este,

*) Müntz a. O. S. 48.

**) Burckhardt, Geschichte der Renaissance [2] S. 241; vgl. auch Justi, Winckelmann II 1 S. 36 und Müntz, Les antiquités S. 48.

wo aus grünendem und blühendem Leben alte und neue Bildwerke aufstiegen, wie in den Hainen der Vergangenheit. Nicht in Italien, sondern hoch oben im Nordosten Deutschlands, hart an der russischen Grenze, sieht der Betrachter erst mit ungläubigem Erstaunen, dann mit grenzenloser Bewunderung noch jetzt ein Bild jener Zeit vor sich im Schloß und Park zu Beynuhnen, das die begeisterte und selbstlose Kunstliebe des kürzlich dahingeschiedenen Besitzers Fritz von Fahrenheyd im Lauf von etwa vier Jahrzehnten, unbemerkt, fast möchte man sagen aus dem Nichts zum Leben rief, und welches auf unvergänglichen Preis und Ruhm Anspruch erheben darf. — Und die Gärten wenigstens standen Jedermann und zu jeder beliebigen Benutzung offen, wenn die Besitzer nicht anwesend waren.*) Die massenhaften Anhäufungen von Kunstwerken an einzelnen Orten, ohne die wir uns Rom jetzt gar nicht vorstellen können, gab es allerdings noch nicht, konnte es nicht geben, da das Interesse noch in erster Linie ein decoratives war. Indessen fand ein sehr lebhafter Umsatz antiker Bildwerke doch bereits damals statt, wenn es auch Uebertreibung sein wird, daß Papst Paul III. jeden Tag Statuen kaufte.

Aber schon damals und wenig später kam eine Reihe von italienischen Privatsammlungen zum Verkauf. Wann zum ersten Mal förmliche Verbote gegen die Ausfuhr von Antiken in Rom erlassen wurden, weiß ich nicht zu sagen; man kann wohl eine oben angeführte Maßregel des Papstes Pauls III. so verstehen. Jedenfalls erinnert ein Breve vom 5. October 1624 schon an frühere Ausfuhrverbote. Sicher ist es, daß man auch damals die Ausfuhr nicht wünschte; vom Auslande her haben wohl mit am frühesten Kaiser Rudolf II. und noch vor ihm die bayrischen Herzöge Albrecht V. und Wilhelm V. in Rom und in Italien concurrirt, und die Verhandlungen dieser sind in jeder Beziehung lehrreich;**) sie mußten es sich recht sauer werden lassen. Albrecht sagt einmal (22. März 1567), daß in Rom Leute existirten, welche Alterthümer lieber verloren oder zu Barbaren verschlagen sähen, als nach Deutschland. Unter den Erwerbungen sind besonders viele Köpfe. Hierin mag, wie man später auch für England angenommen hat, eine gewisse Richtung ausgesprochen sein; aber in Anschlag bringen muß man wohl auch die Schwierigkeit des Transportes bei großen Werken, ein Factor, der uns später noch einmal beschäftigen wird, und den man nicht genügend zu beachten pflegt. Man zersägte wohl einmal Statuen zu leichterer Ueberführung, worüber Herzog Albrecht mit Recht äußerst unwillig ist. Anderes gefährdete der Transport, und ein Agent empfiehlt einmal dem Herzog, einen italienischen Marmorarbeiter mitkommen,

*) L. Friedländer, Reisen in Italien in den letzten drei Jahrhunderten. Deutsche Rundschau II. S. 289.

**) S. W. Christ, Abhdlgn. der Münch. Akad. 1866 X S. 359 ff. J. Stockbauer, Quellenschriften für Kunstgeschichte VIII. 1874. Das Obige ist aus S. 42 und 54 entlehnt.

zu lassen: „denn ein Verständiger kann einer Figur bald eine Art geben mit einer Nasen oder Mund u. dgl. recht anzusetzen, daß es ein groß Ansehen hat, da es sonst ein Unverständiger macht, daß es noch scheußlicher sieht." Man erkennt auch hier, Vervollständigung zu einem Ganzen ist unumgänglich. Ob die so schwer erworbenen Schätze noch Anderen zugänglich waren, als der nächsten Umgebung des Fürsten, darüber habe ich nichts gefunden, möchte es aber wegen dessen, was ich für das folgende Jahrhundert anzuführen habe, durchaus bezweifeln. Ohne den Kunstsinn einzelner Sammler in Frage zu stellen, möchte ich doch aussprechen, daß die nordischen Sammlungen mehr als die italischen den Charakter von Raritätencabinets hatten, was die passende Verwendung einzelner Stücke nicht ausschließt.

Im XVII. Jahrhundert fällt ja Deutschland zunächst ganz aus: hingegen ist dies recht eigentlich die Blüthezeit der großen römischen Privatsammlungen der Familien Barberini, Borghese, Giustiniani, Ludovisi, Odescalchi, Pamfili, Rospigliosi u. A. Es ist, als würde man nun erst des reichen Bodens inne, den man bewohnt. In Gärten, Höfe und Hallen, in Villen und Paläste hält die Schaar der Alten ihren Einzug, ein Familienstolz und ein Familienschatz, hervorgegangen aus Bewunderung und bestimmt solche zu erwecken. Aber auch jetzt werden sie nicht etwa aufgestapelt wie Waarenlager, sondern wie früher treten sie in lebendige Beziehung zu ihrer Umgebung als der letzte, erst vollendende Schmuck, und darum wird auch jetzt jedes verstümmelte Stück, nicht selten etwas gewaltthätig oder willkürlich, zu einem Ganzen vervollständigt. Aber diesem schönen Besitz wie dem Antikenreichthum Roms überhaupt naht auch schon Anfechtung und Versuchung, in Gestalt reicher und freigebiger Käufer aus dem Norden. Vor Allem sind es in jenem und im folgenden Jahrhundert die Engländer, welche sich — nach einem gleichzeitigen Ausdruck — bemühen, Alt-Griechenland nach England zu verpflanzen. Von ihren frühen und häufigen Besuchen in Italien brachten sie Neigung heim für die alte Kunst, und ihre Mittel gestatteten ihnen, wie sie wünschten, den vorübergehenden Eindrücken der Reise durch eigene Sammlungen Dauer zu verleihen. Dazu kam die Bequemlichkeit der insularen Lage, welche den Transport unter damaligen Verhältnissen wesentlich erleichterte. Allerdings hören wir gerade bei den Gelegenheiten von Verboten — und zwei derartige vom 5. October 1624 und vom 29. Jan. 1646 sind uns im Wortlaut bekannt — welche die Ausfuhr aus Rom sehr erschwerten. Ich finde irgendwo, daß im Jahre 1630 die erste Erlaubniß zu einer Massenausfuhr von Antiken aus Rom ausdrücklich erwähnt wird, sie war für den Herzog von Orléans gegeben; und vornehmen wie reichen Sammlern ist es ohne Zweifel fast immer möglich gewesen, solche Erlaubniß zu erlangen, wenngleich es auch nicht an gegentheiligen Beispielen fehlt. Jedenfalls wurde der Blick der Engländer wohl gerade durch die Erschwerung auch etwas weiter nach Südosten gedrängt,

und die erste große englische Privatsammlung hat schon sehr bedeutsame und werthvolle griechische Alterthümer enthalten. Das war die Sammlung des Earl of Arundel, die nach mannigfachen wunderlichen Schicksalen, wenn auch viel getrennt und geschädigt, doch in England geblieben ist. Arundel hatte nach der Weise italienischer Sammler die Inschriften im Garten, die Sculpturen in seinem Hause vertheilt; fleißig wurde das Fragmentirte ergänzt, da ein bequemer Genuß auch hier Endzweck war. Allem Anschein nach fanden aber auch Künstler leichten Zutritt und sie haben manches Stück des edlen Earls durch ihre Zeichnungen bekannt gemacht. Jedenfalls zählt der Verfasser des „compleat gentleman“ Peacham in seiner zweiten Auflage von 1634 zu den Qualitäten eines vollkommenen Gentleman auch Interesse für alte Sculpturen unter Hinweis auf das Beispiel Arundels, dem er freilich auf eine gewisse Weise verbunden war. Doch auch der Duke of Buckingham war Sammler, — ein Rival Arundels besonders in der Levante — und Karl I. Als dieses Königs Besitz verkauft wurde, hören wir eigentlich zum ersten Mal, daß im Norden ein Staat als solcher alte Kunstwerke in Anspruch nimmt. Es heißt da, das Parlament behalte sich diejenigen Werke vor, die für den Gebrauch des Staates (for the use of the state) geeignet erschienen. Was das zu bedeuten hatte, wird bald dadurch erläutert, daß der Lord-Protector Cromwell (im Februar 1651) im Garten von Whitehall zwölf Statuen aufstellen ließ, würdig dessen, wie es heißt, durch Alterthum und Seltenheit (worthy to be kept for their antiquity and rarety*).

In dieser Zeit gehörten die Kunst- und Antikensammlungen überall zu den Hauptsehenswürdigkeiten der Orte auch in Deutschland; die ursprünglich von Richelieu begonnene Sammlung Mazarin in Paris, die später ein etwas verrückter Verwandter des Kardinals zum Theil entzwei schlug, wird als merveille de la France bezeichnet. Von einer wissenschaftlichen Behandlung ist allerdings noch keine Spur, und nicht blos die englischen Sammlungen zeichneten sich durch kühne Benennung aller unbekannten antiken Portraitbüsten aus, welche dem Besitzer wenigstens die Genugthuung gewährten, sich unausgesetzt von den berühmtesten Männern des Alterthums umgeben zu glauben.

Wie stand es nun mit der Zugänglichkeit solcher Sammlungen? Zunächst müssen wir allerdings aussprechen, daß es ein Publicum in unserem Sinne noch nicht gab; das Interesse an alter Kunst lebte und konnte nur erst leben in engen bevorzugten oder gelehrten Kreisen; aber auch wenn es weiter verbreitet gewesen wäre, so würde es bei der Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Reisens doch nicht haben zum Ausdruck kommen können.

---

*) Ad. Michaelis, Ancient Marbles in Great Britain. Einleitung S. 30. Diese Darstellung liegt oben überhaupt zu Grunde, wo es sich um englische Sammlungen handelt.

ein Umstand, der freilich auch wieder umgekehrt ein allgemeines Interesse eben noch verhinderte.

Fürstliche Sammlungen standen gut empfohlenen oder angesehenen Reisenden in gewissen Grenzen offen, d. h. sie wurden einmal durchgeführt durften auf besondere Bitte wohl auch länger verweilen. So wenigstens stellt die Sache dar ein gelehrter französischer Mediciner Charles Patin, der um 1670 fast alle großen Städte Mitteleuropas besucht hat. In München, so erzählt er und darauf haben wir oben schon angespielt, sind die Sammlungen nur wenigen Personen zugänglich; ihn läßt der Kurfürst durch einen Offizier führen. Das Gleiche geschah in London wo aber der Offizier wenig Zeit zu haben schien. In Wien befahl der Kaiser, daß ihm Alles gezeigt werde. Am besten ging es ihm aber in Berlin, wo der Große Kurfürst selber sich mit ihm einließ, und ein zweiter Tag zum Arbeiten ihm, wie es scheint, ohne Schwierigkeit bewilligt ward.

Privatsammlungen werden sich genau so für Trinkgelder erschlossen haben, wie sie es jetzt noch thun, und wie sie im Ausgabenbuche eines reisenden Engländers im Beginn des XVIII. Jahrhunderts (Earl of Leicester 1714—1718. Michaelis a. O. S. 58) einen stehenden Posten bilden.

Eine etwas wunderliche Form nahm die Sache im Orient an. Als zwei treffliche Männer, der französische Antiquar Spon und der Engländer Wheler, denen wir die erste wissenschaftliche Bereisung der Levante, man kann sagen, ihre Wiederentdeckung verdanken, im Jahre 1675 die Akropolis von Athen ansehen wollten, konnten sie das erst, nachdem sie dem Befehlshaber und einem Offizier 7—8 Pfd. Kaffee verehrt hatten. Freilich war die Akropolis zugleich Festung, und in Beziehung auf solche sind die Türken bis auf den heutigen Tag schwierig geblieben, auch wenn die Veste, wie in den allermeisten Fällen, gar nicht mehr ernsthaft genommen werden kann. Immer noch ist ein Verfahren nach dem Muster jener alten Reisenden als das probateste zu empfehlen, nur braucht es nicht gerade mehr in der Verkleidung von Kaffee aufzutreten.

Wir sind bis an die Grenze des XVII. Jahrhunderts vorgerückt und treten in das XVIII. ein. Dieses Jahrhunderts eigene Kunstproduction pflegten bis in die neueste Zeit sehr gering angeschlagen zu werden. Ich will hier die Berechtigung dieser Schätzung nicht untersuchen; das ist jedenfalls sicher: was unseren Augen heutzutage in den umfassenden Museen des Südens und Nordens geboten wird, geht in seinen Anfängen und vielfach auch in seinen Fortschritten fast ausschließlich auf jene vielgeschmähte Epoche zurück. Wer jetzt zum ersten Mal die großen römischen oder anderen italischen Museen betritt, meint wohl, so sei es dort seit Jahrhunderten gewesen, oder man legt sich in der Beziehung überhaupt gar keine Frage vor. Allein die große capitolinische Sammlung, die zeitlich erste Roms, ist gar nicht so lange vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden; die vatikanische gar ist nicht viel älter als ein Seculum. Und nicht reine oder freie Be-

geisterung hat für Kunst und Alterthum sie entstehen lassen, sondern in erster Linie hat die Kauf- und Besitzlust des Auslandes sie veranlaßt. Man hat wohl gut auf die Ausfuhrverbote hinweisen, von denen uns seit 1624 eine ganze Reihe bekannt ist; noch 1787 sagt Goethe (22. Jan.), daß man die Erlaubniß heimlich und durch allerlei Mittel zu erlangen wisse, und Werth und Würde der so ausgeführten Dinge sei außerordentlich. Daß man ausländischen Potentaten und Großen, die doch fast ausschließlich als Käufer auftraten, die Erlaubniß nicht leicht verweigerte, haben wir schon hervorgehoben. Nun traf es sich auch gerade im Beginn des XVIII. Jahrhunderts, daß in Rom viel Privatbesitz von Antiken auf eine oder die andere Weise zum Verkauf gebracht wurde: 1724 ging die Sammlung Odescalchi, ursprünglich das Eigenthum der Tochter Gustav Adolfs, der Königin Christine von Schweden, nach Madrid, 1728 eine Sammlung des Fürsten Chigi und ein Theil der ersten Sammlung des Kardinals Alessandro Albani nach Dresden, vorher schon war die Sammlung Giustiniani an Lord Pembroke verkauft worden. Und wieder hieß es, wie vormals: Romae omnia venalia, daß zu Rom Alles käuflich sei. Zwar fand Winckelmann nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Rom noch außerordentlich zahlreichen Privatbesitz; doch scheint gerade die Wegführung der Chigischen und Albanischen Marmore großen Anstoß erregt zu haben. Man hatte vom Standpunkt der Römer aus nicht so Unrecht, zu wünschen, wie es zu lesen ist, daß dem brennenden Verlangen der Fremden, sich mit so kostbaren Schätzen zu bereichern und die Einheimischen zu berauben, endlich einmal ein Damm gesetzt werde. Und die Begierde mußte wohl groß sein. Schon Herzog Albrecht hatte betont, daß ihm die Höhe der Transportkosten gleichgültig wäre; jetzt hören wir einmal Zahlen: die Sammlung Chigi kostete in Rom 60 000 Thaler; für die Beförderung nach Dresden, und zwar über Livorno bis Amsterdam zur See, und für die Reise des Unterhändlers waren nicht weniger als drei Viertel der Kaufsumme, 45 000 Thaler ausgesetzt.

Daher wurde es als einer der edelsten und ruhmwürdigsten Gedanken des Papstes Clemens XII., Corsini (1730—1740) bezeichnet, in Rom ein eigenes Museum zu gründen; es ist das Museum auf dem Capitol. Dieser Platz mußte um so geeigneter scheinen, als das Capitol schon seit 2—3 Jahrhunderten, seit Sixtus IV. (1471), „eine Art von Kunst- und Reliquienkammer des römischen Volkes" gebildet hatte; allmählich waren da, zumal durch die Päpste selber, allerhand antike Reste zusammengetragen worden, die aber nach früherem Brauch der Architektur verzierend eingefügt waren, übrigens der Stadt zu eigen gehörten.*) Im Jahre 1734 kaufte der Papst den Hauptheil der sogenannten ersten Sammlung des Kardinals Albani — seine zweite ist durch Winckelmann bekannt genug geworden

*) Justi, Winckelmann II. 1 S. 140.

— Kaiser-Büsten und Inschriften; unter seinem Nachfolger Benedict XIV. Lambertini (bis 1758) ist dann die Sammlung im Ganzen abgeschlossen worden; ein so herrliches Werk kam damals hinzu wie die Venus, welche die Capitolinische genannt wird. So ist das erste Antiken-Museum zu Rom entstanden; das Neue war dabei die Anhäufung der Werke um ihrer selber willen, wenn wir ein starkes Wort gebrauchen wollen, das Dépôt-, das Lagermäßige; der Gesichtspunkt des Schmuckes tritt zurück, der des Aufbewahrens tritt in den Vordergrund, ja wenn wir ganz offen sein wollen, er tritt eigentlich ganz an die Stelle des ersten. Das eigentliche Interesse der Zeit richtete sich ausgesprochenermaßen, wie etwa schon in der Zeit Leo's X. (s. Guhl Künstlerbriefe I S. 133.), auf die gelehrte und künstlerische Bedeutung der Werke. Es ist ganz damit in Uebereinstimmung, wenn wir zu gleicher Zeit auf dem Capitol eine Kunstschule finden, und wenn auch gerade Künstlern der Eintritt in die Sammlung erleichtert ward. „Ich reise," so schreibt Winckelmann am 5. December 1755 von Rom aus, „als Künstler, wo man jungen Künstlern die Erlaubniß ertheilt zu studiren als im Campidoglio;" und „Winckelmann pittore, Sassone di nazione, wie es in meiner schriftlichen Erlaubniß für's Campidoglio steht." Die Regel war, daß die Besucher durch die Sammlung geführt wurden, eine Art von Kunstgenuß, den man sich heute noch vorstellen kann, wenn man als Glied einer Heerde z. B. durch einen sehenswürdigen Palast getrieben wird; ich gestehe, daß ich in meinen eigenen Augen kaum je eine so traurige Figur spiele wie bei solchen Gelegenheiten. Es wird ja aber wohl in vielen Fällen und aus vielen Gründen nicht anders gehen. Für das Capitol giebt das Volkmann'sche Reisehandbuch das deutsche Reisende, auch Goethe, hauptsächlich benutzten, folgende Anweisung (Ausg. v. 1777 II. S. 521): „Man läßt sich einmal herumführen und giebt nachgehends dem Aufseher entweder jedes Mal drey Paoli (1,35 M.) oder nimmt überhaupt Abrede mit ihm für die ganze Zeit; so kann man so oft kommen, als man will und sich nach Belieben viele Stunden in den Zimmern aufhalten." Genügte aber auch dieses Maß der Zugänglichkeit nicht? Gab es in Rom abgesehen von Künstlern und von weniger zahlreichen Gelehrten ein größeres schaulustiges Fremdenpublicum?

Bei den Engländern gehörte allerdings schon vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an die sogenannte „große Tour", der Besuch des Sehenswerthen besonders in Frankreich und Italien, zu den nothwendigen Qualitäten eines Gentleman. Natürlich waren diese Reisenden, wie noch heute, sehr verschieden; Winckelmann hat einige gezeichnet, die er führen mußte: einer rannte durch die ganze Villa Borghese in weniger als einer halben Viertelstunde; ein Anderer „gab kaum ein Zeichen des Lebens von sich, wenn ich ihm mit den ausgesuchtesten Ausdrücken und mit den erhabensten Bildern von den Schönheiten der alten Werke redete." Es gab aber auch anders Geartete, wir werden noch von ihnen zu reden haben.

An einen Fremdenverkehr wie heute ist natürlich nicht entfernt zu denken, dazu war das Reisen immer noch zu schwierig und zu kostspielig. Jonathan Richardson, der mit seinem Sohne eine vielbenützte Beschreibung der hauptsächlichen Kunstwerke Italiens herausgegeben hat und um 1720 in Rom war, erzählt, daß er mehr als zwanzig Mal in den Stanzen Rafaels gewesen sei, ohne irgend einen Menschen zu sehen, außer dem Diener, der ihn eintreten ließ; nur einmal habe er einen schlechten Copisten der Konstantinschlacht getroffen. Einige Jahre früher (1707) sagt ein anderer Reisender, Monsieur de Blainville: „Der Vatikanische Pallast ist für einen klugen Reisenden vollkommen sehenswürdig.“ Er hat ihn dann sehr eingehend beschrieben, wie er hindurchgeführt wurde: außer dem uns bekannten Statuenhof, wo er beim Anblick des Laokoon Thränen vergoß, kommt da kein antikes Werk vor. Der Gedanke, den Vatikan auch zu einem großen Antiken-Museum zu machen, gehört nicht, wie man wohl liest und hört, dem bekannten Papst Clemens XIV. Ganganelli an, sondern dessen Großschatzmeister Gianangelo Braschi, der als sein Nachfolger unter dem Namen Pius VI. 1775 den päpstlichen Stuhl bestieg und ihn nach 23 Jahren vor den französischen Waffen verlassen mußte. Allerdings führt die damals eingerichtete vatikanische Sammlung den Doppelnamen des Museo Pio-Clementino; aber wir haben keinen Anlaß, der Angabe des bei der Gründung verwendeten Archaeologen Ennio Quirino Visconti zu mißtrauen, daß auch Clemens durch den Grafen Braschi angeregt worden sei. Auch hier war in dem oben geschilderten Statuenhofe des Belvedere ein Kern und gleichsam ein Anlaß gegeben. Bei diesem „nützlichen Unternehmen“, wie Visconti es in dem Vorworte seiner Beschreibung nennt, war noch einmal der Wunsch maßgebend, die schönsten Kunstdenkmäler in Rom zurückzubehalten, per conservarli a constante benefizio ed eterno splendore di Roma um der Stadt die Führerschaft im Reiche der Künste zu wahren. Um alle Schaulustigen, selbst völlig laienhafte, zu befriedigen, habe man die Werke mit größer Sorgfalt ergänzt. So entsteht, — man verzeihe noch einmal den Ausdruck, den ich im Gegensatz zu früherer Art wähle, ohne den ästhetischen Eindruck zu präjudiciren! — es entsteht das zweite große Antikenlager in Rom, aus patriotischen und künstlerischen Absichten; und es erscheint nach wenigen Jahren ohne alle Vergleichung als die schönste Sammlung von Antiken, welche irgendwo vorhanden ist, wie z. B. Friedr. Leop. Graf zu Stolberg 1791 sich ausdrückt. Mit der Zugänglichkeit war es allerdings im Anfang eine eigene Sache; der brave Volkmann schildert das um 1777 folgendermaßen: „Da die berühmten Statuen und das neue Museo Clementino jetzt unter einem Aufseher stehen, so trifft man ihn oft sehr schwer an. Denn wenn er einmal mit Fremden im Museum ist, so schließt er sich ein, und man kann ein paar Stunden harren, bis er herauskommt, oder man muß gar wieder fortgehen, ohne etwas zu sehen. Ueberhaupt ist es gut, den Vatikan mit

einem darin Bekannten zu besuchen, damit man alles Merkwürdige daselbst zu sehen bekommt.“ (II S. 136 Anm.). Von einem officiellen Eintrittsgelde ist mir hier sowenig wie beim Capitol und anderen italienischen Sammlungen etwas bekannt geworden; aber da man geführt wurde, so waren doch wohl Trinkgelder unerläßlich, und ein deutscher Reisender von 1783 (Adler) spricht von dem „gebräuchlichen Geschenk von 3 Paoli“ (1,35 Mk.) in der vatikanischen Bibliothek.

Römische Privatsammler hielten es mit der Oeffnung ihrer Schätze natürlich nach Gefallen; aber Graf Stolberg scheint es doch wie eine unangenehme Ausnahme zu empfinden, daß die Villa Ludovisi nur einmal die Woche, Sonnabend Vormittags, geöffnet war (Reisen II. S. 107).

Die wichtigste römische Privatsammlung war diejenige, welche der Kardinal Albani nach dem Verkauf seiner ersten zusammengebracht hatte und mit neuem Eifer haben damals auch z. B. die Chigi, Borghese, Borgia gesammelt. Daneben wurde aber in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Rom der schwunghafteste Handel in Antiken betrieben, den es vielleicht je gegeben hat. Unter den zahlreichen Händlern ragt der auch bei Goethe erwähnte Engländer Jenkins hervor, der eine ungewöhnliche Zahl römischer Villen und Paläste ganz oder theilweis einschlachtete, um mich eines vulgären, aber treffenden Ausdrucks zu bedienen; so die Villen Montalto, d'Este, Mattei, die Paläste Altieri, Barberini, Capponi, Lante. Die große Nachfrage erhöhte auch den Eifer in der ergänzenden Herrichtung der antiken Werke, welche an Ehrlichkeit bisweilen Manches zu wünschen übrig ließ. Trotz einzelner bedeutender Ankäufe nordischer Fürsten, wie Friedrichs des Großen, des Herzogs von Dessau, Katharinas von Rußland, nahmen den Löwentheil immer noch die Engländer, Allen voran Männer wie Blundell, Charles Townley, der Marquis of Lansdowne; und sie vergalten es den Werken des heiteren Südens, daß sie hinauf bis zu ihnen gekommen waren: Townleys Haus war nach 1772 eine der größten Sehenswürdigkeiten Londons. Die Antiken waren so vertheilt, daß die Eindrücke stufenweise gesteigert wurden. Unten in der Halle, auf der Treppe und im Wohnzimmer empfingen den Besucher Grabdenkmäler, Inschriften und Terracotta-Reliefs; im Salon waren die schönsten Büsten aufgereiht, andere, besonders geeignete, wie Homer, in der Bibliothek; den Höhepunkt erreichte die Anordnung im Speisesaal, wo die schönsten Statuen an den Wänden vertheilt waren. Aehnliches habe ich selber im Stadtpalaste des Marquis of Lansdowne zu London noch gesehen. Das ist noch Alles ganz im Geiste der Renaissance, auch dies noch, daß vor Allen Künstler und Freunde zum Genusse eingeladen wurden. Einzelne Sammlungen waren jedoch auch allgemeiner zugänglich.

Inzwischen war in London im Jahre 1753 in dem Britischen Museum ein Mittelpunkt geschaffen worden, der seine centralisirende Kraft auch auf die Privatsammlungen ausdehnen sollte, wie er selber aus einer solchen her-

vorgegangen war. Zunächst bestand sein Inhalt aus Büchern, Naturalien und kleineren Alterthümern; der Zuwachs an umfangreichen Antiken hat erst in unserem Jahrhundert begonnen. Die auf das Museum bezügliche Parlamentsakte bestimmt es ausdrücklich nicht nur zur Betrachtung und Unterhaltung für die Gelehrten und Wißbegierigen, sondern zum allgemeinen Gebrauch und Nutzen des Publicums! Hiermit wird anscheinend in die Bestimmung von Kunstsammlungen ein ganz neuer Zug eingeführt, und wir finden diesen Zug ganz in Uebereinstimmung damit, daß gerade die Engländer früh herausgekommen sind, daß sie früh den Reiz und die Wohlthat künstlerischer Anschauung empfunden und den Geschmack an solcher auch in ihrem Lande einzubürgern gewünscht haben. Aber ebenso unstreitig wie die Priorität jenes neuen Gedankens den Engländern gebührt, ebenso unstreitig gebührt ihnen nicht die Priorität seiner Ausführung. Nach den Statuten vom Jahre 1768 ist der Besuch des Museums mit den gleichen, ja mit größeren Schwierigkeiten verknüpft, als sie zu derselben Zeit in Italien gefunden wurden, wo man sie noch dazu durch ein gut placirtes Trinkgeld erheblich abschwächen konnte. Allerdings war das Britische Museum an fünf Tagen der Woche 4 bis 6 Stunden geöffnet; aber wer es besuchen wollte, mußte wenigstens einen Tag vorher einkommen und erhielt, wenn es überhaupt zulässig erschien, Billets. Ich finde irgendwo die Angabe, daß man im Jahre 1770 vom April bis zum August auf die Einlaßkarten harren konnte. Die Billets lauteten auf einen bestimmten Tag und eine bestimmte Stunde; die Besucher wurden zu je fünfzehn von Beamten durch die einzelnen Abtheilungen geführt, die ohne Begleitung nicht betreten werden durften. Zwei Stunden wurden jeder Gesellschaft gewährt, „ihre Wißbegier zu befriedigen,“ dann ertönte eine Glocke to clear the building, „das Haus zu räumen,“ und eine neue Gesellschaft ward eingeführt. Mit einigen Abschwächungen ist dies Verfahren auch noch im Jahre 1810 nachzuweisen. Erst im Jahre 1832 zeigt sich eine etwas freiere Praxis, aber zwei Monate hindurch, August und September, blieb die Sammlung überhaupt geschlossen. Da uns hier nicht der Inhalt, sondern die Bestimmung von Kunstsammlungen angeht, so will ich nur beiläufig hervorheben, daß gerade die Ueberführung der sogenannten Elgin Marbles aus Athen in's Britische Museum endlich auch den Werth bloßer Torsi zu allgemeinerer Anerkennung gebracht haben mag. Wie wunderlich man früher in der Beziehung sich behalf, zeigt eine beachtenswerthe Bemerkung von Fr. Graf Stolberg (II, 245) bei Gelegenheit des Herakles-Torso vom Belvedere: die erhaltenen Theile sind „so unnachahmlich schön, daß mir die Vermuthung jener nicht ausschweifend erscheinet, welche dafür halten, daß der große Meister, minder mit dem Kopf, den Armen und den Beinen zufrieden, sie abgeschlagen habe, damit das vollendete Werk nur den höchsten Grad der Vollendung in der Arbeit zeigen möchte.“

Wir kehren noch einmal in's XVIII. Jahrhundert zurück und nach

Deutschland. Für das noch Ungewöhnliche einer Kunstsammlung überhaupt und die Art der Zulassung finde ich nichts Bezeichnenderes als Goethes Schilderung von seinem Besuch in Dresden im Jahre 1767 (Dichtung und Wahrheit, Achtes Buch), und ganz in die Stimmung jener Zeit versetzen uns seine Worte: „Ich trat in dieses Heiligthum, und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit noch näher, in der sie vergoldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt erschien. Ich ließ mir die cursorische Demonstration meines Führers gar wohl gefallen, nur erbat ich mir, in der äußeren Galerie bleiben zu dürfen." Er besuchte dann die Sammlung, wie er später sagt, „zu allen vergönnten Stunden."

Schon ein bis zwei Jahrzehnte vorher sieht es aus, als ob auch mehr zu erlangen gewesen wäre. „Ich habe," schreibt Winckelmann am 3. März 1752 an Uden, „die Erlaubniß erhalten, die Kgl. Schildereiengallerie so oft ich will zu frequentiren"; vielleicht geschah das auch hier mit Rücksicht auf künstlerisches Studium, denn Winckelmann setzt hinzu: „mit Anfang des Frühlings werde ich gewisse Stunden zum Zeichnen für mich aussetzen."

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß Gemälde zeitlich früher Gegenstände allgemeinen Interesses waren als plastische Werke, wie der alte Volkmann bemerkt, daß „die Besehung der Kunst und vorzüglich der Gemälde bei den meisten eine Hauptursache der Reisen nach Italien" sei. Die Skulpturen schienen nur den Antheil eines engeren Kreises von Künstlern und Kennern zu wecken; dem entsprach, wie wir gesehen haben, das Maß ihrer Oeffentlichkeit in Italien. Eine ähnliche Auffassung geht aus einem Bericht des Grafen Vitzthum in Dresden (11. Mai 1771) hervor, „in was vor üblen und bedauernswerthen Umständen in Ansehung der Conservation, der äußerlichen Anständigkeit und des Nutzens vor die Künstler die seltenen Alterthümer in den engen und vertheilten Pavillons des Großen Gartens sich befinden, bedarf wohl keiner weitläufigen Vorstellung." Darunter befanden sich auch die obengenannten theuren Erwerbungen aus Rom; und ich kann nicht umhin, im Vorübergehen anzumerken, wie äußerlich doch also solche kostspieligen Anschaffungen gemeint sein konnten, welche die Nachwelt unbesehen als Zeugnisse des Kunstsinns, ja sogar als Versuche hinzunehmen pflegt, Kunstsinn zu verbreiten! Wie dergleichen wirklich angefangen wird, das werden wir demnächst und als Abschluß darzulegen haben.

Die Schaustellungen angehäufter Kunstwerke, wie sie das vorige Jahrhundert begann, trugen auch gegenüber dem früheren, durch sinnvolle Anordnung bezeichneten ästhetischen Charakter unbeabsichtigt einen historisch lehrhaften. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser sich allmählich in den Vordergrund schob, so daß er wohl auch als Grundzug einer Sammlung erscheinen konnte.

Stand es aber einmal so, dann mußte man bald darauf kommen, daß ja eben jener wesentliche Zug nicht bloß durch Originale, sondern viel einfacher und vollständiger durch Nachbildungen erreicht werden konnte. So etwa glauben wir die Sammlungen von Gypsabgüssen im vorigen Jahrhundert verstehen zu dürfen, die ersten, von denen wir hören. Man wird zwar meinen, daß bei Kunstakademien von jeher, wo man keine Originale hatte, eine Anzahl von Gypsabgüssen nach der Antike sich hätte finden müssen; allein damit war es noch nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts schwach bestellt: in Leipzig besaß man z. B nach Goethes Angabe nur Laokoon, den Vater und einen Faun.

Die erste größere Abgußsammlung in Deutschland, auch diese noch mit einer Kunstschule verbunden, ward zu Mannheim im Jahre 1767 eröffnet und ist durch Goethes Besuch von Straßburg aus allgemein bekannt; aber zugleich sehr bezeichnend für die allgemeine damalige Physiognomie von Kunstsammlungen gerade durch die Betonung des Ausnahmsweisen ist der begeisterte Erguß „eines reisenden Dänen“ über jene Sammlung, der in Schillers Thalia vom Jahre 1787 abgedruckt ist, und der wohl mit Recht Schiller selber zugeschrieben wird: „Der heutige Tag war mein seligster, so lange ich Deutschland durchreist. — Ich komme aus dem Saale der Antiken zu Mannheim. Hier hat die warme Kunstliebe eines deutschen Souverains die edelsten Denkmäler griechischer und römischer Bildhauerkunst in einen kurzen geschmackvollen Auszug versammelt. Jeder Einheimische und Fremde hat die uneingeschränkte Freiheit, diesen Schatz des Alterthums zu genießen, denn der kluge und patriotische Kurfürst ließ sich diese Abgüsse nicht deswegen mit so großem Aufwande aus Italien kommen, um allenfalls des kleinen Ruhmes theilhaftig zu werden, eine Seltenheit mehr zu besitzen, oder wie so viele andere Fürsten den durchziehenden Reisenden um ein Almosen von Bewunderung anzusprechen. Der Kunst selbst brachte er das Opfer, und die dankbare Kunst wird seinen Namen verewigen. Schon die Aufstellung dieser Figuren erleichtert ihren Genuß um ein Großes. Lessing selbst, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß „ein Aufenthalt in diesem Antikensaal dem studirenden Künstler mehr Vortheile gewährt als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche großentheils zu finster oder zu hoch, oder auch unter den schlechteren zu versteckt stünden, als daß sie der Kenner, der sie umgehen, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte u. s. f.“ Das letztere berührt sich mit unserer Herleitung der Gypssammlungen. Was das Almosen anbetrifft, so

möchte ich ihn nicht nur bildlich auffassen, sondern als Hindeutung auf das oft nicht geringe Eintrittsgeld, welches zwar weniger bei den überhaupt noch seltenen Kunstsammlungen, wohl aber bei den fürstlichen Schatz- und Raritätensammlungen im Norden erhoben wurde, und zwar bis tief in unser Jahrhundert hinein, auch noch zu unserer Zeit.

In Beziehung auf künstlerischen Unterricht sind auch die zahlreichen Gypsabgüsse von Rafael Mengs, dem Freunde Winckelmanns, in Rom zusammengebracht worden, von welchen die einen an die Kunstakademie nach Madrid, die Doubletten und manche andere 1783 nach Dresden gekommen sind, wo sie auch noch im Jahre 1817 wie die antiken Originale zunächst für die Künstler bestimmt erscheinen. Unter den Universitätssammlungen von Abgüssen reichen einzig die Anfänge der Göttinger bis in's vorige Jahrhundert, 1767, zurück, wie in Göttingen auch die ersten Vorträge über alte Kunst, und zwar in demselben Jahre, gehalten worden sind.

In Frankreich wurden die Kunstwerke erst durch die große Staatsumwälzung allgemein zugänglich und sind es seitdem geblieben. Wir sind soeben belehrt worden, daß wenigstens in Beziehung auf die Bildersammlung auch hier zuerst ein Künstler auf Publicität gedrungen hat.*) Schon 1791 wurde der Louvre zur Aufnahme der Werke bestimmt, die nunmehr dem Volke gehörten. Im Gefolge von Napoléons Siegen hielten die entführten Kunstwerke, zumal aus Italien, ihren Einzug; dem Triumphzuge dieser auf dem Marsfelde schwebte am 25. Juli 1797 eine Standarte voran mit der Inschrift: La Grèce les céda; Rome les a perdus; leur sort changea deux fois, il ne changera plus. Das Jahr 1815 brachte sie zum größten Theil ihren alten Besitzern zurück; man soll niemals etwas verschwören. In dem Verzeichniß des Musée Napoléon, wie es seit 1803 hieß, das mir vom Jahre 1808 vorliegt, werden die Kunstwerke als „Frucht der Eroberungen Sr. Majestät“ bezeichnet, dann als ruhmvolle Siegestrophäen, für welche die Freunde der Kunst ewig dankbar sein werden.

So etwas erscheint wie eine Anomalie in der stetigen Entwickelung der Gesichtspunkte, wie wir sie bisher bei der Einrichtung der Sammlungen verfolgt und deren letztem noch herrschenden wir uns allmählich genähert haben. Der erste Hauptzweck der Kunstsammlungen war Genuß; der zweite: Nutzen für die Künstler; dies ward auch bei dem darauf folgenden Zwecke im Auge behalten, dem der Conservirung! Zum Verständniß des nun eingetretenen neuen Gesichtspunktes seien ein paar allgemeine Bemerkungen erlaubt.

Unter den Entwickelungen menschlicher Dinge überhaupt giebt es keine,

*) Der Kupferstecher Sergent Marcau vgl. Reminiscences of a Regicide London. 1889.

die sich als eine einfache isolirte Linie darstellen ließe; nur unsere Betrachtung löst sie scheinbar los aus dem vielverschlungenen Netze der Gesammtentwickelung und wird doch bei jedem tieferen Eindringen wieder von selber auf die kreuzenden Fäden geführt. Nur die augenfälligsten seien ganz kurz bezeichnet. Die ungeheure geistige Bewegung, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vor Allem Deutschland und Frankreich ergriff, erweckte zur Schätzung geistiger Werthe, zur Lust an geistigem Genuß weite Kreise, die ihnen früher fern gestanden. In Deutschland erhielt die Bewegung durch die führenden Geister von vorn herein eine Richtung auf die Kunst: ein Publicum fing an sich zu bilden, vorgreifend, wie wir sagen möchten, der gewaltigen Umwälzung der Verkehrsverhältnisse, welche eigentlich doch erst die beschauliche und ruhige Betheiligung des Publicums zu einer thatkräftigen und bewegten machen konnte. So sehr trifft auch hier zu, daß der menschliche Geist die Ideen vorwegnimmt, ohne sich um die Möglichkeit ihrer Verwirklichung zu kümmern; aber wir möchten doch offen lassen, ob nicht diese Verwirklichung im tiefsten Grunde mit dem Auftauchen der Ideen beinahe wie Folge und Ursache zusammenhängt. Oder meint man etwa, daß die endliche Ausnützung der lange bekannten Dampfkraft zur Beförderung nichts zu thun habe mit dem schon vorher immer dringender gewordenen Verlangen der räumlich getrennten Menschen, von einander zu wissen, mit einander in Beziehung zu treten, wie es die außerordentliche Vermehrung der Tagesblätter seit der französischen Revolution deutlich genug erkennen ließ? Mögen dies Manche für ein Phantasiestück halten, so viel ist sicher: unsere Verkehrsverhältnisse haben das Publicum in's Unberechenbare gesteigert; wer heute Berlins Sammlungen gesehen hat, kann am nächsten Tage Dresden, am zweiten München betrachten, und so fort durch ganz Europa. Zufällig können wir ermitteln, daß im Anfang dieses Jahrhunderts die Berliner Kunstkammer jährlich von etwa 240 Personen besucht wurde; die Sammlungen des Britischen Museums, Antiken und Bücher, aber ausschließlich des Lesezimmers, wiesen für das Jahr 1886 über eine halbe Million, nicht weniger als 504,893 Besucher auf!

Nicht Jeder vernahm den Ruf der Zeit in gleicher Weise: König Ludwig I. schuf etwa gleichzeitig mit Friedrich Wilhelm III. zu München das Antikenmuseum, die Glyptothek, welche als sein Privateigenthum angesehen und verwaltet wurde. Es war eigentlich nur eine richtige Consequenz, daß die Ermitage, die große Kaiserliche Kunst- und Alterthumssammlung in St. Petersburg, bis vor etwa 20 Jahren nur im Frack und weißer Binde besucht werden durfte. Aber jenem ersten Erwachen, dem erst von fern her sich ankündigenden Verlangen der Geister hat auf dem Gebiete der Kunstsammlungen zuerst von Allen durch Wort und That Ausdruck verliehen unser König Friedrich Wilhelm III. Ich habe kürzlich an einem anderen Orte die Erinnerung wachgerufen an die erhebende Gründung des

Berliner Museums.*) Hier muß ich wenigstens das aussprechen, daß Friedrich Wilhelm III. als der erste unter allen Fürsten die ihm gehörigen Kunstwerke „zum Nutzen und Vergnügen des Publicums“ hingegeben, zuerst bei der Anlage einer Kunstsammlung den erziehlichen Charakter der Kunst und die wissenschaftliche Ausbeutung nicht bloß ausgesprochen, sondern, soviel an ihm lag, zur Wahrheit gemacht hat. Daraus folgt dann alles Weitere: leichte Zugänglichkeit, ungehinderte Benützung, systematische Anordnung. Und so mächtig ist dieses Beispiel gewesen, so mächtig der Zug der Zeit, der so zum ersten Mal gleichsam zum Reden gebracht war, daß fortan keine Sammlung mehr sich ihm entziehen kann, daß fast alle von Petersburg bis Madrid ihm allmählich haben folgen müssen.

Es konnte uns wohl beklommen machen, daß die Antikensammlungen der Renaissance, deren künstlerische und harmonische Anordnung den Sinn gefangen nahm und in ferne Vergangenheit entrückte, verdrängt wurde durch die Massenhäufungen der Museen, so bedeutende Wirkungen auch von diesen ausgegangen sind. Jetzt erst können wir dessen unbefangen froh werden; der reine und selbstlose Sinn, wie ihn zuerst von Allen Preußen mit derartigen Anhäufungen verbunden hat, ist zu einer erlösenden Macht geworden. Was sonst Gelegenheit oder Zufall, Bewunderung oder eine wenn auch feine Art der Selbstsucht aufspeicherte, erscheint nun durch ein einheitliches, geistiges Band zusammengehalten; nicht bloß die Absicht der Kunstsammlungen wird durch den neuen Geist sicher umgrenzt, auch Form und Inhalt sind neu durch ihn bestimmt und werden dadurch nach allen Seiten hin gesteigert und veredelt. Jetzt wissen wir — oder wir sollten es wenigstens wissen! — daß ein Museum nicht zu sein hat eine Anhäufung beliebiger bemerkenswerther Gegenstände sondern in erster Linie ein Kunsthaus, auch eine Einrichtuug zur Erziehung des Menschengeschlechtes. Diesem obersten Grundsatze hat sich Alles zu fügen.

Und nun noch eine letzte Nutzanwendung: nicht in das Belieben des Einzelnen ist es gestellt, ob er einem neuen Zuge der Zeit folgen will oder nicht; dieser verlangt Folge, im Großen wie im scheinbar Kleinen, es sei denn, man verzichte von vornherein auf das, was uns Andern gleich stellt oder gleich setzt, auf den Wetteifer in Pflicht und Arbeit!

---

*) Vgl. des Verfassers Aufsatz: „Preußen und die Antike“ im Märzheft 1889 von „Nord und Süd“.



Kants Lehre vom Staat.

Von

Gottlieb Krause.

— Königsberg. —

Wenn ich im Folgenden versuchen will, die Kantische Lehre vom Staat in ihren Hauptzügen vorzuführen, so will ich mich nicht in Betrachtungen und Urtheilen über Kants Doctrin ergehen, sondern ihren wesentlichen Inhalt selbst in einem knapp gehaltenen Bilde zur Darstellung bringen. Dieselbe wird sich gewissermaßen auf den Spitzen halten, da der weite, zum Theil schwierige Stoff in den mir gezogenen Schranken nicht auch nur annähernd erschöpfend behandelt werden kann. Hier sollen darum nur die Punkte hervorgehoben werden, in denen der Geist von Kants politischen Ansichten gewissermaßen krystallisirt erscheint.

Die staatsrechtlichen Schriften unseres großen Denkers gehören sämmtlich seinem Greisenalter an. Es sind folgende: Die Abhandlung „Ueber den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig seyn, taugt aber nicht für die Praxis.“ 1793. — Die Schrift „Zum ewigen Frieden.“ 1795. — „Die metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre“ 1797 (genauer sogleich nach der Michaelismesse 1796). — Einzelne Beiträge bietet der Aufsatz „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.“ 1784, „Der Streit der Facultäten“ 1798, die in demselben Jahre herausgegebene „Anthropologie“ und dann der handschriftliche Nachlaß des Philosophen, der zum Theil schon von Friedrich Wilhelm Schubert, dem Mitherausgeber von Kants Werken, benutzt und abgedruckt ist, und jetzt in umfassender Weise durch unseren Kantbibliographen Dr. Reicke in der „Altpreußischen Monatsschrift“ zum Abdruck gelangt. Letztgenannter Herr hat mir auch eine Copie des noch nicht gedruckten Convoluts F, dessen

Blätter vor Allem Gegenstände der Politik und des Staatsrechts betreffen, in liebenswürdigster Weise zur Durchsicht gegeben. Dieses handschriftliche Material gewährt eine nicht unwichtige Ergänzung der bereits gedruckten politischen Schriften Kants.

Kant steht zwischen den wissenschaftlichen Vertretern der Lehre vom Naturrecht und der Auffassung, die durch die historische Rechtsschule angebahnt worden. Jene: Hugo Grotius, Hobbes, Spinoza, Pufendorf, Thomasius, John Locke, J. J. Rousseau u. A. entwarfen im Gegensatze zum positiven Rechte ein ideales Recht, dessen Urgrund die überall gleiche Natur des Menschen mit ihren angeborenen Trieben sei, dessen Erkenntniß uns die Vernunft vermittle. Für dieses Recht wurde allgemeine Gültigkeit beansprucht, nach ihm sollte das bestehende Recht verbessert werden. Der Staat wurde auf die Aufgabe beschränkt, die privatrechtlichen Interessen in Schutz zu nehmen, sein Ursprung wurde von dem Vertrage hergeleitet.

Mit Kant beginnt auch in der Rechtsphilosophie eine neue Periode*). Zwar sucht auch er eine ideale Verfassung und ein ideales Recht, das überall und jederzeit Recht ist, aber dies Recht wird nicht aus der Natur des Menschen, aus einzelnen Trieben, Bedürfnissen, Absichten hergeleitet, sondern aus der praktischen Vernunft und der Idee der Freiheit. Der denkenden Vernunft wohnt die Macht inne, ein allgemein gültiges Recht hervorzubringen. Der Staat aber dient nur dem Zwecke, das Recht an sich zur Geltung zu bringen; jede Rücksicht auf das äußere Wohl der Staatsbürger ist zu verwerfen, die vernünftige Ordnung des Gemeinwesens ist Selbstzweck.

Gehen wir nach diesen einleitenden Bemerkungen auf die Entwickelung von Kants Staatslehre im Einzelnen ein:

„Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt," sagt Kant in seinem Aufsatz „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (Werke. Herausgeg. von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. VII. 1. 323) — „ist die Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft." Es ist eine Forderung der praktischen Vernunft, daß die Menschen den natürlichen Zustand, den status naturalis, und seine Willkür und Rechtsunsicherheit verlassen und eintreten in den bürgerlichen, den status civilis, in welchem die Gesellschaft unter einer distributiven Gerechtigkeit steht. Im bürgerlichen Gemeinwesen wird die Willkür des Einzelindividuums von festen, wohlverwahrten Grenzen umschlossen, innerhalb deren es sein Rechtsgebiet findet, über die hinauszugreifen ihm verwehrt wird. Durch die zwingende Gewalt des Staates (vis publica) kommt das Privatrecht, das Verhält-

*) Vgl. A. Lasson, System der Rechtsphilosophie. Berlin u. Leipzig 1882. Eintheilung § 4. Die Geschichte der Rechtsphilosophie.

niß von Einzelnen zu Einzelnen, erst zu gesicherter Geltung und wird aus einem provisorischen zu einem peremtorischen.

Den historischen Anfang des Staates findet Kant in der Gewalt [1]). Aehnlich wie Hobbes ist er der Ansicht, daß Noth und Gefahr die Menschen zu gegenseitigem Anschluß und zur Unterwerfung unter einen Mächtigen treiben: innere Mißhelligkeiten oder Kriegsgefahr von Außen [2]). In dem Gehege der staatlichen Vereinigung werden die rohen, sich selbst zerstörenden Kräfte in Zucht genommen; nicht mehr der Willkür preisgegeben, treten sie mit einander in einen Wettstreit, der sie zu immer höheren Leistungen anspornt, „so wie Bäume in einem Walde eben dadurch, daß ein jeder dem andern Luft und Sonne zu benehmen sucht, einander nöthigen, Beides über sich zu suchen, und dadurch einen schönen, geraden Wuchs bekommen. Alle Cultur und Kunst, welche die Menschheit ziert, die schönste gesellschaftliche Ordnung, sind Früchte der Ungeselligkeit, die durch sich selbst genöthigt wird, sich zu discipliniren“ [3]).

Bekanntlich hat die Naturrechtslehrer des 17. und 18. Jahrhunderts die Vorstellung beherrscht, daß Recht und Staat auf einem Vertrage beruhen, den die Einzelnen mit einander abgeschlossen, um aus der Gesetzlosigkeit des Naturzustandes zu gesetzmäßiger Ordnung zu gelangen. Hobbes zog aus dieser Annahme die Consequenz zu Gunsten des Absolutismus, Locke und Rousseau leiteten aus ihr die Lehre von der Souveränität des Volkes ab. — Auch bei Kant findet sich die Vorstellung von einem ursprünglichen Vertrage, jedoch in sehr veränderter Form. Er ist bei ihm eine bloße Idee der Vernunft, nicht etwa ein historisches Factum, von dem eine sichere Nachricht oder ein Instrument hinterlassen ist [4]). Diese Zurückführung des staatlichen Gemeinwesens auf einen Vertrag in der Idee schließt aber für den Gesetzgeber die Verbindlichkeit ein, seine Gesetze so einzurichten, daß sie aus dem vereinigten Willen eines ganzen Volkes entspringen könnten, und jeden Unterthan so anzusehen, „als ob er zu einem solchen Willen mit zusammengestimmt habe.“ [5]) Ist ein Gesetz so beschaffen, „daß ein ganzes Volk unmöglich dazu seine Einstimmung geben könnte, so ist es nicht gerecht; ist es aber nur möglich, daß ein Volk dazu zusammenstimme, so ist es Pflicht, das Gesetz für gerecht zu halten.“ [6])

Wenn somit zwar dem Souverain jene Idee des ursprünglichen Vertrages als unfehlbares Richtmaß dienen soll [7]) und ihm die Verpflichtung

---

[1]) Z. ew. Fr. Kants W. VII. 1. 271—72, Convolut F Blatt 4, F 5, F 15, F 16, F 18, F 23. — [2]) Idee z. ein. allgem. Gesch. VII. 1. 324. Z. ew. Fr. VII. 1. 263. — [3]) Idee z. ein. allgem. Gesch. VII. 1. 324. Vgl. z. ew. Fr. VII. 1. 264. — [4]) „Das mag“ u. s. w. VII. 1. 207. Rechtsl. IX. 164. — [5]) VII. 1. 207. — [6]) „Das mag.“ u. s. w. VII. 1. 207—8. 204. — [7]) „Das mag“ VII. 1. 210

obliegt, die Gesetze nach den Grundsätzen des Vernunftrechtes einzurichten, so dürfen doch die Unterthanen nicht das Recht des Widerstandes für sich in Anspruch nehmen, selbst wenn nach ihrer Meinung der Vertrag verletzt ist, und das Oberhaupt Gewalt statt Recht anwendet. Ein solcher Anspruch würde auf der irrthümlichen Ansicht beruhen, daß jener ursprüngliche Contract etwas wäre, was wirklich geschehen ist [1]); in Wahrheit aber ist derselbe nicht als Factum, sondern „nur als Vernunftprincip der Beurtheilung aller öffentlichen rechtlichen Verfassung überhaupt" anzusehen [2]).

Das Gesetz der Freiheit verlangt, daß die Willkür jedes Einzelnen sich dem Anderen gegenüber in bestimmte Grenzen einschließe, innerhalb deren er sein Recht findet, daß er andererseits nicht über seine Sphäre hinausgreifend die Freiheit des Anderen antaste. Die berühmte Kantische Erklärung von Recht lautet: „Recht ist die Einschränkung der Freiheit eines Jeden auf die Bedingung ihrer Zusammenstimmung mit der Freiheit von Jedermann" [3]); und „das öffentliche Recht ist der Inbegriff der äußeren Gesetze, welche eine solche durchgängige Zusammenstimmung möglich machen" [4]). Der Obrigkeit steht die Gewalt zu, diesen Gesetzen Geltung zu verschaffen; so ist „die bürgerliche Verfassung ein Verhältniß freier Menschen, die doch unter Zwangsgesetzen stehen" [5]).

Besonders in der Schrift „Das mag in der Theorie richtig seyn, taugt aber nicht für die Praxis" entwickelt Kant die Grundrechte des Menschen, welche innerhalb der bürgerlichen Gemeinschaft zum Ausdruck gelangen sollen. Diese Principien sind aber nicht Gesetze, die der schon errichtete Staat giebt, sondern solche, nach denen allein eine Staatserrichtung reinen Vernunftprincipien gemäß, möglich ist. [6]) Es sind folgende:

1. Die Freiheit, die jedem Gliede der Gesellschaft als Menschen zukommt;

2. Die Gleichheit desselben mit jedem Anderen als Unterthan;

3. Die Selbständigkeit als Bürger.

Die Freiheit drückt Kant durch die Formel aus: „Niemand kann mich zwingen, auf eine Art, wie er sich das Wohlseyn anderer Menschen denkt, glücklich zu seyn, sondern ein Jeder darf seine Glückseligkeit auf dem Wege suchen, welcher ihm selbst gut dünkt, wenn er nur der Freiheit Anderer, einem ähnlichen Zwecke nachzustreben, nicht Abbruch thut" [7]). Der Mensch ist Persönlichkeit und darf niemals bloß der Willkür Anderer als Mittel dienen, sondern muß jederzeit zugleich als Zweck angesehen werden. In einem Fragment aus Kants Nachlaß heißt es: Ein Mensch im Zustande der Abhängigkeit „ist gleichsam vor sich nichts als ein Hausgeräth eines Anderen. Ich könnte ebensowohl den Stiefeln des Herrn meine Hochachtung

1) „Das mag" 2c. VII. 1. 212. 213. — 2) VII. 1. 214.— 3) „Das mag" u. s. w. VII. 1. 198. Vgl. Rechtsl. Einleitung IX. 33 § C. — 4) „Das mag" VII. 1. 198. — 5) ibid. 198.— 6) „Das mag" VII. 1. 199. — 7) VII. 1. 199

bezeigen als seinen Laqueyen"[1]). Es war wohl kein bloßer Zufall, daß Kants Zöglinge aus der Familie von Hülsen, die er während seiner Hauslehrerzeit in Arensdorf bei Mohrungen unterrichtet hatte, zu den ersten Gutsbesitzern Preußens gehörten, die freiwillig die Gutsunterthänigkeit ihrer Bauern lösten[2])

Die Gleichheit der Menschen als Unterthanen besteht in dem gleichen Verhältniß der Unterordnung unter die Gesetze und die Zwangsgewalt des Staates. Nur ein Einziger unterliegt keinem Zwangsgesetze, das Staatsoberhaupt[3]). Da alle Unterthanen in gleichem Maße zu Gehorsam und Unterwerfung den Geboten des Staates gegenüber verpflichtet sind, darf es keinen privilegirten, auf Erblichkeit beruhenden Herrenstand geben[4]). Alles Andere mag man vererben, was Sache ist und als Eigenthum erworben und veräußert werden kann, Niemand aber darf einen erblichen Anspruch auf gewisse Posten im Staate erheben und dadurch hindern, daß Andere zu den Stufen gelangen, wozu sie Talent, Verdienst und Glück erheben könnten[5]). Gegen den Geburtsadel und seine Vorrechte hat sich Kant an vielen Stellen auf's Schärfste erklärt.

Zur Freiheit und Gleichheit ist jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft berechtigt, nicht so zu selbständiger Theilnahme an politischer Thätigkeit. Ein nothwendiges Erforderniß dazu ist, daß der Staatsangehörige „sein eigener Herr (sui juris) sey, mithin irgend ein Eigenthum habe, welches ihn ernährt, und daß er Niemandem als dem gemeinen Wesen im eigentlichen Sinne des Wortes diene"[6]). Weiber und Kinder sind selbstverständlich ausgeschlossen. Kant unterscheidet zwischen activen und passiven Bürgern, oder Bürgern und Schutzgenossen[7]). Jene sind die Staatsbürger im eigentlichen Sinne, die citoyens[8]). Ihnen steht das Recht auf die Gesetzgebung zu. Denn „die gesetzgebende Gewalt kann nur dem vereinigten Willen des Volkes zukommen. Da von ihr alles Recht ausgehen soll, so muß sie durch ihr Gesetz schlechterdings Niemandem Unrecht thun können. Nun ist, wenn Jemand etwas gegen einen Anderen verfügt, immer möglich, daß er ihm dadurch Unrecht thue, nie aber in dem, was er über sich selbst beschließt (denn volenti non fit injuria)"[9]).

Dies Grundrecht der bürgerlichen Selbständigkeit wendet sich gegen die despotische Regierung, die über Gut und Leben der Unterthanen verfügt, ohne sie um ihre Zustimmung zu fragen[10]).

Diese Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Selbständigkeit sind nicht „chimärisch und unausführbar", sondern, da es „Pflichten sind, welche

---

[1]) Altpreuß. Monatsschrift 1886. S. 90. Kants. W. XI. 1. 255. — [2]) Schubert in den Neuen Preuß. Provinzial-Blätt. 1854. S. 204. Rink, Ansichten aus J. Kants Leben 1805. S. 29. — [3]) VII. 1. 203. Anm. — [4]) VII. 1. 202. — [5]) VII. 1 202. F. 7. — [6]) VII. 1. 205. — [7]) VII. 1. 204. Rechtsl. IX. 159. VII. 1. 205 IX. 160. — [8]) VII. 1. 205. — [9]) Rechtsl. IX. 158. Vgl. VII. 1. 204. — [10]) Rechtsl. IX. 198. Z. ew. Fr. VII. 1. 243.



die Vernunft aus der Idee des Rechtes ableitet," muß „ihre Thunlichkeit auch als unvermeidlich angenommen werden"[1]). Und „die Idee einer mit dem natürlichen Rechte der Menschen zusammenstimmenden Constitution ist nicht ein leeres Hirngespinnst, sondern die ewige Norm für alle bürgerliche Verfassung überhaupt"[2]).

Welche Berechtigung haben denn aber Verfassungen, in denen jene Principien nicht zu voller Durchführung kommen? Antwort: solche politischen Zustände haben eine interimistische Gültigkeit, bis durch allmählichen Fortschritt die Verfassung erreicht wird, in der „sie zur Ausführung gebracht werden können. Aber diese Ausführung selbst muß in der bestehenden Staatsverfassung dem Keime nach liegen."[3]) Es ist der Rechtsstaat an sich, den die Kantische Staatslehre zum Ziele nimmt, den Erscheinungsformen des Staates in der Wirklichkeit wird im Grunde nur eine provisorische Berechtigung zugesprochen. „Dies ist die einzige bleibende Staatsverfassung, wo das Gesetz selbstherrschend ist und an keiner besonderen Person hängt; der letzte Zweck alles öffentlichen Rechts, der Zustand, in welchem allein Jedem das Seine peremtorisch zugetheilt werden kann[4])."

Wenn die Naturrechtslehrer der Obrigkeit die Aufgabe zuweisen, für Sicherheit und Frieden zu sorgen, Wohlstand und Glück der Unterthanen zu fördern, so weist Kant solche eudämonistischen Bestrebungen mit herber Strenge zurück. Wohlfahrt hat kein Princip, da sie der Eine hierin, der Andere darin setzt[5]), und darum kann sie nicht den Inhalt eines allgemeinen Gesetzes geben[6]). „Das Recht der Menschen muß nothwendig vor aller Rücksicht auf Wohlbefinden vorhergehen, und dieses ist ein Heiligthum, das über allen Preis der Nützlichkeit erhaben ist[7])." „Eine Regierung, die auf dem Princip des Wohlwollens gegen das Volk als eines Vaters gegen seine Kinder errichtet wäre, d. i. eine väterliche Regierung (imperium paternate)" ist Kant der größte denkbare Despotismus[8]).

Jeder Staat enthält drei Gewalten: 1. die gesetzgebende, die Herrschergewalt (Souveränetät), 3. die vollziehende, die des Regierers, 3. Die rechtsprechende[9]). Nun giebt es nach Kant zwei Principien, nach welchen die Verfassungen bestimmt werden können; entweder nach der Art, wie die potestas legislatoria dargestellt wird, oder danach, wie die Regierung geführt wird. Nach der ersten Form, der Form der Beherrschung, giebt es drei Verfassungsarten, entweder wird die gesetzgebende Gewalt von Einem, oder Einigen oder Allen zusammen ausgeübt, d. h. es besteht eine Autokratie (Kant nennt sie auch Monokratie), eine Aristokratie,

---

[1]) Altpr. Monatsschr. 1888. S. 291. — [2]) Streit der Facult. X. 353. Vgl. Rechtsl. IX. 158. § 45. — [3]) Altpr. Monatsschr. 1888. S. 291. Vgl. Z. ew. Fr. VII. 1. 274. Anm. — [4]) Rechtsl. IX. 192. — [5]) Str. d. F. X. 348. Anm. — [6]) VII. 1. 198. — [7]) Streit d. Fac. X. 349. Anm. — [8]) „Das mag" VII. 1. 199. — [9]) Rechtsl. IX. 158. —



eine Demokratie, Fürstengewalt, Adelsgewalt, Volksgewalt [1]). Auf diese Unterscheidung legt Kant aber im Grunde geringen Werth, denn „das Gesetz muß", wie er sagt, „wenn es ein rechtlicher Grund der Pflichten sein soll, in allen diesen Formen doch als von dem allgemeinen Volkswillen ausgegangen betrachtet werden." [2]) Desto mehr ist ihm an der Art der Regierung, der Art, wie der Staat von seiner Machtvollkommenheit Gebrauch macht [3]), gelegen. Danach scheidet sich die republikanische von der despotischen Staatsform. Bei einer Monarchie ist es möglich, daß sie sich mit dem Geiste des Republikanismus erfülle und eine ihm entsprechende Regierungsart annehme — Kant führt hier selbst das Beispiel des großen Königs Friedrich II. an [4]) —, eine Demokratie im eigentlichen Sinne ist ihm dagegen stets ein Despotismus [5]), sie muß nothwendig der Ochlokratie verfallen [6]). Der Idealstaat Kants ist die reine Republik, welcher Ausdruck bei unserem Philosophen bekanntlich etwas Anderes bedeutet, als wir heute darunter verstehen.

Zum Wesen der republikanischen Verfassung im Kantischen Sinne gehören folgende Attribute: 1. Sonderung der Staatsgewalten, wie sie seit Montesquieus „l'Esprit des lois" politisches Schlagwort geworden. Durch sie allein wird eine Schutzwehr gegen den Despotismus geschaffen, der eigenmächtig Gesetze vollzieht, die er selbst erlassen [7]). Dann aber muß die Verfassung „die Freiheit zum Princip, ja zur Bedingung alles Zwanges machen." „Freiheit und Gesetz, durch welches jene eingeschränkt wird, sind die zwei Angeln, um welche sich die bürgerliche Gesetzgebung dreht. — Aber damit das Letztere auch von Wirkung sey: so muß ein Mittleres hinzukommen, nämlich Gewalt, welche diesen Principien Erfolg verschafft" [8]).

Gesetz und Freiheit ohne Gewalt ist Anarchie,
Gesetz und Gewalt ohne Freiheit Despotismus,
Gewalt ohne Freiheit und Gesetz Barbarei,
Gewalt mit Freiheit und Gesetz Republik [9]).

Endlich gehört zu der vollkommenen republikanischen Verfassung Kants, daß die Herrschergewalt, die gesetzgebende, durch das Volk vermittelst seiner Repräsentanten ausgeübt werde, womit sich die monarchische Form der Regierung vereinigen ließe. Ohne das repräsentative System ist ihm jede Verfassung despotisch und eigentlich eine Unform [10]). Die reine Demokratie „als eine nicht repräsentative Volksmacht ist der Freiheit, mit ihr also auch dem Rechtsbegriff gerade entgegen" [11]).

Kant hat diesen seinen Idealstaat nicht weiter ausgeführt, es ist ein

---

1) Z. ew. Fr. VII. 1. 243—44. Rechtsl. IX. 189—90. — 2) F. 23. — 3) Z. ew. Fr. VII. 1. 245. — 4) ibid. VII 1. S. 244. — 5) ibid. S. 244. — 6) F. 15. — 7) Z. ew. Fr. VII. 1. 243. 244. — 8) Anthropol. VII. 2. 273. — 9) ibid. — 10) Z. ew. Fr. VII. 1. 244 246. Rechtsl. IX. 193. — 11) F. 15. —



allgemeines Gebilde mit weiten, bisweilen unbestimmten Linien. Ob ihm wohl hiebei irgend ein historisch gegebenes Beispiel vorgeschwebt haben mag? Die constitutionelle Monarchie Englands, deren Lobredner Montesquieu gewesen, sicher nicht: sie erschien ihm nur als eine verhüllte Despotie[1]). Eher schon die französische Verfassung von 1791. Jedoch wird auf diese ganze Betrachtung wenig Werth gelegt werden können, da Kants Staatslehre ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit ausschließlich aus Principien abgeleitet ist. Wichtiger wäre es, den vollen Umfang des Einflusses nachzuweisen, den die politische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts, besonders die Schriften von Hobbes, Montesquieu und Rousseau, auf ihn ausgeübt haben.

Kant spricht es selbst aus, daß ein Staatsproduct, wie es ihm vorschwebt, ein Traum ist; in einer Anmerkung des „Streites der Facultäten" vergleicht er es mit den Phantasieen von Platos Atlantica und von Morus Utopia[2]). In derselben Anmerkung sagt er: „Es ist doch süß, sich Staatsverfassungen auszudenken, die den Forderungen der Vernunft, vornämlich in rechtlicher Absicht, entsprechen, aber vermessen, sie vorzuschlagen, und strafbar, das Volk zur Abschaffung der jetzt bestehenden aufzuwiegeln."[3])

Nach der im Vorigen entwickelten Staatsidee Kants dürfte es Wunder nehmen, daß der Philosoph sich zu einer Lehre vom unbedingten Gehorsam der Unterthanen bekennt, die vielfach an Hobbes' staatsrechtliche Schriften „de cive" und den „Leviathan" erinnert. Die Staatsgewalt ist unwiderstehlich (irresistibel), jede Widersetzlichkeit, jeder Aufstand das strafbarste Verbrechen. Das Verbot ist unbedingt, mag das Oberhaupt durch Gewaltthätigkeiten sogar jene Idee des ursprünglichen Vertrages verletzt haben[4]). Eine Aenderung der Verfassung durch Gewalt würde „einer Maxime gemäß geschehen, die, allgemein gemacht, alle bürgerliche Verfassung zernichten und den Zustand, worin allein Menschen im Besitz der Rechte überhaupt seyn können, vertilgen würde[5])." Es tritt der Zustand der Anarchie mit allen ihren Greueln ein.[6]) Kant sagt es gerade heraus — in seiner Schrift „Das mag in der Theorie richtig sein"[7]) — „daß, wenn jene Empörungen, wodurch die Schweiz, die vereinigten Niederlande, oder auch Großbritannien ihre jetzige für so glücklich gepriesene Verfassung errungen haben, mißlungen wären, die Leser der Geschichte derselben in der Hinrichtung ihrer jetzt so erhobenen Urheber nichts als verdiente Strafe großer Staatsverbrecher sehen würden." Die Staatsrechtslehrer, die dem Volke das Recht des Widerstandes gegen einen Tyrannen zuertheilen, „schieben ihren Urtheilen das Princip der Glückseligkeit unter" und nehmen

---

1) Str. d. F. X. 352—53. Vgl. IX. 166. — 2) Str. d. Fac. X. 355. Anm. 3) ibid. 4) Nach „Das mag" VII. 1. 210. 208. Rechtsl. IX. 150. — 5) VII. 1. 210; ähnl. ibid. 213; Rechtsl. IX. 191. 167.— 6) VII. 1. 213. Anm. 7) VII. 1. 212.

jenen Staatsvertrag als etwas wirklich Geschehenes an.[1]) Wer könnte bei einem Aufstande des Volkes den Streit zwischen diesem und dem Herrscher entscheiden. Es müßte dazu ein neues Oberhaupt gesucht werden und „die Reihe der Unterordnung ginge aufwärts ins Unendliche.“[2]) Auch aus dem transcendentalen Princip der Publicität des öffentlichen Rechtes, das lautet: „Das, was man sich nicht getraut, öffentlich als seine Maxime anzukündigen und dessen Ankündigung der Maxime sich selbst vernichten würde, ist dem öffentlichen Rechte zuwider“[3]) — folgert Kant die Unrechtmäßigkeit jedes Aufruhrs. Denn der Vorsatz eines Volkes bei Stiftung einer Staatsverfassung, in gewissen Fällen Gewalt gegen das Oberhaupt auszuüben, müßte verheimlicht werden; wenn man sich öffentlich dazu bekennte, würde die Herstellung eines Staatswesens von vornherein unmöglich sein[4]). Bekannt ist das Urtheil Kants, das er in einer Anmerkung seines Staatsrechtes im Hinblick auf das Schicksal Karls I. und Ludwigs XVI. ausspricht: „Unter allen Gräueln einer Staatsumwälzung durch Aufruhr ist selbst die Ermordung des Monarchen noch nicht das Aergste; denn noch kann man sich vorstellen, sie geschehe vom Volke aus Furcht. Die formale Hinrichtung ist es, was die mit Ideen des Menschenrechts erfüllte Seele mit Schaudern ergreift.“[5]) Sie ist eine völlige Umkehrung der Principien des Verhältnisses zwischen Souverän und Volk[6]), ein vom Staat an ihm verübter Selbstmord[7]), eine politische Todsünde, die nie ausgetilgt werden kann[8]).

Die Ansicht Kants vom unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit steht in einem unleugbaren Gegensatz zu seiner Auffassung der französischen Revolution, die er besonders in seinem „Streit der Facultäten,“ also noch 1798, mit begeisterten Worten preist[9]). Diese Haltung hat bereits zu seinen Lebzeiten zu Mißdeutungen und Angriffen Anlaß gegeben, und ist bis in die neueste Zeit verschieden beurtheilt worden. Ja, es ist unserem Philosophen nicht der Vorwurf verdächtiger Zweideutigkeit erspart geblieben.[10]) Auf diese Frage näher einzugehen, ist hier nicht meine Aufgabe, nur möchte ich darauf hinweisen, daß wenn etwas dem Charakter des Philosophen sein Gepräge gegeben hat, es sein ursprünglicher großartiger Wahrheitssinn war. Wenn Kant in einem Briefe an Moses Mendelssohn sagt: „Zwar denke ich Vieles, was ich niemals den Muth haben werde zu sagen,“ so fügt er sogleich hinzu: „niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke.“[11]). Die Lehre von der unantastbaren Autorität der Staatsgewalt ist eine der Grundsäulen seines politischen Systems, sie

---

[1]) VII. 1. 213. [2]) „Das mag“ VII. 1. 200. 210—11. 214—15. Vgl. Rechtsl. IX. 167. [3]) F. 4. (Raumers histor. Taschenb. 1838. p. 586.) [4]) Z. ew. Fr. VII. 1. 286. [5]) Rechtsl. IX. 167. [6]) ibid. 168. [7]) ibid. 169. [8]) Rechtsl. IX. 168. [9]) X. 346. ff. — [10]) s. H. Hettner Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. 3. Buch 2. Abtheilg. 3. Auflage. Braunschweig 1879. S. 46. [11]) Brief an Moses Mendelssohn 8. April 1766. XI. 1. S. 7. —



kehrt an vielen Stellen seiner Schriften in immer neuen Wendungen wieder. Der Satz: „Gehorchet der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat,“ ist ihm ein kategorischer Imperativ [1]). Ohne die öffentliche Zwangsgewalt ist kein Recht durchführbar, darum ist an ihr nicht zu rütteln, mögen die Formen der Verfassung noch so mangelhaft sein. Durch eine solche über Allen stehende Gewalt ist überhaupt erst die Möglichkeit staatlicher Existenz und Entwickelung gegeben.

Wenn aber dem Volk auch niemals das Recht des Widerstandes zusteht, so hat es wohl das Recht „der Gegenvorstellung und der Bekanntmachung der Idee des Besseren“ [2]). Denn anzunehmen, „daß das Oberhaupt auch nicht einmal irren, oder einer Sache unkundig seyn könne,“ würde dasselbe „als mit himmlischen Eingebungen begnadigt und über die Menschheit erhaben vorstellen.“ [3]). Der Unterthan muß annehmen können, sein Oberherr wolle ihm nicht Unrecht thun; wenn ihm trotzdem nach seiner Meinung solches widerfährt, so muß er voraussetzen, daß es aus Unkunde geschehe, und es muß ihm frei stehen, sich öffentlich darüber zu äußern [4]). So tritt Kant für Preßfreiheit, oder wie er sie nennt „Freiheit der Feder“ ein, aber sie soll sich halten „in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt“ [5]). Die Freiheit, seine Gedanken öffentlich mitzutheilen, ist ihm „das einzige Palladium der Volksrechte“ [6]), „das einzige Kleinod, das uns bei allen bürgerlichen Lasten noch übrig bleibt“ [7]).

Darum feiert er seinen großen König Friedrich „der, selbst aufgeklärt, sich nicht vor Schatten fürchtet“, und gesagt hat: „Räsonnirt so viel Ihr wollt, und worüber Ihr wollt; nur gehorcht!“ [8]) Gehorsam ohne Freiheit öffentlicher Meinungsäußerung ist die Ursache aller geheimen Gesellschaften, die wegfallen würden, wenn jene Freiheit gestattet würde [9]). Das Princip aber, wonach ein Volk die Verordnungen der höchsten Gesetzgebung zu beurtheilen das Recht hat, lautet: „Was ein Volk über sich selbst nicht beschließen kann, das kann der Gesetzgeber auch nicht über das Volk beschließen [10]).“

Die „natürlichen Verkündiger und Ausleger“ der politischen Rechte und Pflichten des Volks sind nicht die vom Staat bestellten amtsmäßigen Juristen, sondern die freien Rechtslehrer, d. i. die Philosophen. Ihre Stimme ist jedoch nicht „vertraulich ans Volk, als welches davon und von ihren Schriften wenig oder gar keine Notiz nimmt; sondern ehrerbietig

---

1) Rechtsl. IX. 149. 151. Vgl. ibid. S. 165. — 2) F. 2 (abgedr. von Schubert in Raumers hist. Taschenb. 1838. S. 585 und Kants. W XI. 2. 143. Vgl. VII. 1. 215) — 3) VII.1. 216. — 4) VII. 1. 216. — 5) ibid. — 6) ibid. — 7) „Was heißt: Sich im Denken orientiren?“ 1786. S. W. I. 387. — 8) „Was ist Aufklärung?“ 1784. VII. 1. 153. Vgl. ibid. S. 147. — 9) „Das mag“ VII. 1. 218. — 10) ibid. 217.

an den Staat gerichtet [1]." „Die unbeschränkte Freiheit, alle seine Meinungen ins Publicum zu schreien, müßte theils der Regierung, theils aber auch diesem Publicum selbst gefährlich werden [2]." Man sieht, Kant ist weit entfernt, völlige Preßfreiheit zu verlangen. Wie enge sind die Grenzen, die er der Freiheit der Feder zieht, wie unendlich kleiner waren damals die Kreise, in welchen sich überhaupt ihre Wirkung äußern konnte, im Vergleich mit dem zeitunglesenden Publicum unserer Tage, der Zeit des öffentlichen parlamentarischen Lebens!

Der Fortschritt zum Bessern kann nach Kant „nicht durch den Gang der Dinge von unten hinauf, sondern nur von oben her erfolgen." [3]) Die Reform muß aus dem Willen des Souveräns selbst hervorgehen. [4]) „Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall von persönlichem Despotismus und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen; sondern neue Vorurtheile werden, eben sowohl als die alten, zum Leitbande des gedankenlosen großen Haufens dienen." [5]) Den Gewaltigen der Erde macht andererseits unser Philosoph mit kühnem Freimuth Reformen, dem Ideal des öffentlichen Rechts angemessen, zur Pflicht. Revolutionen, die „die Natur von selbst herbeiführt," sollen sie nicht „zur Beschönigung einer noch größeren Unterdrückung, sondern als Ruf der Natur benutzen, eine auf Freiheitsprincipien gegründete gesetzliche Verfassung, als die einzige dauerhafte, durch gründliche Reform zu Stande zu bringen." [6]).

Zum Schluß seien hier noch zwei Punkte hervorgehoben: Neben den Lehren des trefflichen Christian Jakob Kraus hat sicherlich Kants praktische Philosophie den Boden für die großartige Reformarbeit geebnet, die sich in den Jahren 1807 und 8 auf dem Boden Ostpreußens vollzog, durch Männer wie Stein, Schön und Schrötter gefördert. Damals erfolgte jene Revolution von oben herab, die sich den Fortschritt und die Veredelung der Menschheit zum Ziele nahm, damals ward der Bevölkerung Preußens dasjenige Maß der Freiheit und Gleichheit zu Theil, das mit dem monarchischen Staat und der Ordnung der gebildeten Gesellschaft vereinbar ist. Eine andere Betrachtung erweckt einen wehmüthigen Wunsch. Wäre Kant beschieden gewesen, noch ein Decennium in voller geistiger Frische zu erleben, wie machtvoll hätte er, gleich Fichte, seine Stimme für Deutschlands Freiheit gegen Napoleons Zwingherrschaft erhoben. Ist es nicht, als ob ihm die Wüstenei von Napoleons Weltreich vor-

---

1) Str. d. Fac. X. 352. Vgl. Z. ew. Fr. VII. 1. 267—69. 2) ibid. X. 284. 3) Str. d. Fac. X. 355. — 4) F. 2 (abgedr. von Schubert in Raumers historischem Taschenb. 1838. S. 585 und in Biogr. Kants S. W. XI. 2. 143. — 5) Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? 1784. VII. 1. 147. — 6) Z. ew. Fr. VII. 1. 274. Anm.

geschwebt, wenn er schon 1795 in seiner Schrift „Zum ewigen Frieden“ die zerstörenden Wirkungen der Universalmonarchie, diesen seelenlosen Despotismus und Kirchhof der Freiheit, schildert und für die lebensvolle Gliederung der Menschheit in Einzelstaaten- und Völker eintritt.[1]) Es wird unvergeßlich bleiben, daß in Königsberg, der Heimstätte des Kantischen Genius, das heilige Feuer der Begeisterung zuerst emporflammte, vor welchem sich die Ketten der Schande lösten. Jene Jugend aber, die freudig ihr Leben einsetzte für die edelsten Güter der Menschheit, ward sie nicht geleitet und gehoben durch den kategorischen Imperativ der Pflicht, der treuen und selbstlosen Hingabe an heilige, hohe Ziele?

---

1) Z. ew. Fr. VII. 1. 265. 66.





Eine Sünderin.

Erzählung

von

L. Westkirch.

— Hannover. —

Es war eine stockfinstere Stiege mit ausgetretenen Stufen und so schmal, daß zwei sich darauf begegnende Menschen Mühe gehabt haben würden einander auszuweichen. Aber Anna stapfte in ihren derben Lederschuhen so sicher und so vergnügt hinauf, als wandle sie auf ebenem Boden im Sonnenlicht. Auch der Flur droben mit seinem halben Dutzend schief in den Angeln hängender Thüren zeigte sich aller Beleuchtung baar, den Lichtschein ausgenommen, welcher hie und da durch die klaffenden Ritzen des ausgetrockneten Holzes fiel. Aber mit der Sicherheit einer Nachtwandlerin schritt das Mädchen auf die richtige Thür zu und pochte an.

„Frau Siegmann! Frau Siegmann! — Sind Sie zu Haus?"

Ein kleines rundliches Frauchen öffnete.

„Seh' Einer an! Römermanns Anna! — Aber so kommen Sie doch herein, Fräulein!"

„Hab' nicht lange Zeit, Frau Siegmann. Meine Herrschaft schickt mich. Ich soll fragen, ob's Ihnen passen würde, nächsten Montag zum Ausbessern zu uns zu kommen. Es wird wohl Arbeit für die ganze Woche da sein. Sehen Sie zu, daß Sie's einrichten."

Die Frau schüttelte wehmüthig den von einer welken, schwarzen Tüllhaube umschlotterten Kopf.

„Das Einrichten wird mir nicht viel Kopfzerbrechen kosten, Fräulein Anna. Meine Augen lassen mich im Stich nach der schweren Krankheit, die ich im vorigen Winter durchgemacht hab', da wollen die Herrschaften

nichts mehr von mir wissen. Können Sie sich denken, daß mir gesagt worden ist, sogar Römermanns, bei denen ich nun schon zehn Jahre aus und ein gehe, hätten sich nach einer anderen Flickschneiderin umgesehen?"

„Nun etwas ist wohl an dem Gerede," gab Anna zu. „Aber ‚Unsere' hören doch noch auf ein vernünftiges Wort. Und daß ich zu Ihren Gunsten spreche, Frau Siegmann — nicht wahr, davon sind Sie überzeugt?"

„Ich weiß, Sie meinen's gut mit uns. Aber wollen Sie sich denn nicht setzen, Fräulein Anna? Sie nehmen uns ja die Ruhe mit."

„Nur einen Augenblick," sagte Anna und nahm Platz auf dem verschossenen Sopha, über dessen Sitz eine alte Decke gebreitet war, um die Löcher zu verdecken, aus welchen die Wolle und das Seegras des Polsters hervorquollen. Aber das Mädchen hatte keine Empfindung für die Aermlichkeit der Umgebung; zerstreut ließ sie ihren Blick die Wände entlang schweifen über den halb erblindeten Spiegel und die verblichenen Photographien, welche dieselben schmückten.

„Wo ist denn der Herr Ulrich?" fragte sie endlich.

„Mein Sohn muß jeden Augenblick heimkommen. Er ist bei einer Collegin, auch Einer vom Theater. Sie wollten, glaub' ich, etwas zusammen einstudiren."

„Vom Theater," wiederholte Anna, während ihre klaren Augen sich sichtlich trübten. „Da ist sie wohl mächtig hübsch, Frau Siegmann?"

„Gehen Sie mir doch mit der Schönheit! Die vom Theater sind sammt und sonders Schlampen! Ich freue mich alle Tage, daß mein Sohn von so einer Geschminkten nichts wissen will. Der wird mir einmal ein einfaches, solides Mädchen als Schwiegertochter in's Haus bringen. Er hält was auf sich und unseren guten Namen, mein Ulrich! Und ein Herz hat er! — Ihnen kann ich das ja sagen; Sie lachen mich nicht aus, wenn ich ihn lobe, und ich lob' ihn gar zu gern. In meiner schweren Krankheit war ihm nichts zu gut noch zu theuer für mich. Und wie der mich gepflegt hat! Dafür ist ihm unser Herrgott noch eine Extrabelohnung schuldig. Ja, ich bin denn auch wieder gesund geworden; mich hat er noch — aber einen Packen Schulden dazu! Und Schulden, — sehen Sie, Fräulein Anna, damit geht's gerade wie mit einem Loch im Strumpf; wenn man das nicht gleich stopfen kann, dann reißt's alle Stunden größer. So fangen die Schulden auch mit ein paar Mark an, und ehe man sich's versieht, steckt man drin bis an den Hals. — Aber ein Gutes müssen Sie doch hören! Seit vorgestern hat mein Sohn endlich eine feste Anstellung als Chorist am königlichen Theater bekommen. Der Kapellmeister wußte ihm viel Schönes über seine Stimme zu sagen. Ja, wenn wir ihn ausbilden lassen könnten! Aber die Armuth! die Armuth!"

„Und wird er bald wieder einmal singen?" fragte das Mädchen mit leuchtenden Augen.

„Ei gewiß! morgen schon. Und ganz allein! Sie geben im Theater

den „Propheten", und da macht er einen Ritter. Wohl zehn Tacte lang ist seine Rolle, sagt er; und er übt daran vom Morgen bis zum Abend. Es ist keine Kleinigkeit, Fräulein Anna! — Und ein Costüm bekommt er dazu, ich sage Ihnen! einen Mantel von echtem rothem Sammet! Und das Wamms und die Hosen sind geschlitzt über hellgrauen Atlaspuffen, und ein Hut ist dabei, so groß wie die Tischplatte, mit einer weißen Feder, die hängt noch einen halben Meter über den Rand herunter."

„Das möcht' ich aber sehen," seufzte Anna und faltete in andächtiger Bewunderung die Hände.

Draußen erklang ein jugendfrischer Schritt. „Da ist mein Sohn," sagte die Frau.

Es war in der That Ulrich. Die gichtbrüchige Thür schien zu niedrig für seine hohe schlanke Gestalt, die Stube zu klein und zu ärmlich für seine vornehme Erscheinung. Ueber die breite weiße Stirn hing ihm eine kastanienbraune Locke fast bis zu den hochgewölbten Brauen hinunter, die sich scharf und schmal über seinen ungewöhnlich großen braunen Augen abzeichneten. Ein freudiges Lächeln spielte um seinen rothen, vollen Mund, als er des Gastes ansichtig wurde.

„Guten Abend, Fräulein Anna. Das ist aber recht, daß Sie sich einmal bei uns sehen lassen."

„Fräulein Anna bringt mir Arbeit," sagte Frau Siegmann.

„Sie bringen immer Gutes."

Anna wurde roth bis unter ihren glatten Scheitel. „Es ist ja nicht der Rede werth, Herr Siegmann. Ich wollt', ich könnt' mehr thun. Aber recht herzlich gratuliren muß ich Ihnen doch zu Ihrer schönen Anstellung."

Es setzte sie in große Verlegenheit, daß er jetzt mit seinen schlanken vornehmen Fingern nach ihrer hartgearbeiteten Hand griff und dieselbe kräftig schüttelte. „Hat Mutter geplaudert? — Die arme Mutter! sie hat schon viel Sorge mit ihrem widerspenstigen Jungen gehabt; denn zu was Anderem als zur Kunst taug' ich nun einmal nicht."

„Das begreift sich," sagte Anna, indem sie in naiver Bewunderung seiner Schönheit an ihm emporsah. „Und eine so wundervolle Rolle spielen Sie?"

„Wollen Sie mich singen hören, Fräulein Anna?" fragte er lebhaft. „Ich verschaffe Ihnen ein Billet; Sie gehen mit meiner Mutter, und wenn die Vorstellung aus ist, so warten Sie einen Augenblick an der Bühnentreppe, ich bringe Sie dann nach Hause."

„O, Herr Siegmann —" das Mädchen zupfte in glückseliger Verwirrung an ihrer weißen Schürze. „Das ist wirklich zu viel! Aber freilich sehen möchte ich Sie für mein Leben gern in dem atlasnen Wamms und mit der großen Feder! Und morgen ist auch gerade mein Ausgehetag."

„Also, abgemacht! Punkt sechs holen Sie Mutter hier ab."

Die kleine Weckuhr auf der Kommode schlug sieben. Anna raffte ihren braunen Henkelkorb auf, sie hatte Eile.

„Seien Sie ja vorsichtig, die Treppe ist steil." Ulrich nahm die Lampe und leuchtete sorglich, bis das Mädchen die Hausthür erreicht hatte.

„Gute Nacht, Herr Siegmann. Danke auch schön."

„Gute Nacht, Fräulein Anna; kommen Sie gut nach Hause!"

In der dunklen Stube war Frau Siegmann zurückgeblieben. Aber sie bedurfte keines Lichtes. Vor ihrem geistigen Auge stand blendend hell das Bild der beiden jungen Leute; sie sah die Blicke, die zwischen dem braunen und dem blauen Augenpaar hinüber- und herüberflogen, und sie schüttelte bedenklich ihr erfahrenes Haupt.

Ja, wenn die Anna nicht so bitter arm gewesen wäre! Sie gönnte ihr gewiß alles Gute! Aber man mußte doch auch die Vernunft zu Rathe ziehen! Nichts auf der einen Seite und auf der andern gar Schulden! Nein, das ging nicht an. Das Mädchen durfte sich keine Thorheiten in den Kopf setzen, und der Junge sollte es auch nicht. Gleich morgen wollte sie da einen Riegel vorschieben. —

Die Thurmuhr hatte Zehn geschlagen. Ihre Petroleumlampe in der einen, den Wasserkrug in der anderen Hand tragend, kamen die Dienstmädchen des großen Römermann'schen Hauses aus den verschiedenen Haushaltungen Eine nach der Anderen emporgestiegen zu ihren Kammern unter dem Dach. Da es Sonnabend war, erfüllt das ganze Treppenhaus eine seltsamer Duft, der Duft der Reinlichkeit, wie gute Hausfrauen ihn pietätvoll nennen; für die Nasen anderer Menschen roch es nach trocknendem Holzwerk, Putzöl und Seifenwasser. Besonders auf der Treppe zum obersten Stock standen noch förmliche Lachen. Das machte, Zahlmeisters Lene konnte bei den acht Kindern, auf welche aufzupassen ihr oblag, sich niemals durch ihre Arbeit durchfinden, obgleich sie vom Morgen bis zum Abend pudelnaß und verstaubt mit Eimer und Besen herumwirthschaftete. Eben stolperte sie mit einknickenden Knieen die Treppe herauf.

„Du mein Herrgott! Bin ich aber müd'!" stammelte sie, sich an den Thürpfosten von Anna's offenstehender Kammer lehnend, und strich sich das zottige Haar aus der Stirn, wobei ihre Finger einen schwarzen Streifen zurückließen. „Ich fall' über meine eigenen Füße."

Die flinkere Anna saß schon lange auf ihrem Koffer, beschäftigt eine frische Krause zu der morgigen Theatervorstellung in ihr Sonntagskleid zu heften. Neben ihr an der Kommode lehnte Degenhardts Johanna und schüttete ihr Herz aus. Sie erfreute sich jede Woche eines anderen Bräutigams. Diesmal war's ein Unteroffizier, und für morgen hatte sie eine prächtige Tanzpartie geplant. Aber ihre Frau, welche schon öfter einen empfindlichen Mangel an Verständniß für die Herzensbedürfnisse ihrer Köchin an den Tag gelegt hatte, kränkte sie durch entschiedene Verweigerung des Hausschlüssels. Grete, die Hausjungfer von Degenhardts, stand auf der Schwelle gegenüber und wollte sich ausschütten vor Lachen über den Kummer ihrer Gefährtin.

Aber jetzt wurde drunten eine Etagenthür schmetternd in's Schloß ge-

worfen. Kramers Auguste trampelte die Treppe herauf. Auf ihrem knochigen Gesicht stand ein ganzes Drama. Sie stieß ihre Lampe klirrend auf eine auf dem Flur stehende Kiste und stemmte die Arme in die Seite.

„Heut hab' ich ‚Unserer' aber mal Bescheid gesagt!"

Alle drängten sich herzu. Anna ließ die Nadel fallen und Lene vergaß ihre Müdigkeit. Frau Rettich, die Wickelfrau, welche Stube und Kammer unter dem Dach inne hatte, hörte die Worte durch die geschlossene Thür und kam neugierig heraus, gefolgt von ihrer dreizehnjährigen Tochter. Es wäre ein Vorwurf für einen niederländischen Maler gewesen: die rohe Bodentreppe, die rothgestrichene Kiste auf dem Flur, die weißgetünchten Wände, das Innere der offenstehenden schrägen Kammern und die Gruppe aufmerksam horchender Mädchen um die Erzählerin, über deren von Zorn geröthete Wangen die im Zugwind leise flackernden Flämmchen von fünf Petroleumlampen ihr unruhiges Licht warfen. Man hatte im Hause schon lange gewußt, daß das Verhältniß zwischen Auguste und ihrer Herrin sozusagen „auf der Kippe stand." Heut war's nun zu dem längst erwarteten Krach gekommen, und zwar wegen eines eisernen Topfes, welcher nach Augustens Behauptung durch die ganz besonders heimtückische Bosheit des Herdfeuers, nach der Ansicht der Hausfrau hingegen durch die Nachlässigkeit der Köchin zu Schaden gekommen war. Auguste berichtete den Vorfall haarklein, was sie gesagt und was die Frau darauf erwidert hatte. Dabei focht sie mit den Armen wild in der Luft herum. Der Klang ihrer eigenen Stimme berauschte sie.

„Zu Ostern geh' ich! Und wenn sie mir den Kopf warm macht, so geh' ich auf der Stelle! Brauch' ich mir das gefallen zu lassen von so Einer! Ich weiß, Gott sei Dank! unter welchen Tisch ich meine Füße stecken soll! Von nirgendsher bin ich nicht!"

„Sprechen Sie nicht so laut, sie könnte Sie hören," mahnte Anna.

„Ist mir auch recht! Sie hört nur, was wahr ist. Kaum ein Hemd hat sie auf dem Leibe gehabt, wie der Herr Kramer sie geheirathet hat! Und die will sich jetzt aufspielen als Wunder was! Na, so viel weiß ich, ich würd' mich schämen, wenn ich bei meinem Zukünftigen einziehen sollt' ohne nur so viel wie einen anständigen Rock! Wenn ich diese Pfingsten meinen Vetter heirathe, da krieg ich ein hübsches Stück Land mit und drei Morgen Wiesen und eine Kuh, und was man sonst für einen Hausstand braucht. Meine Eltern können's. Und bei meiner vorigen Herrschaft hab' ich fünf Jahre gedient und hab' kein böses Wort zu hören bekommen all die Zeit. Und geizig waren die wahrhaftig nicht! Volle dreihundert Thaler hab' ich mir übersparen können. Aber bei der drunten sollte man ja rein verdreht werden!"

„Dreihundert Thaler!" wiederholte Anna ehrfurchtsvoll.

„Ei ja," philosophirte Lene und zog ihre vom Wasser durchweichten Schuhe aus, so daß sie auf Strümpfen stand, „wer's Glück hat! Ich

soll noch sieben Jahre Pech haben! Das hat mir letzthin eine Wahrsagerin prophezeit."

Auguste war vor ihrem Koffer niedergekauert und kramte aufgeregt ihr Sparkassenbuch hervor.

„Bloß damit Sie sich überzeugen, daß ich nicht flunkere! Lieber Gott! ich hätt's ja nicht nöthig, groß auf's Geld zu sehen! Ich bekomme von meinen Eltern, was ich brauche. Aber es ist doch hübsch, wenn man sagen kann: Das hab ich mir selbst verdient!"

Das Sparkassenbuch ging von Hand zu Hand. In Posten von drei bis zwanzig Mark waren die Einzahlungen eingetragen, das Gesammtresultat ergab rund neunhundert Mark.

„Gute Tage haben Sie sich nicht gemacht," meinte Johanna, deren Jahresverdienst beinahe vollständig von den durstigen Kehlen ihrer verschiedenen Bräutigame aufgesogen wurde. Und Frau Rettich brummte: „Wo Tauben sind, da fliegen Tauben hin."

Anna sagte gar nichts, aber sie träumte die ganze Nacht von dem Sparkassenbuch. Auguste hatte Recht: zum Heirathen gehörte Geld, viel Geld! Mit leeren Händen durfte man seinem Zukünftigen nicht kommmen. Und in ihrem Sparkassenbuch waren erst fünf und zwanzig Mark verzeichnet! Würde es ihr jemals gelingen eine so große Summe zu erübrigen?

Die Ungeduld ihres Herzens dehnte ihr den Sonntagnachmittag zur Länge von drei Tagen aus. Es hatte noch nicht sechs Uhr geschlagen, als sie im schönsten Putz und glänzend vor Sauberkeit die wackelige Stiege des Hinterhauses hinaufkletterte, um Frau Siegmann abzuholen. Diese brauchte nicht eben viel Zeit zu ihrer Toilette. Ein maikäferbrauner Regenmantel, verhüllend über den Jammer ihrer übrigen Kleidung geworfen, ein schwarzer Hut, so welk und zerknittert wie die Haube darunter, und, der feierlichen Gelegenheit zu Ehren, ein viel gewaschenes weißes Halstuch über den Mantel geknüpft — das war ihr ganzer Staat. Sie zog den Schlüssel ab, empfahl einer Nachbarin Acht auf ihre Wohnung zu haben, und dann brachen sie auf.

Die Theaterthüren waren noch nicht geöffnet; aber unter den Säulen des Portals sammelte sich nach und nach ein schwarzer Menschenschwarm, lauter Galeriebesucher, welche ihre Fäuste und Ellenbogen zu brauchen gedachten, um die besten der nummerlosen Plätze zu erobern. Frau Siegmann, welche die Hausgelegenheit kannte, bahnte sich einen Weg zu einem kleinen Seitenpförtchen.

„Hier wird zuerst aufgeschlossen, Fräulein Anna. Lassen Sie sich nicht irre machen durch das Gerede der Leute. Und vor Allem, lassen Sie sich nicht wegdrängen."

Damit stieg sie auf die niedrige Steinstufe der Schwelle und stemmte sich fest an den einen Thürflügel. Marie stemmte sich gegen den anderen. So hielten sie Wacht. Dem Mädchen war's nicht nach Reden zu Muth; sie schauerte leicht zusammen und wußte selbst nicht: war's der Zugwind,

der um die Ecken des freiliegenden Gebäudes strich, war's die Aufregung der Erwartung, was sie zittern machte? Sie schaute an dem erdrückend mächtigen Bau empor; sie sah den vielen Menschen in's Gesicht, die sie umringten, und dachte daran, daß diese Alle, Alle heut auf ihn blicken würden, der den weiten Raum erfüllen sollte mit seiner Stimme und seinem Spiel — und ihr Herz fing an zu klopfen vor Angst und vor Stolz.

Auch Frau Siegmann schwieg. Sie hatte die Hände in die Taschen ihres Mantels vergraben; mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, sah sie die drei Eschen hinter Robby's Pavillon an, die schon auf ihre Kinderspiele herabgeblickt hatten, damals, als auf der Stelle, welche jetzt das Theater im Herzen einer volkreichen Stadt einnimmt, eine Windmühle einsam ihre Flügel drehte; sie sah auf die Häuserreihen, die sie größtentheils hatte emporwachsen sehen, und dann auf das jugendfrische Ding an ihrer Seite, dessen leuchtende Augen in jedem Blick die vergötternde Liebe verriethen, die es zu ihrem Sohne im Herzen trug. Solch ein junges, frisches Ding war sie auch einmal gewesen, kleiner und feiner als die Anna, aber ganz so sauber und nett, und viel klüger und gebildeter; dafür war sie eines Schullehrers Kind! Sie dichtete sogar! kleine Verschen für die Stammbücher ihrer Freundinnen und lange schwungvolle Prologe für die Clubs, zu deren Tanzvergnügungen sie eingeladen wurde. Damals rissen die Burschen sich um die niedliche Lotte Gerber. Herren von Stande, Söhne angesehener Bürger zeichneten sie aus. Und da war Einer, den hatte sie lieb gehabt, — gerade so, wie die Anna jetzt ihren Ulrich liebte! — Ach, wie lange schlief der lustige Querkopf schon den ewigen Schlaf in fremder Erde! Weit, weit über dem Ocean, auf einem öden Schlachtfeld, in einem Massengrabe mit fünfzig Anderen! — Darum war aber doch der Himmel gerade so blau geblieben wie zuvor; die drei Eschen, unter welchen der Knabe seinen Kreisel geschlagen hatte, grünten üppig weiter und ließen ihr feines Laubwerk gleichgültig niederhängen über anderen kreiselschlagenden Knaben; und die Lotte Gerber — nun, die war Frau Siegmann geworden und flickte Wäsche für die Kunden, welche ihr solche anvertrauen wollten.

Die Frau sah mit leicht verzogenen Mundwinkeln an ihrem schäbigen Mantel hinunter, dessen grelles Braun über den Taschen durch ein paar bedenklich fahle Flecke unterbrochen wurde, und tiefer hinab, auf die Galoschen, die, selbst altersschwach, mühsam ihre zerbröckelnden Schuhe zusammenhielten. Schön war das Alles nicht! Schön war sie selbst auch nicht mehr — aber sie war doch noch da! war geblieben, gerade wie die drei Eschen. Man stirbt nicht an Liebesgram! Das junge Ding da vor ihr würde auch nicht daran sterben. Der Vernunft mußte ihr Recht bleiben!

Die Frau war so vertieft in ihre Träumerei, daß sie fast mit der plötzlich auffliegenden Thür in die Halle geschlagen wäre. Sie raffte sich noch taumelnd in die Höhe, und nun galt's ein Wettjagen, stoßend, drängend, schiebend, geschoben, geknufft, vorwärts! Die Galerietreppe hinauf! Die

meisten Theaterbesucher mußten sich an der Kasse verzögern, um Billette zu lösen. Das gab den beiden Frauen, welche die ihrigen schon in der Tasche trugen, einen kleinen Vorsprung. Doch das Steigen wurde der alten Nähterin sauer; schon von der Höhe des ersten Ranges an mußte sie stehen bleiben, und Andere drängten vor. Anna befand sich in heller Verzweiflung. Jetzt kamen gar ganze Rudel junger Leute, drei Stufen auf einmal nehmend, Alles vor sich niederrennend! Um nicht heruntergerissen zu werden, mußten die Frauen zur Seite treten, dadurch verloren sie abermals Zeit. Das Mädchen fieberte. Sie würden keinen Platz mehr finden! Mit dem Billet in der Hand würde sie Ulrich nicht sehen können! Und die Treppen wollten kein Ende nehmen.

Sie fanden doch noch Platz, zwei Vorderplätze; in der Ausbuchtung zwar, aber wenn man sich genügend über die Brüstung beugte, konnte man die Bühne ganz überschauen. Nun, Anna würde sich schon ohne Klage einen halben Tag an ein Kreuz haben binden lassen, für das Vergnügen, Ulrich Siegmann zwei Minuten in die Augen zu sehen. Sie war stumm vor Entzücken. Schon die Atmosphäre berauschte sie, in der er athmete und wirkte, diese eigenthümliche Theaterluft, das sonderbare Gemisch von Dumpfigkeit, Gasgeruch, Staub und menschlicher Ausdünstung, welches sonst dem Neuling den Athem versetzt. Mit verträumtem Blick starrte sie umher und sah kaum, was sie sah, während die theatergewohnte Frau Siegmann sich bequem auf ihrem Platz zurechtrückte und das Publicum musterte, das allgemach auch die unteren Ränge zu füllen begann. Es gehörten weitsichtige Augen dazu, um die einzelnen Persönlichkeiten zu erkennen, und dem Schwindel durfte nicht unterworfen sein, wer an dieser Brüstung saß. Denn wie ein Riesentrichter dehnte sich das Haus unter ihm hinab, Menschen kribbelten auf dem Boden, an den Seiten, oben, unten, Menschen überall! Einer ungeheueren Traube mit flammenden Beeren vergleichbar, hing von der Decke bis zu einem Dritttheil der Tiefe der Kronleuchter mit seinen unzähligen Lichtern nieder, welche bald eine solche Wärme emporzusenden begannen, daß Frau Siegmann ihr weißes Tuch lockern mußte.

Jetzt rollte der Vorhang auf. Anna drückte tief athmend die Hand auf's Herz. War das schön! Gerade wie auf der Fastnachtsmaskerade, die sie im vorigen Jahre mit angesehen hatte, nur noch viel schöner! Und mitten unter diesen fremdartig aufgeputzten Menschen würde er sich bewegen!

„Verstehen Sie, was Sie sehen?“ fragte die Nähterin, als der Vorhang nach dem ersten Act niederging. „Mir hat mein Ulrich Alles erklärt.“ Und sie begann den Inhalt der Oper auseinanderzusetzen.

„Aber er war noch nicht da,“ sagte Anna, als sie geendet hatte.

„O, das hat noch gute Weile, bis der kommt!“ lachte die Frau.

Und als der Vorhang zum zweiten Mal niederfiel, hob sie wieder an: „Amüsiren Sie sich denn auch recht, Fräulein Anna?“

„Das schon — — Aber er ist noch immer nicht dagewesen.“

Frau Siegmann schüttelte den Kopf, und während des dritten Actes dachte sie an ganz andere Dinge als an das Schicksal des Propheten. Als der Vorhang dann wieder sank, griff sie in ihre Kleidertasche und langte einen großen Apfel und ein Messer hervor. Beim Essen redet sich's leichter.

„Man wird durstig in der Hitze hier oben, Fräulein Anna. Darf ich Ihnen anbieten? Den hat mir letzthin die Frau Forstmeisterin geschenkt." Sie schnitt den Apfel mitten durch, und sich mit ihrer Hälfte beschäftigend begann sie tapfer: „Mein Ulrich ist gewiß ein lieber Junge, gerade so ein guter Sohn wie der Johann in dem Stück da unten. Aber Sorgen, Fräulein Anna, sehen Sie, Sorgen machen alle Kinder ihren Eltern! Und Sorgen hat mir der Schlingel ebenfalls genug gemacht. Jetzt hat er ja seine feste Anstellung, ich arbeite auch, so viel ich kann, da mag's gehen. Wenn das Geld nicht sprudelt, so tröpfelt's doch, und ein Tropfen kommt zum anderen. Aber vordem haben wir schlimme Zeiten durchgemacht. Einen großen Jungen auf der Tasche liegen haben, das ist keine Kleinigkeit, Fräulein Anna! Sein bischen Abschreiben machte den Kohl wahrhaftig nicht fett, und eine feste Schreiberstelle wollte der Blitzjunge ja partout nicht annehmen, obgleich sie ihn auf verschiedenen Büreaus gern genommen hätten. So sitzen wir denn da mit unserem Buckel voll Schulden."

„Von den Schulden wird Ihnen der Herr Ulrich bald wieder helfen," versicherte Anna mit schöner Zuversicht.

„Das hoff' ich, das ist seine Schuldigkeit," nickte Frau Siegmann. „Von seinen paar Batzen Gehalt freilich kann er's nicht; das würde währen bis an den jüngsten Tag. Aber es giebt ja zum Glück noch andere Mittel. Er muß heirathen."

„Heirathen?" Der Bissen quoll Anna'n im Munde, sie konnte ihn nicht schlucken.

„Ein reiches Mädchen, mein' ich," fuhr Frau Siegmann fort und schälte angelegentlich an ihrem Apfelstück. „O, keine Prinzessin! Wir sind nicht unvernünftig. Ein Mädchen, das ihm so etwa dreihundert Thaler zubringt, hundertundfünfzig für die Schulden und den Rest zu einer netten Ausstattung. Ich hab' schon an die Minna Peters gedacht, wenn Sie die kennen. Die Eltern sind Gartenleute, ihre Mutter bringt die Milch zu Forstmeisters. — Sie kennen sie nicht? Schade! Nun, nächsten Sonntag will ich die zu uns einladen. Mein Ulrich ist ein schmucker Junge, das muß ich selbst sagen, und ein vernünftiger Junge ist's ja, Gott sei Dank! auch. Da wird vielleicht etwas aus der Sache."

Es war gut, daß der Vorhang eben in die Höhe rollte, denn Anna war nicht im Stande, länger ihre Thränen zurückzuhalten. Sie beugte sich weiter über die Brüstung. Aber Frau Siegmann sah doch das Wasser in ihren Augen, und sie dachte erleichtert: „Gott sei Dank! Nun weiß sie's!"

In Anna's Ohren aber brauste es wie ein Wasserfall. Ihre Augen

sahen wie durch einen Nebel, sie hörte die Musik nicht mehr, die Personen auf der Bühne wirbelten durcheinander wie vom Herbstwind gejagte dürre Blätter. Gleich einem schwarzen Riesenkreisel fing der gähnende Abgrund des Hauses an, sich unter ihr zu drehen in rasendem Tanz, und der Kronleuchter pendelte darüber hin und her, von blendenden Funken übersprüht. Sie hatte das Gefühl, als ob sie über die Brüstung hinabglitte, und es war ihr gerade recht; sie hätte keinen Finger gerührt, um sich zu halten! „Dreihundert Thaler," schrie eine gellende Stimme durch den Raum; sie hatte die dreihundert Thaler nicht, wozu weiterleben? Halb besinnungslos schloß sie die Augen.

Da gab Frau Siegmann ihr einen Stoß in die Seite. „Passen Sie auf! Da ist er!"

Sie fuhr empor, sie stand weit übergebeugt, die Augen traten ihr fast aus den Höhlen. Er hatte heraufgesehen, ihr verstohlen zugenickt — konnte es denn möglich sein, daß sie ihn verlor? — Zwar, welches Recht hatte sie auf ihn, den Herrlichen, Einzigen, der schöner war als Johann von Leyden, schöner als der Sohn des Commandanten, schöner als Alle in und außerhalb des Theaters? Nein, sie hatte kein Recht darauf, ihn zu besitzen; aber ihn verlieren konnte sie nicht, wollte sie nicht, um keinen Preis! — Wie kühn die weiße Feder über den Hutrand nickte! Und wie der rothe Sammetmantel ihm zu Gesicht stand! Und jetzt sang er die wenigen Tacte seiner Rolle, unsicher, befangen, mit den Händen den Tact schlagend, nach Art aller Anfänger; sie aber meinte, nie solchen Wohllaut gehört, noch nie solche Grazie erblickt zu haben. Weltentrückt saß sie da, bis die Vorstellung zu Ende war. Dann standen die beiden Frauen am Fuß der Doppeltreppe vor dem Bühnenaufgang. Frau Siegmann redete dies und das, und Anna antwortete „Ja" und „Nein," und wußte selbst nicht, was sie sprach. Endlich ward es auf der Treppe lebendig.

„Wir haben denselben Weg, Herr Siegmann. Gehen Sie mit uns?"

„Heut nicht. Meine Mutter wartet auf mich. Guten Abend, Fräulein Mall."

Ueber den Rand des Geländers lugten aus warmen Hüllen ein paar pikante Gesichtchen auf die Wartenden drunten.

„Der hat zwei Mütter!" klang es zu Anna hinunter; dann ein leises Kichern, und die Absätze der Choristinnen klapperten die eine Seite der Treppe hinab. Ulrich hatte die andere gewählt.

In der Nähe, in der Kleidung, welche sie an ihm gewohnt war, gefiel er dem Mädchen fast noch besser. Während Mutter und Sohn plauderten, konnte sie nur immer in scheuer Bewunderung zu ihm emporschauen. Wie das marmorne Christusbild in der Kirche erschien ihr sein Gesicht im tageshellen Schein des Vollmonds, ganz so weiß, so mild, so hoheitsvoll, nur nicht so starr und leblos. Die Lippen, an welchen bei der Eilfertigkeit des Abschminkens noch etwas Carmin hängen geblieben

war, glühten in unnatürlichem Roth, die Augen funkelten und blitzten, und wie lebenswarm sich die braune Locke von seiner durchsichtig klaren Stirn abhob! Fast mit Andacht genoß Anna das Glück schon vorweg, nun bald ganz allein mit ihm in dem blendenden Mondlicht durch die Gassen zu wandern, weiter! immer weiter! Sie hätte gewünscht, daß das Haus ihrer Herrschaft am Ende der Welt stehen möge! Aber als sie nun allein waren, fand sie kein Wort.

Es fiel ihm auf, und er fragte besorgt: „Warum sind Sie so still, Fräulein Anna? Ich hab' mich den ganzen Abend auf den Heimweg mit Ihnen gefreut, und nun reden Sie nichts!

„Um so mehr hab' ich gedacht!"

Sie befanden sich gerade in einem schlechtgepflasterten Durchgang, hohe Gebäude schlossen das Mondlicht ab. „Nehmen Sie meinen Arm, Fräulein Anna," bat er mit weicher Stimme. Aber sie steckte eigensinnig ihre Hände in die Manteltaschen.

„Ich möcht' Ihrer Braut nicht zu nahe treten, Herr Siegmann. Ja, Ihre Mutter sagt mir, daß Sie heirathen wollen."

Sie sah ihm voll in's Gesicht, sie erwartete entschiedenen Widerspruch. Aber er war zu ehrlich, um zu lügen.

„Wollen, Fräulein Anna! Wenn ich wollen dürfte, wie ich wollen möchte! Glauben Sie mir, ich bin sehr unglücklich."

Ganz erschrocken drängte sie sich näher an ihn heran. „Unglücklich? Sie?"

„Nun ja! Gefesselt! Gebunden! Des heiligsten Rechtes der Natur, des Rechtes einer freien Herzenswahl beraubt! — Sie wissen ja, unsere Schulden! — Wer Schulden hat, der ist kein freier Mann mehr."

Ihrem schlichten Sinn wollte es nicht einleuchten, daß der Mann, den sie wie ein höheres Wesen verehrte, sich verkaufen müsse wegen hundert und fünfzig Thaler Schulden! Sie wagte einen schüchternen Einwand. „Sie sind so geschickt, Herr Siegmann. Würde es Ihnen nicht möglich sein, durch irgend eine Arbeit Ihre Schulden abzuverdienen?"

„Arbeit? — Ich bin Künstler. Die Kunst erwirbt nicht. Sie wird nur gering besoldet, und doch fordert sie den ganzen Menschen und macht ihn unfähig zu jedem anderen Erwerb. Wahrlich, es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Ausspruch, daß die Künstler zeitlebens eine Dornenkrone tragen! Auch für mich ist diese Dornenkrone geflochten. Die Kunst fordert das schwerste Opfer von mir, das Opfer meines Herzens. Hassen Sie mich nicht darum, Anna!"

Dem Mädchen drehte sich bei dieser schwungvollen Rede fast das Herz um vor Rührung, Mitgefühl und schmerzlicher Wonne. „Also lieben Sie die Minna Peters doch nicht?" stammelte sie tief athmend.

„Und das fragen Sie, Fräulein Anna!" Er beugte sich nieder und sah ihr mit einem langen Blick in die Augen. „Ich dächte, Sie müßten

wissen, was mich das Opfer kostet, das ich der Unbescholtenheit unseres Namens bringen muß."

Sie standen vor einem Laden, dessen Inhaber trotz der späten Stunde noch nicht geschlossen hatte. Schwarze und weiße Ketten und allerlei billiger Schmuck lagen in dem hellerleuchteten Schaufenster aus. Ulrich zog seine Begleiterin über die Schwelle.

„Suchen Sie aus, Fräulein Anna!"

Und als das Mädchen mit zitterndem Finger schüchtern auf eine Kette aus Perlen von falschem Elfenbein wies, kaufte er diese und hing sie ihr um.

„Als Andenken an den heutigen Abend! Sie werden meiner manchmal gedenken, Anna, nicht wahr? — wenn — wenn wir uns nicht mehr sehen werden?"

Aus Anna Boringers Augen stürzten die Thränen stromweis. „Immer, Herr Ulrich! immer, so lange ich lebe, werde ich Ihrer gedenken!" Und sie küßte die Kette.

Diese Nacht schloß Anna kein Auge. Das war aber nicht die Schuld des harmlosen Mäuschens, das sich im Holzwerk der Wand kraspelnd einen neuen Gang zimmerte. In seiner verführerischen Schönheit sah sie Ulrich Siegmann vor sich stehen, ihn, immer ihn! Wieder und wieder hörte sie seine weiche Stimme: „Nicht wahr, Anna, Sie werden meiner gedenken?" Er liebte sie! Dieser Ausbund aller Vollkommenheit liebte sie, die arme schlichte Anna! und er mußte unglücklich werden, gerade wie sie, wenn das Schicksal sie von einander trennte! Zwar, nein, so wie sie ihn, liebte er sie wohl nicht, und das konnte auch nicht sein! Denn ihr Gefühl wußte von keinem Anspruch, keiner Bedingung. Wäre er in diesem Augenblick vor sie hingetreten und hätte zu ihr gesprochen: „Anna!" — sie würde ihm zu Füßen gesunken sein. „Thu mit mir, was Dir gefällt! Tödte mich, wenn es Dich glücklich macht! Laß mich bei Dir sein, — und ich will nach sonst nichts fragen!" Nein, nach nichts! Brennende Gluth färbte ihre Wangen, obgleich sie sich allein wußte. Sie gedachte ihrer sittsamen Jugend, der Ermahnungen ihrer frommen Mutter, der Lehren ihres Predigers — aber das Alles versank zu nichts, zerknickte wie ein dürrer Grashalm in der Gewalt des Sturmes, der sie durchraste. Mit gleichen Füßen sprang sie aus dem Bett, stieß das kleine Dachfenster auf und ließ hochathmend den kühlen Frühlingswind über ihr Gesicht und ihre nackten Arme streichen. Nein, er empfand nicht so wie sie! Er war der Verständige, Kluge, ihr himmelweit Ueberlegene, wie in allen Dingen, so auch hierin. Aber unglücklich wurde er doch ohne sie, das hatte er gesagt, und an seine Worte glaubte sie, wie an's Evangelium! Unglücklich mußte er werden — weil ihr dreihundert Thaler fehlten! Und plötzlich durchzuckte es sie wie ein elektrischer Schlag. Dreihundert Thaler! Aber gestern erst hatte sie ja ein Buch auf dreihundert Thaler lautend in der Hand gehalten! Wahrhaftig, nur eine

dünne Bretterwand trennte sie von diesem Vermögen. O, daß solch ein Schatz ein paar Spannen näher, diesseits der Wand, in ihrem eigenen Koffer hätte liegen dürfen! Sie hörte deutlich die Athemzüge der glücklichen Besitzerin, der langen Auguste. Die hatte es gut! Die heirathete in wenigen Wochen den Mann, den sie liebte, und brachte ihm Land zu und Wiesen und Geld! Die sah mit einem hochmüthigen Achselzucken auf ihre dreihundert Thaler herab. Ihr Sparkassenbuch machte kaum sie reicher! Zum ersten Mal kam dem einfachen Mädchen die ungerechte Vertheilung der Erdengüter schmerzlich zum Bewußtsein. Jener war ihr Besitz ein Ueberfluß, dessen Fehlen sie kaum gekränkt haben würde; und sie! Die Adern würde sie sich aufgeschnitten haben in ihrer Verzweiflung, wenn sie hätte hoffen dürfen ihr Blut in die nöthige Anzahl Thaler ummünzen zu können! Der Schatz drüben, so greifbar nah! so unerreichbar doch! machte sie schwindeln. Zitternd legte sie ihre Hand auf die Stelle der Wand, an welcher in der jenseitigen Kammer Augustens Kiste stehen mußte. Das Holz wies klaffende Ritzen; ein Astloch gestattete ihr den Finger durchzustecken, sie fühlte mit der Spitze deutlich die eisernen Haspen des Kistendeckels — da fuhr sie zurück, als hätte sie in Feuer gegriffen. „Führe uns nicht in Versuchung," murmelte sie erschrocken. Dann kniete sie hin und sprach leise das ganze Vaterunser; und als das sie nicht beruhigte, die zehn Gebote und das Glaubensbekenntniß. Aber es half Alles nichts. Sieghaft erstand Ulrichs Gestalt vor ihrem fiebernden Auge. Sein Blick schien sie zu suchen, und sie breitete mit einem Aufschrei die Arme aus: es galt sein Glück! Gab es da noch ein anderes Gesetz für sie? Er liebte sie! Kein Gott und kein Gebot würden sie abhalten, sich an seine Brust zu werfen! —

An einem der nächsten Tage kam es zum endgiltigen Bruch zwischen Auguste und ihrer Frau. Der Bauerssohn, mit welchem sie seit Jahren versprochen war, hatte sie in der Stadt aufgesucht, die Herrschaft ihr die Stunden des Zusammenseins mit ihm mißgünstig geschmälert. Darob erfolgte ein heftiger Auftritt, das hochfahrende Mädchen verzichtete bauerntrotzig auf ihren Lohn und ging auf der Stelle.

Das gab einen Aufstand droben in den Bodenkammern! Sämmtliche Dienstmädchen des Hauses halfen einpacken, und die Wickelfrau und ihre kleine Agnes waren immer voran. Fritz Lemming, der sich nicht wohl fühlte zwischen all den aufgeregten Weibern, saß auf der rothen Kiste auf dem Flur, baumelte mit den Füßen und wiederholte nur immer: „Er sei dafür, daß Alles in der Welt sänftlich und mit Manier angepackt werde. Aber was zu viel wäre, das wäre zu viel! Und seine Auguste sei ein propres, ordentliches Mädchen, die wisse, was sie sich gefallen lassen dürfe, und was nicht!"

Zuletzt setzten Anna und Grete sich auf den Kofferdeckel, um ihn über das aufbauschende Leinenzeug niederzudrücken, und Lene drehte den Schlüssel um. Auguste schüttelte Allen der Reihe nach die Hand, nahm ihre Leder-

tasche und ging mit Fritz Lemming nach dem Ausspann, wo sein Fuhrwerk eingestellt war; denn er wollte den Rückweg über ihr Heimatsdorf nehmen, die Kiste ihren Leuten abliefern, die Braut selbst aber gedachte er mit sich zu nehmen zu einem längeren Besuch bei seinen Eltern. —

Schon waren gut acht Tage vorübergegangen, und eine neue Magd hatte ihren Einzug bei Kramers gehalten, als plötzlich die Polizei im Römermann'schen Hause erschien: Auguste Rademacher vermißte ihr Buch, und was das Schlimmste war, die Summe, auf welche es lautete, war bei der Sparkasse bereits erhoben worden! Der Verdacht lenkte sich naturgemäß zunächst auf ihre ehemaligen Hausgenossinnen.

Sämmtliche Bodenkammern wurden durchsucht; dann nahm der Beamte jede der Mägde in's Verhör. Unter heiligen Betheuerungen leugneten alle, das Buch genommen zu haben. Nur Anna sagte nichts als „nein", und das nicht überlaut. Aber sie brauchte sich auch nicht anstrengen; neben ihr stand ihr Dienstherr und sagte aus, daß seit zwei Jahren seine Frau jede Schieblade und jeden ihrer Schränke Tag und Nacht unverschlossen halte, ohne je auch nur so viel wie eine Stecknadel vermißt zu haben. Und Frau Siegmann, welche ihre diesmalige Flickaufgabe bei Römermanns noch nicht erledigt hatte, mischte sich auch hinein mit der Versicherung, sie wolle gleich ihre beiden Hände dafür in's Feuer legen, daß die Anna keine Diebin sei.

Schließlich wollte sich auch bei keiner der Anderen der geringste Anhaltspunkt zur Begründung einer Anklage ergeben, und freilich hatte der Koffer, aus welchem das Sparkassenbuch verschwunden sein sollte, volle acht Tage in einem fremden Hause gestanden. So blieb das Räthsel vor der Hand ungelöst; Auguste mußte ohne ihre dreihundert Thaler Hochzeit machen, was für Fritzens Gemüth das Freudenfest mit etwas wie einem Trauerflor umhüllte.

Am ersten Juli heirathete auch Anna. Das war seltsam zugegangen! Und Frau Siegmann mochte wohl sagen, hier habe das Glück einmal Menschenverstand bewiesen. Ein Onkel des Mädchens war plötzlich zum Sterben gekommen, ein grämlicher Filz, der, mit seinem Bruder erzürnt, zeitlebens von dessen Waise nichts hatte wissen wollen. Sein Häuschen, seinen Acker und sein Vieh hatte er denn auch richtig seinen Schwesterkindern vermacht; aber die Anna ließ er kurz vor seinem Tode noch zu sich kommen und drückte ihr neun Hundertmarkscheine in die Hand als ein Geschenk. Da brauchte sie keine Erbschaftssteuer zu bezahlen, und groß Aufhebens sollte sie auch nicht davon machen, hatte er gesagt; der anderen Erben wegen, die nichts von seiner Sinnesänderung zu wissen brauchten.

Nun, Frau Siegmann schwieg gern. „Wer warm gebettet ist, der hat's leicht ruhig zu liegen," meinte sie. Und Ulrich hörte von seinen Schulden auch am liebsten so wenig wie möglich. Er war zu seiner Verlobung gekommen, er wußte selbst nicht, wie? Eigentlich war's ihm mit dem Heirathen noch gar nicht so bitter ernst gewesen! Und wenn er des Abends

vor dem großen Garderobenspiegel stand und die letzte Spange an irgend einem kleidsamen Costüm befestigte, da flog's ihm ab und zu durch den Sinn, daß ein so hübscher Kerl wie er eigentlich zu weit größeren Ansprüchen berechtigt gewesen wäre. Aber freilich, er hätte kein Mann sein müssen, wenn die blinde Vergötterung des liebenswürdigen Geschöpfes ihn nicht gerührt hätte. Und dann seine Schulden! — So kam's zur Hochzeit. Eine wundernette, kleine Hochzeit war's gewesen! Darin stimmten alle Geladenen überein. Schon der Anfang war gar zu spaßig! Wie die Braut todtenblaß aus dem Wagen stieg, zitternd, daß sie kaum stehen konnte, und auf des Bräutigams besorgte Frage seine Hand mit ihren beiden Händen faßte und, sich anklammernd, murmelte: „Liebster, wenn's am End' gar nicht zur Trauung käm'!" Das allein gab Stoff zum Lachen und Necken für den halben Abend. Auch zeigte der Pastor sich als ein Diener Gottes und nicht der Menschen; er überstürzte die heilige Handlung nicht, weil das Brautpaar arm war, nein, er hielt eine lange, erbauliche Rede, wie für Bankiersleute. Das rechneten ihm besonders die Weiber hoch an. Schade nur, daß die Braut von seinen kräftigen Sprüchlein nicht ein einziges erfaßt zu haben schien. Die war am Hochzeitstage wie verstört.

Mit starrem Blick und zitternden Knieen, wie eine Schuldige der Richtstätte, war Anna dem Altar genaht. Das Herz schlug ihr wie ein Hammer in der Brust, angstvoll und trotzig zugleich. Sie wußte, es war Lästerung, daß sie kam, denn sie hatte Gottes Gebot übertreten. Nur weil sie es übertreten hatte, stand sie hier. Wenn der Herr nun zürnend ihren Bund zerriß und sie vereinsamt zurücksandte von der heiligen Stätte? Er ließ sich nicht spotten! Gewiß, er würde sie strafen! Und während der Geistliche ihr sein Wort verkündete, stieg langsam Bild um Bild vor ihrem Geist empor und entfaltete sich zu unheimlichem Leben: — erst Augustens Kammer, das erzürnte Mädchen und all die Freundinnen, welche den Koffer packen halfen. Sie sah sich selbst den blauen Arbeitsrock zusammenfalten; sie fühlte die Haken, als sie ihn in den Koffer legte, und die Kühle der leinenen Taschentüscher darunter, dann etwas tiefer, den rauhen Umschlag des Buches, die abgegriffenen Ecken — und wie fast wider ihren Willen, ihre Hand sich um dasselbe zusammenschloß. Und dann sah sie sich nach schlaflos durchwachter Nacht, vom Marktweg abzweigend, zur Sparkasse hasten, die Summe in Empfang nehmen und den Empfang mit dreister Stirn bescheinigen: „Auguste Rademacher." Die Niederschrift des Namens war ihr doch sauer geworden! Sie mußte sich die Stirn wischen nach den wenigen Buchstaben.

„Das Schreiben scheint Ihre Stärke nicht zu sein, Fräulein," spottete gutmüthig der Beamte.

Sie aber zuckte zusammen, sie wurde feuerroth. Nein, diese Art von Schreiben nicht! Bis vor vierundzwanzig Stunden war sie ehrlich gewesen.

Und dann sah sie sich in stiller Nacht auf ihrer Kammer sitzen und beim Scheine der trüb brennenden Lampe die neun Hundertmarkscheine in ihr Leibchen einnähen. Wie elastisch sie sich anschmiegten, sie trugen nicht auf, sie knisterten nicht! Nun konnte sie ruhig sein.

Und schon schlug die Stimme ihres Dienstherrn an ihr Ohr, wie er dem Polizeibeamten mit Ueberzeugung ihre Rechtschaffenheit verbürgte. Heiß und erstickend wallte es in ihr auf. Ein wildes Verlangen packte sie an, aufzuschreien: „Hier ist das Geld! Nehmt's zurück! Es versengt mir die Brust!" — Aber dann war Ulrich für sie verloren! An ihn denkend stand sie wie ein Steinbild. Ohne mit der Wimper zu zucken hielt sie den Blick des Beamten aus; es stieg kein Blut in ihre Wangen, nicht einmal ihre Fingerspitzen bebten.

Wieder sah sie sich Frau Siegmann und Ulrich gegenüber, die Geschichte von dem kranken Onkel hererzählend, keck, ohne zu stocken: sie hatte schon Fortschritte gemacht in der Verstellungskunst. Sie fuhr sogar in ihr Heimatsdorf — und als sie zurückkam, zeigte sie die Scheine.

Und abermals schien der Vollmond auf die von einer leichten Schneedecke überzogenen Straßen, und abermals schritt sie mit Ulrich vom Theater heim, aber diesmal Arm in Arm, und von Minna Peters war nicht fürder die Rede. —

Hier schrak sie auf. „Ja," hörte sie den geliebten Mann neben sich antworten, und „Ja" sagte auch sie mit ungeduldiger Hast. Sie wechselten die Ringe. Es war geschehen! Die Trauung hatte dennoch stattgefunden! Sie spürte nichts von Reue in ihrem Herzen, nur eine Art harter Befriedigung darüber, daß sie die That gewagt, daß sie den Mann ihrer Wahl errungen hatte. Und nun ihre Befürchtungen sich nicht verwirklichten, nun der Herr sie nicht strafend fortwies aus seinem Heiligthum, da schlug ihr anfängliches Zagen in einen fieberhaften Uebermuth um. Der Rest des Festes war von ausgelassener Lustigkeit.

Vierzehn wonnige Tage waren für Anna dahingegangen. Sie wischte eben das letzte Staubkörnchen von den Photographien im Stübchen, unter denen eine neue, sie und Ulrich als Brautleute darstellend, den ersten Platz einnahm. Es war noch die alte Wohnung, nur um eine Kammer erweitert; die alte verblichene Tapete, die alte Einrichtung sogar, aber ausgebessert, überzogen, ergänzt, und vor allen Dingen gebürstet, gefegt, gescheuert, daß Niemand das ärmliche Stübchen von ehedem wiedererkannt hätte. Anna besaß eine glückliche Hand; wo sie zugriff, da blinkte Alles von Sauberkeit, und warmes Behagen schien aus jedem Winkel zu quellen. Sie legte das Staubtuch in den Korb zurück, rückte das Bouquet von frischen Blumen hübsch mitten auf den Tisch und ging in die Küche, wo Frau Siegmann eben ein Gericht Kartoffeln für den Mittag schälte.

„Hast Dich wieder nicht hingesetzt, Mutter! und das Stehen wird Dir doch so sauer. Wozu haben wir denn die Menge Stühle?" Sie

zog den bequemsten herbei. „Gleich setzest Du Dich hin! Und quäl' Dich nicht ab, das bischen Arbeit hier im Hause schaff' ich schon allein."

Die Frau setzte sich lachend. „So bin ich meiner Tage nicht verzogen worden! Aber laß mich heut wenigstens gewähren. Ich möchte gern, daß Du einen Weg ausgingest."

„Wohin denn, Mutter?"

„Es ist 'ne verdrießliche Geschichte, Kind. Ich hab' Dir immer die Freude nicht verderben wollen, aber zuletzt muß ich doch reden. Sieh, Eure Hochzeit war gar anständig, über unsere Verhältnisse hinaus. Der Ulrich litt's in seiner Herzensfreude nicht, daß an irgend was geknickert würd'! Das Meiste ist ja auch bezahlt. Nur die Rechnung beim Wirth drüben steht noch, von dem ich eine Kanne Bier nach der anderen holen mußte, und der Mann wird ungeduldig und drängt und mahnt alle Tage. Ich hab' die Nacht wach gelegen und mir den Kopf zerbrochen, wovon wir ihn bezahlen sollen, denn vor dem Ersten bekommt der Ulrich keine Gage wieder, und da ist mir eingefallen, daß Du ja noch fünfundzwanzig Mark auf der Sparkasse stehen hast." —

Anna war weiß geworden wie der Tisch, auf welchen sie zitternd ihre Hände stützte. „Auf die Sparkasse soll ich" — stammelte sie.

„Das ist doch nichts zum Erschrecken!"

„Nein — — ich meine nur Mutter — — die Leute sagen, wenn Einer all sein Erspartes von der Sparkasse wegnimmt, so wird er seiner Tage nichts mehr zurücklegen können."

„Dann nimm Du nicht Alles! Zwanzig Mark genügen. Laß fünf stehen, und am Ersten, wenn der Ulrich sein Geld bekommt, trägst Du die zwanzig auch wieder hin."

Das klang so vernünftig! Dennoch zögerte die junge Frau. „Ich thu's ungern, Mutter. Wenn Du wüßtest — —"

Aber da sah Frau Siegmann ihrer Schwiegertochter so seltsam forschend ins Gesicht, daß es die Schuldige eiskalt überrieselte. Wenn sie wüßte! — Und mußte ihr scharfer Verstand denn nicht das Geheimniß durchschauen, falls Anna länger widerstrebte?

So nahm sie ihren Korb und ging, widerwillig, muthlos, mit dem dumpfen Vorgefühl, daß sie in ihr Verderben renne.

Das Zahlzimmer der Sparkasse war überfüllt, sie mußte warten; lang, endlos dehnte sich ihr die Zeit. Derselbe Angestellte, welcher ihr damals Auguste Rademacher's dreihundert Thaler ausgehändigt hatte, saß auch heute hinter dem Zahlbrett. Er beeilte sich nicht, er musterte jeden neuen Ankömmling von Kopf bis zu Fuß. Gewiß, er suchte *sie*! und jetzt begegnete sein Auge dem ihren, mit Entsetzen fühlte sie, wie eine Blutwelle ihr in's Antlitz stieg. Kalt, scharf, durchbringend wie ein Messer, schien sein Blick sich in ihre geheimsten Gedanken zu bohren, sie zerlegend, prüfend, an's Licht

hervorzerrend. Sie ertrug's nicht! Mit bebenden Knieen wandte sie sich zur Flucht. Hinaus! hinaus! — da rief seine Stimme sie zurück.

„Warum gehen Sie denn fort, Fräulein?"

„Ich komme wieder," stotterte sie, „ich habe heut nicht Zeit zum Warten."

„Bleiben Sie nur. In drei Minuten sollen Sie bedient werden." Er flüsterte einem jungen Schreiber etwas ins Ohr. „Ich lasse Hülfe kommen."

Und wieder Namensaufrufe, das Klirren der Münzen auf dem Zahlbrett, das Kritzeln der Federn, welche die ein- oder ausgezahlten Summen in die Bücher eintrugen. Anna stand stumpf ergeben in ihr Schicksal. Durch eine Seitenthür war ein kleiner dunkeläugiger Mann eingetreten; der nahm von einem Pult ein blaues Sparkassenbuch, und darüber hinweg starrte er sie an, unter all den Kommenden und Gehenden sie, einzig sie! Sie wagte nicht die Augen nach ihm hinzuwenden, aber sie fühlte seinen Blick. Und nun war die Reihe an ihr.

„Frau Siegmann, geborene Boringer. Bitte um zwanzig Mark." Ihre eigene Stimme klang ihr fremd.

„Boringer? — hm — Boringer — Waren Sie denn nicht erst kürzlich hier? — Ja gewiß! — Aber mir däucht, damals hießen Sie anders."

Da war's, das Gefürchtete! Die Verzweiflung gab der Verbrecherin einen Muth, der sie selbst in Erstaunen setzte. Während die Stubenwände sich um sie drehten, gewann sie's über sich mit aschbleichen Lippen zu lachen.

„Freilich heiß' ich anders! Hab' mich ja seitdem verheirathet. Jetzt schreib' ich mich Siegmann."

„Hier sind die gewünschten zwanzig Mark, Frau Siegmann. Wollen Sie die Güte haben den Empfang zu bescheinigen."

„Warum denn? Ich lasse ja Geld stehen."

„Es ist eine neue Einrichtung. Darf ich bitten?"

Er hielt ihr die eingetauchte Feder hin, und sie mußte wohl oder übel ihren Namen unter das Formular setzen, welches er vor ihr ausbreitete.

„Anna Siegmann, geb. Boringer." In zittrigen Schriftzügen stand es da. Gerade so unsicher hatte ihre vor Aufregung fliegende Hand an dieser selben Stelle den anderen Namen gemalt.

„Danke. Das genügt."

Anna sah noch, wie der Beamte das Blatt dem kleinen dunkeläugigen Mann reichte, dann stand sie draußen. Gerettet! Berauschend schlug ihr die frische, freie Luft der Straße entgegen. Gerettet, wider alles Erwarten in dem Moment, als sie schon die Handschellen um ihr Gelenk zu fühlen meinte! Frei! frei! und für immer! Nie wieder würde sie ihren Fuß in das Sparkassenzimmer setzen — und wo sonst konnte ihr Entdeckung drohen? O, gütiger, langmüthiger Gott! Konnte es denn sein, daß sie noch einmal der

Gefahr entronnen war? Entzückt schaute sie um sich, da meinte sie auf der anderen Seite der Straße das dunkeläugige Männlein aus dem Sparkassenzimmer zu erkennen, das angelegentlich zu ihr herübersah. Thorheit! wie käme der hierher? Und war er's wirklich, warum sollten seine Geschäfte ihn nicht denselben Weg führen, wie die ihren sie? Dennoch widerstrebte es ihr jetzt, schlankwegs heimzugehen. Sie machte einen Umweg. Als sie sich umwandte, sah sie das Männlein hinter sich. Es mußte Zufall sein, gewiß! aber es war ein Zufall, welcher ihr die Füße schwer machte wie Blei und die Brust zusammenschnürte, daß sie kurzathmiger ward als die alte Frau Siegmann. Sie trat in einen Laden, kaufte, was sie nicht brauchte, und verweilte absichtlich dort; vielleicht verlor sich inzwischen ihr unheimlicher Begleiter. Sie sah ihn nicht, als sie aus der Ladenthür trat; aber an der nächsten Straßenecke war er wieder hinter ihr. Nun verlor sie die Besinnung und fing an zu laufen, athemlos, keuchend, straßauf, straßab; der Schweiß rieselte ihr in Strömen von der Stirn, und immer, wenn sie sich umwandte, sah sie das Männlein hinter sich, in gemessener Entfernung, ruhig, unaufdringlich, und wie ihr Schatten unverscheuchbar. Als sie endlich, gleich einem gehetzten Wild, ihr Haus erreichte und die Thür hinter sich in's Schloß warf, stand ihr Verfolger auf dem Straßendamm und ihre Blicke begegneten sich. Sie wußte jetzt, daß Alles verloren war! Gebrochen schwankte sie die Treppe hinauf, legte stumm das Zwanzigmarkstück vor Frau Siegmann hin, und dann warf sie sich über den Küchentisch und brach in ein verzweifeltes Schluchzen aus. Dahin! Dahin all ihr Glück! all ihre Hoffnungen! Dahin der Mann, den sie um so theuern Preis erkauft hatte! seine Achtung gewiß, — vielleicht sein Herz! Und so bald schon! so bald!

Die alte Frau stand sprachlos vor diesem Jammer. „Ist es möglich, Anna? So schwer wird Dir's, Deinem Mann die geringe Summe zu opfern?"

Da fuhr die Weinende empor und stieß in zorniger Verachtung das Geldstück von sich. „Hunderte, Tausende, Millionen, wenn ich sie hätte, würd' ich nicht anschauen für ihn! nicht anschauen, was höher geachtet wird als Geld und Gut! Das ist ja eben mein Unglück, daß ich ihn zu lieb habe! zu lieb!"

In diesem Augenblick kam Ulrich von der Probe heim. Sie flog ihm entgegen, sie umklammerte ihn in ausbrechender Verzweiflung.

„Du wirst mich nicht verleugnen und verstoßen, Ulrich? Nicht wahr? was auch geschehen möge! Der Pastor hat's gesagt: Was Gott zusammenfügt, das sollen Menschen nicht trennen. Du bleibst mir, Ulrich; schwöre mir, daß Du mir bleibst!"

Am Abend dieses Tages wurde Anna in ihrer Wohnung verhaftet.

Furchtbar war die Wirkung dieses Schlages auf die alte Frau und ihren Sohn, welche den ihnen durch drei Geschlechter unbescholten und unbefleckt vererbten Namen Siegmann bislang mit gerechtem Stolz getragen

hatten, als eine Art Heiligthum, ihn hochhaltend, wie der Soldat seine Fahne hochhält. Denn, wie die Fahne dem Soldaten flatternd den Weg weist durch das Gewühl der Schlacht, so war die Unbescholtenheit ihres Namens das Panier gewesen, welchem die Siegmanns unverrückt folgten durch den Schmutz und Kampf eines Lebens in Armuth und Sorge. Sie durften mit Stolz auf ihn weisen, denn seine Fleckenlosigkeit war nicht, wie die manches klangvolleren, das Ergebniß einer bequemen Enthaltung vom Unrecht, zu dem keinerlei Versuchung lockt; nein, sein Glanz war mühsam zurechtgeschliffen worden durch Entbehrung und Entsagung jeder Art. Die alte Frau hatte an seiner Reinheit gearbeitet lange Nächte hindurch, wenn sie mit versagenden Augen Stich um Stich zog in dem blendenden Leinenzeug. Er war ihr Stab gewesen, der sie sicher und unverletzt durch die Gefahren ihrer Jugendjahre geleitet hatte; er war der Zügel, der Ulrichs überschäumende Lebenslust stets im entscheidenden Augenblick zu bändigen vermochte. Und nun waren Stab und Zügel ihnen entrissen, ihr heiliges Panier war durch den Schmutz geschleift, eine Diebin hatte ihren ehrlichen Namen mit Schande bedeckt!

Frau Siegmann saß starr wie ein Steinbild vor dem erkalteten Herd, auf welchem das unberührte Abendbrot vergessen stand. Vor der Thür draußen hörte sie im Zugwinde ab und an noch leise die Willkommguirlande des Hochzeitstages rascheln, eine von ihr selbst gestiftete Ueberraschung für das aus der Kirche heimkehrende junge Paar. Denn zu Ehren des feierlichen Tages hatte die Frau sich damals seit langer Zeit zum ersten Mal wieder auf den Pegasus geschwungen, einen zierlichen Glückwunsch zurecht gereimt und denselben, so gut es gehen wollte, auf weißen Pappdeckel gemalt. Früher hatte sie freilich eine bessere Hand geschrieben! Aber die schwungvollen Verse, in welchen die Braut als die der „Schwelle“ in „Sternenhelle“ nahende Spenderin von „Segen“ „allerwegen“ gepriesen wurde, hatten in ihrer stimmungsvollen Umrahmung von Eichenlaub und Pfingstrosen doch die ehrfurchtsvolle Bewunderung sämmtlicher Hochzeitsgäste erweckt und ihrer Verfasserin den warmen Dank der Angesungenen eingetragen. Und nun! O, wahrlich, ein herrlicher Segen, der mit der Diebin über die Schwelle gezogen war!

Drinnen in der Stube rannte Ulrich wie ein Unsinniger auf und nieder. Es war das erste schwere Schicksal, das ihn in seinem jungen Leben traf, denn über die Armuth und Dürftigkeit, in welcher er aufgewachsen war, hatten die zärtliche Aufopferung seiner Mutter und sein eigener Jugendmuth ihn allzeit leicht hinweggetragen. Die Verlegenheiten, in welche er sich später gestürzt sah, grämten ihn auch nicht sonderlich. Die würde irgend eine Frau schon für ihn begleichen, war er doch ihrer Aller Liebling! Und danach ging's fröhlich weiter, vorwärts über weichen Wiesengrund und zwischen Blumenhecken entlang. Unglück und Fehlschlag hatten keinen Platz in seinem Zukunftstraum. Und er, dem das Leben von der ersten Stunde an leicht geworden war wie ein Spiel, der mit kecker Zu-

versicht jedem neuen Tag entgegengeblickt hatte, glücklich durch seine, wenn auch etwas entfernte, Zugehörigkeit zur Kunst, glücklicher noch in dem Bewußtsein seiner einnehmenden Persönlichkeit, auf welche — er sah es allabendlich mit berauschendem Entzücken — manch angesehene Dame von den vornehmsten Plätzen aus wohlgefällig ihr Opernglas richtete — er, der Gefeierte, Begehrte! er sollte fortan sich scheu zur Seite drücken und die Augen niederschlagen müssen, im Gefühl der unauslöschlichen Schande zeitlebens an eine Diebin gekettet zu sein?! Wie er sie haßte, die ihm sein frohes Wachsthum so verkümmert hatte! Er hätte sie in diesem Augenblick morden können, wäre sie in seinen Händen gewesen, für den Schimpf, mit welchem sie seinen sonnenhellen Lebenspfad zu beschatten wagte!

Zuletzt riß er mit einer wüthenden Bewegung die Photographie von der Wand, welche ihn und sie vereinigt darstellte, zerschellte das Glas an der Tischkante und schritt mit dem Rest zum Küchenherd.

Bei seinem Anblick brach Frau Siegmann in Thränen aus.

„Mein armer Sohn! O, die Elende! Das schlechte Weib!"

„Nenne sie nicht mehr, Mutter! Nie, nie wieder sprich mir von ihr! Jede Erinnerung an sie sei vertilgt."

Er schob die Ringe von der Platte, und Bild und Rahmen in die Feuerstätte werfend, stieß er das Schüreisen in die fast erloschene Gluth, daß sie in hundert Funken aufsprühend, Holz und Pappe erfaßte und mit hellem Flackern zu Asche brannte. —

Drei Monate waren hingegangen. Einförmig rieselte ein feiner Herbstregen nieder, Menschen und Gebäude einhüllend in sein trostloses Grau, und ungemüthliche Feuchtigkeit sogar bis in die Wohnungen selbst verbreitend. Siegmann, der an diesem Abend unbeschäftigt war, saß trüb und stumm bei seiner Mutter am Tisch, als es leise an die Stubenthür pochte. Frau Siegmann horchte auf, in der Meinung sich geirrt zu haben; das Klopfen klang auch gar so verzagt! Und Minuten vergingen, bevor es sich wiederholte. „Herein," sagte die Frau. Da öffnete sich ganz langsam die Thür, und in ihrem Rahmen, jenseits der Schwelle, vom Licht der kleinen Lampe hell angestrahlt, sahen sie Anna stehen — die aus dem Gefängniß entlassene Anna!

Einen Augenblick herrschte furchtbare Stille. Ulrich war von seinem Sitz aufgesprungen; regungslos starrte er auf die Regungslose. Sie war ohne Hut, einzelne Regentropfen lagen auf ihrem glatten, blonden Scheitel, die Arme hingen ihr schlaff herab; sie fand nicht den Muth, den Fuß zum Weiterschreiten zu heben, ihre Lippen wagten kein Wort; nur ihre Augen redeten. Eine bewegliche Sprache! Mit solchem Blick mag Eva auf das verlorene Paradies zurückgeschaut haben, als der Engel des Herrn sie für immer daraus verwies. Nur daß das Siegmann'sche Heim kein Paradies mehr war. Was es für wenige Tage dazu gemacht hatte, innerlich und äußerlich, der Geist Alles opfernder Liebe, der Geist der Ordnung und des Behagens,

das war mit Anna erst eingezogen und war auch wieder ausgezogen mit ihr aber sie selber wußte es nicht.

Bergeschwer lastete auf ihr das verdammende Schweigen, welches sie empfing. Sie hob die Hand wie zu einer Bitte. Da brach auch der Bann, welcher Ulrich gefesselt hielt. Er raste nicht, das war vorüber. Kalt und gelassen kamen seine Worte, aber um so einschneidender.

„Hast Du die Stirn, mir nochmals unter die Augen zu treten, Betrügerin? Zwischen uns giebt es ferner keine Gemeinschaft! Geh!"

Seine ausgestreckte Hand wies nach der Thür; doch Anna ging noch nicht. Um ihre Lippen zuckte es, als wollte sie reden, aber sie brachte kein Wort hervor. Nur ihre Augen hingen unverwandt an Ulrichs Augen mit dem demüthig sprechenden Flehen eines Hundes, den sein Herr züchtigt.

„Ja so," sagte Ulrich hart, „ich vergaß, daß Du noch Forderungen an mich zu stellen hast! O, Deine Speculation war mit Umsicht berechnet! Bestraft oder nicht, Du bleibst leider! leider! meine mir angetraute Frau, für deren Unterhalt ich zu sorgen habe. Wohlan, ich will's! ich werd's!" Er ging zum Schrank, steckte einige Münzen in ein Geldtäschchen und dies legte er in die flehend ausgestreckten Hände seines Weibes. „Da hast Du! Und wenn Du mehr brauchst, schreib'. Du sollst erhalten, was recht ist. Aber Dein Gesicht bring' mir nicht wieder vor die Augen!"

Er drehte ihr den Rücken zu. Sie hielt regungslos das lederne Täschchen in ihren zitternden Händen. Noch immer fand sie kein Wort, ihre Augen wandten sich Hülfe suchend auf Frau Siegmann; und als auch diese sich abkehrte, da ließ sie sie, fast blödsinnig schauend vor Jammer, planlos durch das Zimmer schweifen. Da traf ihr Blick den nun leeren Fleck, welchen einst ihr und Ulrichs Bild eingenommen hatte. Ein Schmerzenslaut, fast wie ein Winseln, kam zitternd über ihre Lippen. Ihre Züge schienen die Fähigkeit der Bewegung verloren zu haben, aber aus den sich unnatürlich weitenden Augen quollen langsam zwei große Thränen und rieselten an ihren Wangen nieder. Und sie fand auch jetzt kein Wort. Aber fortgehen, wie man sie hieß, konnte sie auch nicht! noch nicht! — Endlos lange Minuten stand sie wortlos, bewegungslos zwischen den Thürpfeilern, eine Ausgestoßene, Verworfene, auf das Erbarmen ihres strengen Richters harrend, und nur die Thränen auf ihren Wangen redeten für sie. Umsonst!

„Schließ die Thür, Mutter," sagte Ulrich nach einer Weile.

Da endlich wandte sie sich. Tastend und unsicher schwankte sie die Treppe hinab. Keine dienstwillige Hand leuchtete ihr heute bis zur Hausthür. — —

Jahre gingen hin. Das Gefühl der erlittenen Schmach hatte Ulrich fortgetrieben aus seiner Vaterstadt, doch konnte er in Süddeutschland nicht heimisch werden und seine Mutter noch minder; so waren sie denn froh gewesen, wieder zurückkehren zu dürfen. Uebrigens entwickelte sich sein Talent, man beschäftigte ihn jetzt ab und zu in kleineren Rollen. Sein

Unglück hatte er sich zu tragen gewöhnt; mehr noch, er lernte sich vortheilhaft darein zu drapiren wie in seinen neuen Mantel mit dem malerisch flatternden Wertherkragen, und wie der Mantel ließ es ihm gut, ja, wie der Mantel hielt es ihn warm. Nicht Verachtung und Abscheu, wie er erst gefürchtet hatte, nein, Theilnahme und Interesse erweckte sein Schicksal und die Art, wie er es trug. Um den einsamen Junggesellen, welchem doch ein Weib lebte, den völlig Fessellosen, welcher doch für ewig gebunden war, breitete sich ein geheimnißvoller Reiz. Ein Kreis von Mythen wob sich um ihn. Er war nicht bloß der Abgott sämmtlicher Choristinnen geworden, auch vornehme Backfische, und nicht Backfische allein fühlten ihr Herz heftiger pochen, wenn der düstere Blick dieses neuen Hamlets sie traf. Was wenigen Menschen zu Theil wird, ihm war's geworden: seine Persönlichkeit stimmte zu seinem Schicksal, und darum wirkten beide. Melancholisch hing die dunkle Locke auf seine weiße Stirn herab; die großen braunen Augen blickten wie in mühsam verhaltener Leidenschaft; um die sorgfältig rasirten Lippen lag ein Zug weltverachtender Bitterkeit. Dazu die vornehme Schlankheit des Wuchses, die Gemessenheit seiner Bewegungen, die gewählte Feinheit seiner Ausdrucksweise. War es ein Wunder, daß sanfte Herzen sich gedrungen fühlten, den schönen Menschenfeind zu trösten? ein Wunder, daß Frau Siegmann nach jeder Bravourleistung ihres Sohnes kopfschüttelnd einen Stoß mehr oder minder ernst gemeinter Liebesbriefe auf seinen Tisch legen mußte? Und wär's nicht ein völlig unbegreifliches Wunder gewesen, wenn der Gegenstand solcher zärtlichen Theilnahme nicht ab und zu den Versuch gemacht hätte, sich trösten zu lassen? — Ulrich war durchaus kein Cato. Aber was man ihm auch bot, und was er auch genoß, immer schaute er drein, als sei es um keine Freude der Welt nur der Mühe werth sie zu pflücken. Das machte ihn vollends unwiderstehlich.

Gewiß, es lag viel Theatralisches in diesem Aufputz seines Grames; aber der Kern desselben war doch echt. Das Glück wohnte wahrlich nicht in dem Siegmann'schen Haushalt, der unter den Händen der täglich mehr in sich zusammenfallenden Frau Siegmann ebenfalls langsam verfiel und verkam in Unordnung und Unbehagen. Wer einen Blick in diese ungemüthliche Häuslichkeit warf, der konnte es dem jungen Manne nicht verargen, daß er seine Erholung auswärts suchte; aber er fand sie nicht. Und oft flüsterte sein im Grunde gesunder Sinn ihm zu: „Gieb die Hamlet-Rolle auf; söhne Dich aus mit Deinem Schicksal, nimm auf's Neue ein Weib und versuch's noch einmal glücklich und zufrieden zu leben wie andere Menschen.“ — Ein Weib? Welches? — Er war anspruchsvoll und wählerisch geworden, seit er die Frauen gar zu genau kannte. Und dann — wie sollte es ihm gelingen, seine erste Ehe zu lösen? Anna war verschollen. Nie wieder, seit er sie von seiner Schwelle gewiesen, war gute noch böse Kunde von ihr zu ihm gedrungen. Nur soviel hatte er

bei seiner Rückkehr aufathmend aus dem Adreßbuch ersehen, daß sie nicht mehr in derselben Stadt mit ihm lebte.

Die Zeit bewegt sich unaufhaltsam vorwärts, und die Menschen in ihr bewegen sich mit, vorwärts oder auch rückwärts, je nach Glück und Gaben. Mit Ulrich zugleich, nur weit rascher als er, war eine seiner Colleginnen vorwärts gekommen. Jene Chortänzerin war's, die ihn damals angerufen hatte, als er zum ersten Male Anna aus dem Theater nach Hause begleiten wollte; früher ein ruppiges, vernachlässigtes Ding, seit ihrem achten Jahre in der Balletschule aufgezogen, vom Balletmeister im Dienst, von ihrer Mutter zu Hause geprügelt, schlecht genährt, ungenügend gekleidet, und dann plötzlich aufgeschossen zu wundersamer Blüthe. Ein ungewöhnliches schauspielerisches Talent war über Nacht in ihr entdeckt worden; vermögende Kunstfreunde hatten es ausbilden lassen; sie war als Schauspielerin an derselben Bühne angestellt, an welcher sie verachtet aufgewachsen war. Und eines Abends zog sie, verfolgt von dem neidischen Zischeln ihrer Colleginnen, von der Balletchorloge im vierten Rang hinab in die Künstlerloge im Parquet; und den andern Morgen zog sie aus der feuchten Kellerwohnung, in welcher sie mit ihrer Mutter und zwei jüngeren Brüdern gehaust hatte, in eine behaglich eingerichtete zweite Etage an der Hauptstraße — und von da an hieß sie nicht mehr Fräulein Müll, sondern Fräulein Mollinor, wie männiglich sich auf dem blanken Messingschilde an ihrer Flurthür überzeugen konnte.

Der jähe Wechsel ihres Geschickes verwirrte ihren Sinn nicht; den hatte das Elend, in dem sie groß geworden war, gefestet. Nichts Gutes, das ihr begegnete, konnte sie je in Verwunderung setzen; waren Blick und Wille ihr doch, seit sie überhaupt sah und dachte, stetig hinaufgerichtet gewesen nach den Höhen des Lebens, den scheinbar unerreichbar über ihr ragenden, zu denen sie sich nun doch hinaufzuschwingen begann. Gelehrter Wust beschwerte ihren Kopf nicht; dafür aber war er ganz angefüllt mit jener harten, rücksichtslosen Lebensklugheit, welche nichts auf der Welt sieht als sich selbst, welche Menschen und Dinge einzig als Treppenstufen zum Ziel betrachtet und selbst das Mißgeschick ihrem Vortheil dienstbar zu machen weiß.

Dieses Mädchen war Ulrichs Freundin. Die Gegensätze zogen sich an. Seinem zerflossenen, auf ein unbestimmtes Ideal gerichteten Wesen that ihre kühle, nüchterne Weise wohl. Und sie, über Nacht in einen Kreis von Personen gedrängt, deren überlegene Bildung und Gesittung ihr eine unbequeme Selbstbeherrschung aufzwangen, war froh, sich einem Menschen gegenüber noch innerlich und äußerlich gehen lassen zu dürfen in der alten Ungebundenheit. Nie war von Liebe zwischen ihnen die Rede gewesen; aber wenn Ulrich an eine zweite Heirath dachte, so dachte er an Claudine. Zu ihr flüchtete er, wenn das Murren und Klagen seiner Mutter ihn von daheim vertrieb; neben ihrer Causeuse saß er auch heute. Sie lag lang ausgestreckt in einem modischen Schlafrock; ihre Finger,

von welchen Bäche von Glycerin noch nicht die Spuren harter Arbeit abzuspülen vermocht hatten, pflückten zornig an einer seltenen gelben Rose.

„Hast Du gesehen, mit was für Augen die Link und die Pfeffermann mich neulich anstierten, als ich zu ihnen in die Loge hinunterrückte? Nicht ein armselig Wort des Willkommens hatten sie für mich übrig. Es sind Canaillen! — Aber ich tränk's ihnen schon noch einmal ein!"

Ulrich sah das Mädchen an und schüttelte mißbilligend den Kopf. „Du bist hübscher als sie, Claudine; jünger bist Du auch und Dein Talent hast Du obenein. Warum willst Du boshaft und häßlich werden wie sie?"

„Warum? So kannst auch nur Du fragen! Ich steche, wo man mich sticht, und wo ich geschlagen werde, da schlage ich wieder! und stärker und immer stärker, bis sie's müd' werden, mich zu mißhandeln! — Und Schlag um Schlag und Stich um Stich komme ich hinauf, hinauf, hinauf! — Hinauf wollen wir doch Alle! — Du freilich lässest Dich duldsam zur Seite schieben, um nur ungestört Deinem überjährigen Verdruß nachzuhängen. Aber glaub' mir, vortheilhafter ist's, sich unverdrossen mit dem Ungemach jedes einzelnen Tages herumzubalgen und keinen Streich zu gering zu einer Erwiderung zu achten!"

Ulrich rückte sein Tabouret näher heran und sah ernst zu seiner Freundin auf. „Was Du mir da sagst," begann er in einer gewissen Erregung, „das hab' ich selbst mir hundertmal gesagt. So kann's nicht weiter gehen! Ich will einen Strich unter mein vergangenes Leben machen, Clauda. Und Du, gerade Du! hoff' ich, sollst mir helfen ein neues anzufangen. Ich — ich muß wieder heirathen — —"

Ein dämonischer Spott blitzte in Claudinens Augen auf. Rechnete dieser weltabgewandte Hamlet so gut? Jetzt — jetzt, da ihr Stern im Aufsteigen war, bot der uneigennützige Freund ihr seine Hand! Es war nicht ihre Absicht, eines Choristen Weib zu werden; aber auch nicht ihre Art, eine Stütze von sich zu werfen, bis sie vollständig sicher war, derselben nie wieder zu bedürfen. Langsam richtete sie sich auf dem Ellenbogen auf und sah zu dem Manne hinüber, über welchen nach seinem raschen Geständniß eine ihm sehr ungewohnte Unsicherheit gekommen war.

„Heirathen," wiederholte sie bedächtig. „Mich natürlich! denn warum sagtest Du mir's sonst? Weißt Du wohl, Uli, daß Du da gar keinen schlechten Geschmack zeigst?" Jetzt lachte sie ehrlich. „Nun, nun, ich will nichts verschwören! Gute Freunde waren wir ja immer. Und die Zudringlichkeit gewisser Herren läßt es mir fast wünschenswerth erscheinen, verheirathet zu sein. — — Ja, wie schaust Du mich denn an? Hast Dir wohl gar geträumt, ich müßte Dir jetzt gleich in die Arme fliegen mit dem Geständniß, daß ich mich todtschmachte nach Dir? Nein, solch ein Kindskopf!" Aufspringend warf sie ihm die Blätter der zerpflückten Rose ins Gesicht. „Geh, geh, eine Heilige aus Mondschein

und Tugend gewebt, bin ich schon nicht! Das weißt Du auch! Und für verliebte Narrheiten hab' ich zeitlebens wenig Sinn gehabt. Aber die wirkliche Welt und ihre Gesetze, die flößen mir gewaltigen Respect ein. Gegen die werd' ich meiner Tage nicht anrennen."

Sie hatte die Hände in die Taschen ihres Morgenrockes vergraben und tänzelte wohlgefällig im Zimmer auf und nieder. Ulrich wußte selbst nicht, warum ihn die Art so bitter verletzte, in welcher sie auf das Vergehen seiner Frau anspielte, deren Namen er ihr nie genannt hatte, und von der sie nur durch das Gerede der Leute unbestimmte Kunde erhalten haben konnte. Er hielt die Augen starr auf den wagenradgroßen Strauß gerichtet, aus welchem ihre Finger schon einige der schönsten Rosen herausgezerrt und gerupft hatten, und sagte leise:

„Es giebt ungeschriebene Gesetze, Clauda, die nicht minder heilig sind, als die geschriebenen. Du weißt, welchen Werth wir Siegmanns auf die Unbescholtenheit unseres Namens legen. Meine Mutter hegt deshalb eine fast abergläubische Furcht vor einer Schwiegertochter, die Schauspielerin ist. Wenn ich nun trotzdem einer Schauspielerin meine Hand und meinen Namen biete, so geschieht das nur, weil ich mich täglich habe überzeugen können, daß der Leichtsinn nicht die Triebfeder Deiner Handlungen bildet, und weil ich die feste Zuversicht hege, daß Dein Herz Dir unter keinen Umständen einen Streich spielen wird. Denn das mußt Du wissen, Clauda: über gewisse Dinge würde ich mich niemals hinwegsetzen."

Sie lächelte. „Mein Herz wird mir keinen Streich spielen," sagte sie doppelsinnig. „Darüber sei ruhig! Auch nicht den, daß ich mich mit einem verheiratheten Mann verlobe! — Werde frei, Uli; dann wollen wir sehen."

Sie reichte ihm die Hand; und es lag so viel Vernunft und Ehrlichkeit in ihrer Forderung sowohl als in dem Ton ihrer Stimme, daß Ulrich nichts erwidern konnte. Wußte er's denn nicht auch, daß sie kühl und klar überlegte in allen Dingen? Schätzte er sie nicht gerade wegen dieser Eigenschaft, in welcher er die sicherste Bürgschaft für seine künftige Ruhe zu sehen glaubte? Was hatte denn die abgöttische Liebe seiner ersten Frau ihm Anderes eingetragen als Schmach und Schande? Aber freilich, auf eine so eisige Kälte war der verzogene Liebling der Frauen nicht gefaßt gewesen!

Im Nebenzimmer ward Geräusch vernehmbar.

„Das ist meine Wäscherin," sagte Claudine hinhorchend. „Mutter kann gewiß nicht mit ihr zurechtkommen wegen meines echten Spitzenkragens. Ich muß nur selbst nachsehen."

Sie öffnete die Thür und ließ sie im Eintreten hinter sich weit offen stehen. Ulrich sah in das Familienwohnzimmer. Auf dem Tische lag zusammengefaltete Wäsche. Clauda's Mutter gegenüber bückte sich eine Frau tief über einen großen Waschkorb, um neue Stöße zu den ersten auf den

Tisch zu legen. Jetzt richtete die Person sich auf, das helle Lampenlicht traf ihr Gesicht — Ulrich hätte beinahe aufgeschrien. Es war Anna! — Ja, wahrhaftig, Anna! rosig und frisch, fast wie in ihren Mädchenjahren anzuschauen mit dem sorglich geglätteten blonden Scheitel über ihrem runden Gesicht, mit dem dunklen Nesselkleid und der weißen Schürze. Jetzt sah er ihre festen glänzenden Zähne aufblitzen; sie lachte über einen Scherz Claudas, welche sich den Genuß gönnte, mit der jungen Wäscherin zu schwatzen wie ein Mädchen aus dem Volke mit dem anderen. Gutmüthig klappte sie eben eine kostbare Bonbonniere auf, und zusammenraffend, was sie mit der hohlen Hand greifen konnte, reichte sie Anna'n die theure Näscherei hinüber.

„Da! Für Ihren Buben! — Aber so nehmen Sie doch! — Mir wird's des süßen Zeugs fast zu viel. Und waschen Sie mir meinen Kragen hübsch."

Eine dumpfe Wuth hatte Ulrich gepackt. Annas Anblick rührte all das alte, halb beschwichtigte Leid wieder in ihm auf. Und sie, die sein Leben zerstört hatte, stand da vor ihm, blühend, ruhig, zufrieden! Während er nicht vergessen konnte, hatte sie, die Schuldige, vergessen — sich getröstet entschädigt sogar! Oder was sollte sonst das Gerede von einem Buben? — O, die Elende! Die Unwürdige! — Er hätte nie geglaubt, daß die Treulosigkeit des Weibes, das er von seiner Schwelle gejagt hatte wie einen Hund, ihn so tief erschüttern könnte. Aber nun wollte er sie auch von sich abschütteln ohne Verzug, wie ein giftiges Gewürm!

In seiner Erregung war er, ohne daß er selbst darum wußte, in den Rahmen der Thür getreten. Er hatte die Genugthuung, das Lachen auf ihrem Gesicht jäh erstarren zu sehen. Hastig beugte sie sich tief über ihren nun leeren Korb; doch, als sie sich wieder aufrichtete, sah sie ruhig und gefaßt aus wie vorher. Dicht vor ihr auf dem Tisch lag neben der Bonbonniere ein silberner Pfeil; Ulrich nahm ihn und legte ihn mit beleidigender Absichtlichkeit aus dem Bereich ihrer Hände. Da stieg das Blut so glühend in Annas Wangen, als müßte es demnächst aus der Haut hervorspritzen; und ihre Hand zitterte merklich, als sie nun schweigend ihren Korb aufnahm und sich zur Thür wandte. Aber Claudine kam ihr in ihrer geraden Weise zu Hülfe.

„Wegen der Boringer brauchst Du das Ding da wahrhaftig nicht wegzulegen, Uli! Die hat mir schon manches Geldstück wiedergebracht, wenn es, ohne daß ich's wußte, in den Taschen meiner Frisirmäntel stecken geblieben war. Nicht wahr, Boringern? wir kennen einander? — Gute Nacht! und der Kleine soll sich's gut schmecken lassen."

Ulrich griff hastig nach seinem Hut.

„Ich möchte Dich um die Adresse Deiner Wäscherin bitten."

„Frau Boringer, Pfahlstraße Nr. 6. Aber Du bist ja ganz aufgeregt. Was willst Du denn von ihr?"

„Bei ihr waschen lassen, natürlich! wenn sie ehrlich und zuverlässig ist, wie Du sagst. Meine Mutter schafft's nicht mehr allein. Auf morgen!"

Er rannte die Treppe, drei Stufen auf einmal, hinunter. An der nächsten Straßenecke holte er Anna ein. Es waren dunkle, abgelegene Gassen, welche zu ihrer Wohnung führten, er compromittirte sich also nicht, indem er neben ihr hinschritt. Sie war leicht zusammengezuckt, als sie ihn erkannte; aber sie ging schweigend weiter, und ihm drängte sich eine solche Fülle von bitteren Worten auf die Lippen, daß er zunächst keinen Anfang finden konnte.

„Es ist gut," begann er zuletzt mit gepreßter Stimme, „daß ich Dich endlich finde, wenn schon es mir nicht recht sein kann, daß Du Dich in die Familien drängst, in welchen ich ein- und ausgehe. Ich habe, wie Du weißt, leider wenig Ursache zu hoffen, daß Du meinem Namen dort Ehre machen wirst."

„Ich führe Deinen Namen nicht mehr," erwiderte sie leise. „Und Du weißt, ich habe kein Begegnen mit Dir gesucht."

„O, nein! Du rechnetest besser. Zu ewiger Einsamkeit gedachtest Du mich zu verurtheilen. Durch Dein spurloses Verschwinden wolltest Du mir jede Möglichkeit zu einer Scheidung abschneiden, mich zwingen Dein Mann zu bleiben trotz alledem. Ich aber will nicht zeitlebens an eine Diebin gefesselt sein, hörst Du! Ich will diese Kette nicht länger schleppen, welche der Fluch und die Qual meines Lebens geworden ist. Ein unbescholtenes, anständiges Weib will ich neben mir sehen, will mich einer frohen, ehrbaren Häuslichkeit erfreuen wie andere Menschen! Und dazu muß ich frei werden von Dir. Wir sind thatsächlich geschieden, und es scheint Dir ja sehr wohl zu gehen ohne mich! Darum erwarte ich bestimmt, daß Du Dich unserer gerichtlichen Scheidung nicht widersetzest."

Anna antwortete nicht gleich. „Du willst die Clauda Müll heirathen," sagte sie endlich langsam. „Verwehren kann ich Dir's ja gewiß nicht. Aber gerade die, mein' ich, solltest Du nicht wählen, wenn Dir's um ein ehrliches, anständiges Heim zu thun ist, denn die hält's noch mit Anderen."

„Schweig!" Ulrich zerrte in kaum bezähmbarer Wuth an seinem Mantelkragen. „Elende Creatur! bist Du frech genug, Deine Wohlthäterin zu verleumden und zu verklatschen? — Du, eine Diebin! eine Ehebrecherin! — Denn, wenn der Bube, von dem droben die Rede war, mich, Deinen Mann, anginge, so wüßte ich ja wohl von seinem Vorhandensein."

Wieder dauerte es eine Weile, ehe die Frau Worte fand. „Ich bin einmal schlecht gewesen," sagte sie dann eintönig, „die Liebe zu Dir hat mich toll und blind gemacht. Ich bin dafür gestraft worden und hab's büßen müssen — hart und lang. Das ist nun geschehen und abgethan. Seitdem bin ich in meinen Fehler nicht zurückgefallen, und es ist gar kein Verdienst dabei; denn das Geld für sich hätte mich nun und nimmer in

Versuchung geführt, und Gott sei Dank! ich bin kräftig und verdiene, was der Bub und ich zum Leben brauchen. Verklascht und verleumdet aber hab' ich meiner Tage Niemanden. Wenn ich Dir jetzt von der Müll gesagt hab', was ich weiß, so war's, um Dich vor Schaden zu bewahren. Im Uebrigen denk ich, 's ist eines Jeden eigene Sach', was er thut und läßt, und ich bin kein Gensdarm, und mich geht's nichts an. Und wenn ich Dir zu all der Zeit nicht vor die Augen gekommen bin, so war's einzig, weil ich gemeint hab', es müßt' Dir zuwider sein, mich zu sehen — aus keinem anderen Grund! — Ein Fluch und eine Qual, nein! die will ich Dir nicht sein. Da sei Gott vor! Wenn Du also meinst, daß die Menschen wieder auseinanderreißen können, was Gott zusammengefügt hat, da laß mir's sagen, was ich thun muß; und so viel an mir liegt, soll gewiß geschehen, daß Du frei wirst."

„Gut," stieß Ulrich zwischen den Zähnen hervor. „Ich werde schicken."

Er ging sofort nach Hause. „Mutter! es ist abgemacht, nächstens heirathe ich wieder! Ich habe die Anna gesprochen, und sie ist's zufrieden, daß wir geschieden werden."

Frau Siegmann schüttelte trübsinnig den Kopf. „Also wird's doch zuletzt eine Geschminkte! Herr, mein Gott! Deine Hand lastet schwer auf mir armen Wittfrau — aber ich murre nicht."

„Mir scheint, Du thust den ganzen Tag nichts Anderes als murren," versetzte Ulrich ungeduldig. Sein Blick streifte dabei mit sprechendem Ausdruck von der alten Frau, die, in ihren Regenmantel gewickelt, vor einem mit glühenden Kohlen gefüllten Becken kauerte, die geschwollenen Füße in dicken Filzschuhen geborgen, während die ungekämmten, grauen Haare struppig unter ihrer welken Haube vorquollen, weiter die Wände entlang, an welchen die Photographieen fast verschwammen unter erblindenden Gläsern, und über die Tische und Kommoden weg, welche eine drei Tage alte Staubschicht deckte.

„Schlimmer als es bei uns ist, kann's, dünkt mich, auch unter einer ‚Geschminkten' nicht werden", schloß er achselzuckend und ging auf seine Kammer.

In den nächsten Tagen besuchte er Clauda noch häufiger als sonst, aber er wurde verschiedene Male abgewiesen. Da fiel ihm die Rede seiner Frau ein, und in plötzlich auflodernder Eifersucht patrouillirte er verstohlen vor dem Hause auf und ab. Er sah dann auch eines Abends einen bekannten Cavallerieoffizier in Civilkleidung aus der Hausthür treten. Am folgenden Morgen stellte er Clauda zur Rede.

Die lachte ihm hell in's Gesicht. „Geh, Uli, sei gescheidt! Bist nicht mein Mann, nicht mein Bräutigam, nicht mein Geliebter — und willst mir Scenen machen? — Du, ein verheiratheter Mann!"

„Nicht so ganz. Meine Frau ist gefunden und einverstanden. Ich werde frei sein, so rasch Gerichte eine Scheidung auszusprechen vermögen."

Sie zuckte die Achseln. „Auf Wiedersehen also am Tage Deiner Befreiung!“ —

Die Scheidung ins Werk zu setzen, war nun Ulrichs vornehmste Sorge. Seit dem Wiedersehen mit seiner Frau war eine fieberhafte Unruhe über ihn gekommen. Es trieb ihn rastlos um. Halbvergessene Bilder aus alter Zeit stiegen vor ihm auf. Er sah Anna als Braut, als junge Frau — seine Frau! Wahrlich, wunderselige Tage waren das gewesen, auch für ihn! Wie ein sinnig träumerisches Märchen leuchteten diese zwei Wochen zwischen den tollen Abenteuern und der jämmerlichen Plattheit hervor, aus welchen sein späteres Leben sich zusammensetzte. Und in der Hingabe aller der närrischen Frauen, welche ihm ungebeten ihr Herz zu Füßen legten, hatte er allzeit etwas vermißt; vielleicht, ob es ihm gleich nie zum Bewußtsein kam, nur dies Eine, daß sie nicht die Andere waren. Gewiß, er hatte die Nichtswürdige weit heißer geliebt, als er sie von sich gestoßen hatte, als da er um sie warb! Im Wachen und im Schlaf verfolgten ihn nun wieder ihre großen blauen Augen, dunkel blickend vor leidenschaftlicher Zärtlichkeit — Augen, wie er sie so berückend nie an einer anderen Frau gesehen hatte. O, über seine Narrheit! Die ihn aus solchen Augen angeblickt, hatte seinen ehrlichen Namen mit Schande bedeckt. Wäre es nur das! Federleicht wollte ihn dieser Fehl jetzt bedünken. Aber sie hatte ihn verrathen, betrogen, ihm die Treue gebrochen! In seinem naiven Selbstbewußtsein hätte er es nicht für möglich gehalten, daß man ihm die Treue brechen könne! — Welchen Mann sie nun wohl bethört haben mochte mit ihrem Heuchelblick? Er wollte sich davon überzeugen. Warum sollte er ihr ein Erröthen sparen? Um so glatter würde die Scheidung sich abwickeln! Er brannte darauf, sein Verhältniß zu Claudine ins Reine zu bringen. Wenn er erst unwiderruflich mit der Vergangenheit abgeschlossen hätte, würde ihm wieder wohl werden, meinte er.

So machte er sich denn am Sonntag nach der Probe auf den Weg zu Annas Wohnung. Weit, weit draußen lag sie; ein nüchternes zweistöckiges Haus, von dessen völlig schmuckloser Façade der noch neue Anwurf schon wieder abzubröckeln begann, trug die Nummer 6. Es stand nicht ganz richtig in der Reihe, wie in der That keines seiner Nachbarn; die Baupolizei übte hier noch nicht ihr heilsames Regiment, und durch die Lücken rechts und links schaute das nackte umgebrochene Feld herüber, hier und da überragt von ein paar auf der Windseite wipfellosen Birken. Auf dem ungepflasterten Straßendamme spielten barhäuptige Kinder, und in dem kleinen Vorgärtchen hinter morschen, schief hängenden Holzzäunen flatterte bunte Wäsche im Winde, der hier vom freien Lande ungehindert herüberstrich.

Ulrich durchschritt den Flur des Vorderhauses. An der Pumpe auf dem Hofe stand eine Frau und spülte braunen Kohl ab. Es war ein hübscher Hof mit einem kleinen Grasfleck in der Mitte und ein paar

Fliederbüschen an der Seite, welche eben die ersten Knospen trieben. Das Hinterhaus, das ihn auf der Rückseite abschloß, war nicht hoch genug, um der Luft und dem Sonnenschein den Eintritt zu verwehren.

„Bitte um Vergebung, wohnt hier Frau Boringer?“ wandte Ulrich sich an die Frau. Er wunderte sich selbst, wie zittrig seine Stimme klang, fast so unsicher, als da er zum erstenmal zu melden hatte, daß „der Wagen warte.“

„Ja wohl,“ nickte die Gefragte, auf das Hinterhaus deutend; „dort drüben, gleich rechts. Aber Sie treffen sie jetzt nicht zu Haus, sie trägt Wäsche herum. Soll ich vielleicht etwas ausrichten?“

„Ich weiß nicht, ob Sie so genau über Frau Boringer's Familienverhältnisse unterrichtet sind — —“

„I, der Tausend! da handelt sich's wohl gar um einen Gruß von dem sauberen Patron, ihrem Manne? Damit will ich nichts zu schaffen haben! damit bei Leibe nicht!“

„Aber, erlauben Sie! Wenn Frau Boringer Ihnen auch Unvortheilhaftes über ihren Mann berichtet hat — —“

„Die! Da kennen Sie die Boringer schlecht! Von der weiß ich's noch nicht einmal, daß sie einen Mann gehabt hat, geschweige denn, was für eine Sorte es gewesen ist. Aber man ist doch nicht von gestern! Zwei und ein halbes Jahr wohnt sie nun in meinem Hause, und eine rechtlichere Miethérin hab' ich meiner Tage nicht gehabt: prompt mit der Miethe, und so akkurat und sinnig. Und kein Mannsbild hat sie nur angeschaut in all der Zeit, so arg die auch hinter ihrem hübschen Gesicht her sind. Sehen Sie, wer so eine Frau in Noth und Elend hat sitzen lassen können, das muß ein — na, ich will mir den Mund nicht verbrennen! Aber, das sag' ich Ihnen, wenn der schlechte Kerl sich etwa jetzt, wo es dem armen Tropf gut geht und sie ihr Brot hat, wieder an sie hängen und ihr die mühsam erworbenen Groschen aus der Tasche ziehen will, da bin ich auch noch dabei! und ich leid's nicht!“

In diesem Augenblicke öffnete sich sacht die Thür des Hinterhauses. Ein etwa zweijähriger Knabe erschien auf der Schwelle, beim Anblick des fremden Onkels verwundert stehen bleibend; und zugleich brach ein Sonnenstrahl durch die rasch ziehenden Wolken und fiel hell auf Ulrich Siegmanns Gesicht. Die Frau sah von dem Knaben auf den Mann, stockte mitten in ihrem Redestrom und schlug sich mit der Hand auf den Mund.

„Wenn Sie die Boringern sprechen wollen, so warten Sie nur in ihrer Wohnung. Dort ist der Bub.“

Noch einmal schwenkte die Frau ihr Sieb mit den gewaschenen Kohlblättern, daß die Tropfen sprühten, dann ging sie kopfschüttelnd in ihr Haus.

Ulrich that mechanisch ein paar Schritte vorwärts, da fiel sein Blick auf den Knaben; er prallte erschrocken zurück. War's ihm doch, als habe

er unversehens in einen Spiegel geschaut. Das waren ja seine eigenen Augen, die hier fragend zu ihm aufblickten! Sein Mund, der sich eben zu einem zutraulichen Lächeln verzog; seine dunkle Locke war's, die hier über die gewölbte Kinderstirn herabhing! ja, sogar die kleine Warze dicht an der Schläfe, welche die lockigen Haare fast verhüllten. Ein Schwindel ergriff ihn, er packte den Knaben bei beiden Schultern.

„Wer bist Du, sag'?"

„Ulrich heiß ich," antwortete das Kind.

Sein Ebenbild, sein Name! Warum hatte sie ihm das verschwiegen? Er drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf die rothen Lippen des Kindes und, sein kleines Händchen fest in der seinen haltend, trat er in die Wohnung.

Es war nur ein mittelgroßes Gelaß, halb Stube, halb Küche, und Plätteraum obendrein; aber die Sauberkeit und das Behagen, das Annas Hände allzeit um sich verbreitet hatten, guckten auch hier aus jedem Winkel. Auf den Dielen zierlich gekräuselter Sand, blendende Vorhänge vor den Scheiben, und auf dem Fensterbrett ein blühender Blumenstock; dahinter an dem weiß gescheuerten Tisch der hohe Stuhl des Kindes. Ueber der mit einem frischen Deckchen belegten Kommode aber hing der Schmuck, die Poesie des Raumes: eine einzige Photographie in schlichtem Rahmen, die des Knaben, und darum geschlungen die weiße Perlenkette, welche Siegmann damals der Anna Boringer geschenkt hatte, als er sie aus der Vorstellung des „Propheten" heimgeleitete!

Beim Anblick dieser beiden Gegenstände, die in ihrer Vereinigung ein beredteres Zeugniß für die Treue seiner Frau ablegten, als ein Eidschwur es vermochte hätte, kam eine nie gekannte Empfindung über Ulrich; ihm war's, als springe plötzlich eine Rinde, die zeitlebens um sein Herz gelegen. Er ließ die Hand des Kindes los, warf sich auf den Stuhl vor dem Tisch, barg sein Gesicht in den Händen und wußte es selbst nicht, daß heiße Thränen, ihm an den Fingern niederrieselnd, die schön gescheuerte Platte netzten. Und in dem Maß, wie seine Thränen flossen, zerfloß die Blindheit vor seinem geistigen Auge. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er nicht bloß sich, sondern auch sie, die ja nur aus Liebe zu ihm schuldig geworden war; und sich sah er anders, als er sich bisher gesehen hatte. Durch die nüchterne Rechtschaffenheit und Makellosigkeit, welche er sich bislang als eine Art Heiligenschein um's Haupt gewunden hatte, schimmerten ihm zum ersten Male die krasse, nackte Selbstsucht, die feige Scheu vor Arbeit und Unbequemlichkeit häßlich entgegen, welche es ihm wünschenswerth hatten erscheinen lassen, die Tilgung seiner Verpflichtungen auf die Schultern irgend einer Frau zu wälzen. Anna hatte sie getilgt. Aber war *seine* Hand dabei wirklich so blüthenrein geblieben, wie er sich's eingeredet hatte? Die Ursache des Verbrechens bildete doch nur er! Er einzig war es auch, der, wenngleich widerwillig, die Frucht davon geerntet

hatte. Die es um seinetwillen beging, fand nur Leid und Strafe. Und nun sah er sie in der Versuchung, in welche sein Eigennutz sie stürzte, kämpfen, ringen — erliegen; er sah ihre Angst, ihre Reue in all ihrem Glück; er sah sie verfolgt, ergriffen, abgeurtheilt; die bangen Tage und Nächte im Gefängniß zogen an seinem Geist vorüber; er sah sie wieder stehen auf seiner Schwelle, und hörte sich selbst sie fortweisen in Nacht und Verzweiflung!

Und sie war gegangen; ohne Haß, ohne Vorwurf hatte sie ihre harte Buße angetreten, in strenger Arbeit ihrem Kinde lebend und dem Andenken an ihn, der sie verstoßen hatte. O, wahrlich! vor dem Bilde des großäugigen Knaben und der darum geschlungenen, schlichten Perlenschnur verkehrten sich in Ulrichs Geist plötzlich die Maße, nach denen er gewohnt war Menschen und Dinge zu messen. Und er sah Annas Gestalt vor sich emporwachsen zu nie geahnter sittlicher Größe, weit, weit hinaus über die klug berechnende und nirgends anstoßende Clauda — weit hinaus auch über ihn selber, den in mürrischem, thatenlosem Gram Versunkenen. Was Jene hinabgezogen hatte in Schwäche und Schuld, das war zugleich ihre Stärke, ihre Sühne: der Spruch der Verheißung leuchtete hell auf ihrer Stirn: „Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt." Was aber hatten Clauda und er je Anderes geliebt, als ihre eigene Person? — So groß hatte er sich sein Lebenlang gefühlt — und dünkte sich nun so klein! Selbst seines Namens Fleckenlosigkeit hatte in seiner Schätzung verloren. War ein Menschenherz voll Liebe und Treue nicht mehr werth, als eines Namens Schall? Ehe er das seines Weibes noch einmal von sich stieß, mochten die Zungen der Menschen aus dem Namen Siegmann machen, was sie wollten!

Eben sah er Anna über den Hof daherkommen; ihr Gang war hastig, offenbar hatte ihre Wirthin schon geplaudert. An der Thür blieb sie tief=athmend stehen.

„Ich weiß, Du kommst wegen der Scheidung. Ich hab's nicht besser verdient, es ist ganz in der Ordnung so — und mir ist auch Alles recht, wie Du's einrichten magst. Aber man hat mir gesagt, Du könntest mir auch den Buben nehmen — Ich weiß eigentlich nicht, warum ich das fürchte — Du könntest ihm ja doch nie von Herzen gut werden, sondern würdest ihm seine Mutter nachtragen sein Lebenlang. Und die Clauda nimmt ihn gewiß nicht gern. — Aber vielleicht, um mich zu kränken, forderst Du ihn doch. Thu's nicht! Der Bub' ist Alles, was ich auf der Welt hab'! Hätte nicht die Hoffnung auf ihn mich aufrecht gehalten, ich wäre geradenwegs in's Wasser gegangen an dem Abend, als Du mich aus Deinem Haus fortgewiesen hast. Seitdem ist all mein Sinnen und Denken auf ihn gerichtet. Für ihn schaff' ich Werktags; an ihm freue ich mich Sonntags. Du mein Gott! was sollt' ich auf der Welt anfangen, wenn ich das Kind nicht mehr hätt'? Nein, meinen Buben darfst Du der Clauda Müll nicht geben! Sonst mach', was Du willst."

Ulrich hatte mit abgekehrtem Gesicht zugehört; jetzt wandte er sich zu seiner Frau.

„Anna — hab' ich denn wirklich ein Recht an dem Jungen?"

Sie biß sich auf die Lippen.

„Es ist wahr, ich hätt's wissen können! Weil ich mich einmal vergangen hab', traust Du mir überhaupt nichts Rechtschaffenes mehr zu! — Gut, gut! Denk', so schlecht Du willst, von mir. Wenn Du mir nur mein Kind läßt! Weiter verlang' ich ja nichts!"

„Weiter gar nichts? Und verwahrst doch die Halskette dort wie ein Heiligthum! Daß ich's nur gesteh', wie ich vorhin die Kette hängen sah, hab' ich bei mir gedacht: so ganz tief im Herzen ist mir die Anna trotz Allem gut geblieben. Aber ich habe mich wohl geirrt?"

„Was geht's Dich an," murmelte sie, sich scheu abwendend. „Hinder' ich Dich denn in irgend was?" Dabei nahm sie die Kette herunter und barg sie eilfertig in der Schublade ihrer Kommode.

„Nein, Anna," sagte er, zu ihr tretend, laut, „den Buben kann ich Dir nicht lassen; den nehm' ich mit mir. Und wenn Du bei ihm bleiben willst, dann — dann mußt Du auch seinen Vater mit in den Kauf nehmen — Beide oder Keinen!"

Sie fuhr herum, abwechselnd roth und bleich.

„Was — Was hast Du gesagt?"

Und Ulrich breitete die Arme aus.

„Liebe zu mir war Deine Schuld. Kann ich Dich dafür verdammen? — Anna, das Glück und der Friede sind aus meinem Hause ausgezogen mit Dir. Bring' sie mir zurück!"

Da warf sie sich an seine Brust unter Lachen und Schluchzen.

„O Du! Du! — Und wenn je wieder eine Sünde zu begehen ist um Deinetwillen — halt' mich fest mit beiden Händen! Du hast's erfahren, wie schwach ich sein kann für Dich!"

„Für uns Beide wirst Du stark sein," lächelte Ulrich mit feuchten Augen und deutete auf seinen Sohn. „Komm heim. Die Mutter hat schon lange im Stillen nach Deiner linden Hand geseufzt. Mach' ihr die letzten Tage leicht."

Aber nochmals kam ein banges Zagen über Anna.

„Die Menschen werden Dich verachten um meinetwillen, Liebster. Du bist so stolz! — Wie wirst Du's tragen?"

Er nahm den Knaben auf den einen Arm, mit dem anderen umschlang er die Mutter.

„Ich bin ja nun nicht mehr allein. Gott sei Dank! Ich werde nicht mehr Zeit haben, nur an mich selbst zu denken."



Illustrirte Bibliographie.

Annie Brassey's letzte Fahrt an Bord des Sunbeam. Nach dem Englischen. Mit 188 Holzschnitten im Text und 20 Einzeldrucken, in Lithographie ausgeführt. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Die kühne Weltumseglerin, deren Reisebeschreibungen sich nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch bei uns in Deutschland so großer Beliebtheit erfreuen, ist Ende September 1887 in Folge eines Tropenfiebers auf einer Kreuzfahrt im Indischen Ocean verschieden, und ihre sterblichen Reste mußten dem Meere übergeben werden, welches sie fast als ihre Heimat zu betrachten sich gewöhnt hatte. Das vorliegende Werk, welches ihre letzte Fahrt auf der berühmt gewordenen Yacht „Sunbeam“ — welche bekanntlich von Gladstone öfter benutzt worden ist — schildert, enthält eine von Lord Brassey verfaßte kurze Biographie der Verstorbenen, worin er in schlichter, aber von warmer Liebe durchglühter Darstellung das Bild einer Frau malt, die ebenso durch hohe geistige Begabung wie durch Charaktergröße, durch ihren klaren Blick und die sittliche Bedeutung ihrer Ziele, wie durch die erstaunliche Energie und Thatkraft in Verfolgung derselben unsere Bewunderung erweckt, die wir als Wohlthäterin des Volkes, als Schriftstellerin, Frau und Mutter gleich liebenswerth finden. Früh mutterlos, lebte sie mehrere Jahre bei ihrem Großvater zu Clapham, wo ihre Liebe zum Landleben und zur freien Natur geweckt ward und wo sie nicht nur ihren Körper durch entsprechende Leibesübungen, namentlich Reiten auszubilden Gelegenheit hatte, sondern auch ihrem Geist aus den stattlichen Büchersammlungen, in denen sich englische, französische, deutsche und italienische Schriften befanden, eine reiche, obwohl etwas ungeregelte Nahrung zuführte. In London, wo sie später die Schulen besuchte, lebte sie fast noch einsamer als in Clapham; sie beschäftigte sich hauptsächlich mit Pflanzenkunde und erwarb sich gediegene wissenschaftliche Kenntnisse, die ihr später bei Beschreibung der tropischen Gewächse sehr zu Statten kamen. Im Jahre 1860 verheirathete sie sich mit dem Politiker und Volkswirth Thomas Brassey, dem sie nicht nur eine liebende Gattin, sondern auch eine treue unermüdliche Mitarbeiterin auf allen Gebieten war. Ihrer rastlosen Thätigkeit und ihrem Geschick verdankte er hauptsächlich seinen Parlamentssitz; sie unterstützt ihn in seiner Eigenschaft als Vorsitzender gemeinnütziger Vereine; sie betheiligt sich mit Eifer an der Förderung der See-Artillerie; sie ist selbst bei den Musterungen anwesend und vertheilt Preise an Bord der Schiffe; sie begleitet ihren Mann



In einem indischen Palast.
Aus: Annie Brassey's letzte Fahrt an Bord des Sunbeam, Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

auf seinen Besuchen der in- und ausländischen Werften, wohnt Schiffsbesichtigungen bei ꝛc. — Dabei findet sie Zeit, für das geistige und materielle Wohl des Volkes durch Wort und That, durch Briefe, Besprechungen, Flugschriften und persönliches Beispiel einzutreten; namentlich suchte sie die Aufmerksamkeit auf die Krankenpflege zu lenken, als dieser Zweig der öffentlichen Wohlthätigkeit noch wenig beachtet war, und die Kenntniß, Verunglückten die erste Hülfe zu bringen, immer weiter zu verbreiten. Von den auf ihren Reisen gesammelten Schätzen legte sie Sammlungen an, um den Mitgliedern der Arbeitervereine Belehrung und Erholung zu verschaffen. —

Diese vielseitige, anstrengende Thätigkeit müssen wir um so höher schätzen, als

Lady Brassey sich keineswegs eines guten Gesundheitszustandes erfreute, ja vielfach ernste Krankheiten durchzumachen hatte. Sie hatte von ihrer Mutter, welche als junge Frau an der Auszehrung starb, ein Lungenleiden geerbt; und in den ersten Jahren ihrer Ehe nöthigten sie schwere Luftröhrenentzündungen, mitten im Winter Heilung im Süden zu suchen. 1869 ward sie während einer Fahrt durch den Suezkanal vom Sumpffieber ergriffen; unter schrecklichen Leiden reitet sie durch Syrien, von Alexandrien



Annie Brassey.

aus begiebt sie sich nach Malta, wo sie lange zwischen Tod und Leben schwebt. Sie erholte sich seitdem nie mehr vollständig; und dazu kamen in den folgenden Jahren noch mehrere Fieberanfälle, so 1850 in Algier, 1882 in Cowes, 1883 in Westindien, 1886 in Gibraltar und — auf ihrer letzten Reise — in Borneo und schließlich an der Nordküste von Queensland. Am 14. September 1887 erlag sie dem sie hartnäckig verfolgenden Feinde, und an demselben Tage wurde ihre Leiche bei Sonnenuntergang in die Tiefe des Meeres versenkt. —

Die schriftstellerische Thätigkeit Lady Brassey's ging aus der Gewohnheit hervor, am frühen Morgen noch im Bette die Ereignisse des vorangegangenen Tages mit Blei-

stift aufzuzeichnen. Sie that dies schon als junges Mädchen und sandte diese Reiseberichte anfangs an ihren Vater; bald wuchsen die kurzen Erzählungen zu einem lithographirten Tagebuche an, und als diese ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Aufzeichnungen als Buch herausgegeben wurden, fanden sie einen die Verfasserin so überraschenden Anklang, daß diese zu weiterer schriftstellerischer Thätigkeit angeregt wurde. Sie schilderte die Erlebnisse auf ihren Reisen in folgenden Werken: „A voyage in the Sunbeam" London 1879 (deutsch Leipzig 1879); „Sunshine and storm in the east", London, 1880 (deutsch Leipzig 1881); „Tahiti", London 1882: „In the trades, the tropics and the roaring forties", London 1885 (deutsch unter dem Titel „Eine Familienreise von 14 000 Meilen in die Tropen", Leipzig 1885).

Die frische Natürlichkeit dieser von guter Beobachtungsgabe zeugenden Reisebeschreibungen, die, ohne wissenschaftliche Prätensionen zu machen, doch manches werthvolle Material enthalten; der feine vornehme Geist der Verfasserin, die es verschmäht, ihre eigene Person in den Vordergrund zu drängen, und die ungekünstelt uns zu unterhalten und zu belehren strebt, ohne uns mit geistreich sein sollenden Reflexionen zu behelligen, die nur schreibt, was sie gesehen und wie es ihr um's Herz ist; diese Momente erklären die große Beliebtheit, welche die Schriften der Lady Brassey in allen Schichten der Bevölkerung gefunden haben; Fürst Bismarck soll sie mit Vergnügen gelesen haben, wenn er seine Abendpfeife schmauchte, und nicht minder haben sich Schulkinder an ihnen erfreut.

Das letzte Werk Annie Brasseys, welches in Tagebuchform die Eindrücke auf ihrer letzten Reise nach Vorder-Indien und Australien schildert, ist von dem Gatten der Verstorbenen zu Ende geführt worden.

Auch in der unfertigen Form werden diese flüchtigen, dabei getreuen Momentaufnahmen Interesse erregen, und der Leser, der die früheren Werke, welchen die Verfasserin eine feilende und ergänzende Ueberarbeitung angedeihen lassen konnte, lieb gewonnen hat, wird auch in den unausgeführten Skizzen des Tagebuches die scharfe Auffassung, die sichere Hand der Verfasserin erkennen. — Eine große Zahl vortrefflicher Illustrationen erläutern und vervollständigen den Text auf's Beste; und so ist anzunehmen, daß dem gediegen ausgestatteten letzten Werke der Weltumseglerin die Gunst des deutschen Publicums in eben so hohem Maße zu Theil werden wird, wie den früheren. O.W.

Bibliographische Notizen.

Boris Lensky. Roman in sechs Büchern von Ossip Schubin. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel.

Ossip Schubin gehört zu den gelesensten Schriftstellerinnen. Ihre Romane gelangen sehr schnell zu neuen Auflagen; auch der uns vorliegende hat sofort nach seinem Erscheinen die zweite erreicht.

In „Boris Lensky" bekundet die Verfasserin alle die glänzenden Vorzüge ihres Talents, allerdings auch ein wenig ihre Schwächen. Sie besitzt eine wahrhaft dramatische Gestaltungskraft und kennt die Welt und die vornehme Gesellschaft, das high life, welches sie mit Vorliebe schildert. „Boris Lensky" hat ein vollkommen internationales Gepräge. Der Schauplatz ist Paris, aber es werden uns durchaus nicht Franzosen und französische Zustände geschildert, sondern Russen, österreichische Aristokraten und Engländer; Paris giebt nur den glänzendsten Hintergrund für das Zusammenströmen verschiedener Nationalitäten ab. Im Mittelpunkt dieses vielgestaltigen Lebens und Treibens steht ein russischer Künstler, der von der Natur mit den herrlichsten und seltensten Gaben ausgestattet worden ist und dennoch sich und seine Kunst zu Grunde richtet, weil er ohne moralischen Halt ist und dem Virtuosenthum in seiner abschreckendsten Gestalt verfällt. In der Schilderung dieses dämonischen, ebenso bewunderungswürdigen als verächtlichen Charakters giebt die Verfasserin ihr Bestes, jede Seelenregung seiner complicirten Natur weiß sie zu veranschaulichen. Dabei wissen wir ihr Dank, daß sie den widerwärtigsten Seiten eine immerhin discrete Behandlung zu Theil werden läßt.

Als einen Mangel in der Composition betrachten wir es, daß die Verfasserin sich nicht genügend zu concentriren versteht. Der Roman besitzt Ueberfluß an Episodenwerk und nebensächlichen Schilderungen, die

zwar recht pikant sind, aber zu sehr in's Breite gehen. Ossip Schubin ist unleugbar eine Schülerin der Franzosen; viele Aeußerlichkeiten in deren Technik hat sie mit Geschick copirt, aber die knappe Form der Franzosen, die Kunst, eine Fülle von Handlung in das engste Gewand zu kleiden, besitzt sie vorläufig noch nicht. mz.

Die Tochter Rübezahls. Roman in 6 Büchern von R. von Gottschall. Breslau, S. Schottlaender.

Gottschalls neuester Roman versetzt den Leser in die Zeit der Fremdherrschaft zu Anfang dieses Jahrhunderts. Ganz Deutschland leidet unter dem Druck der Macht des allgewaltigen Napoleon; und doch wird gerade hierdurch die Zeit der Erhebung, der Erlösung vorbereitet, und mit dieser findet der Roman den versöhnenden Abschluß.

Die Erzählung gestaltet sich wesentlich anders, als der Leser dem Titel nach erwartet; noch die ersten Kapitel lassen Anderes ahnen. Sie führen uns zu den romantischen Gegenden des Riesengebirges, zu einem Großgrundbesitzer, dem der Volksmund seiner phantastischen Neigungen wegen und weil er sich darin gefällt, unter den Gebirgsbewohnern ein wenig Vorsehung zu spielen, den Namen „Rübezahl" gegeben hat. Originell und interessant, wenn auch nicht ganz sympathisch, hat ihn uns Gottschall geschildert, ebenso seine Tochter, die Titelheldin des Buches, ein Gemisch von Philosophin und liebreizender Jungfrau. Recht wohl gelungen sind die Gestalt der munteren Julie und die Familienscenen im Hause des alten Berneck, eines echten preußischen Haudegens. Auch dessen Sohn Erich und seine beiden Freunde, der übermüthige, aber tapfere und kreuzbrave Friedrich, wie der träumerische, romantisch angelegte Dichterjüngling Kurt sind in ihrer Art kleine Meisterwerke. Mit besonderem Interesse verweilten wir bei den Scenen, in denen uns der Dichter das Heim und die Umgangsweise des Weisen von Weimar, des Altmeisters Goethe, schildert.

Alles in Allem genommen hat Gottschall die Aufgabe des „modernen Epos", ein treues Spiegelbild einer gewissen Zeitepoche zu geben, mit Glück gelöst. Auch die rein historischen Stellen des Buches wirken in ihrer bunten Aufeinanderfolge recht angenehm; besonders interessant geschildert ist die Belagerung von Breslau. Es sei mir jedoch gestattet eine kleine Ungenauigkeit hervorzuheben. Schwerlich konnte wohl ein preußischer Offizier im September 1806 eine Gebirgstour unternehmen, nachdem bereits am 9. August desselben Jahres mobil gemacht worden war; doch sei diese kleine licentia poetica dem Dichter nicht eben hoch angerechnet.

Wir haben es also hier mit einem bedeutenden Werke der neuesten belletristischen Literatur zu thun, das einen neuen Beweis von des Dichters noch immer reger Gestaltungskraft giebt und uns auch durch seine poetische Sprache sympathisch anmuthet. ps.

Skirnir. Erzählung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Als „eines der schönsten Eddalieder" hat Simrock in seinem Handbuch der deutschen Mythologie „Skirnisför" gepriesen; Felix und Therese Dahn haben in ihrer prächtigen Sammlung germanischer Götter- und Heldensagen auch „die schönste Sage von Freyr," dem Segen spendenden Lichtgotte, in stimmungsvoller Poesie wieder erzählt. Nicht nur dichterisch gehört „Skirnirs Fahrt" zu den reichsten Liedern der älteren Edda, auch eine Fülle von Beziehungen auf die Naturmythen einerseits, die Heldensage andererseits ist in ihm enthalten. In ihrer wortkargen Weise läßt die Dichtung ahnen, daß Skirnir eine ganz außerordentliche Freundesthat vollbringt, indem er für seinen göttlichen Herrn in's feindliche Riesenland und durch die Waberlohe bringt; einem Andern gewinnt er die strahlende Braut, wie Siegfried für Gunther die Walküre aus den Flammen holt. Man könnte sagen, für einen neueren Dichter ergab es sich von selbst, hier ein leise angedeutetes psychologisches Motiv weiterzuführen, den treuen Freund als Brautwerber um die eigene Geliebte für den liebessiechen Freund kämpfen zu lassen. Freilich erst nachdem Dahn dem Mythus diese novellistische Ausführung gegeben hat, kann man sagen, das war aus der Sage selbst heraus zu entwickeln. Es ist ein Beweis der reifen Kunst des Dichters, wenn man dem vollendeten Werke gegenüber das Gefühl hat: es ist ja ganz natürlich, daß es gerade so gemacht worden ist. Und der Dichter von „Odhins Trost" und „Friggas Ja" hat mit seinem „Skirnir" in der That einen glücklichen Griff gethan. Diese kleinen Erzählungen, welche Dahn seit seiner Dichtung der Halfred Sigskaldsaga den historischen Romanen gegenüberstellt, bilden

eine ganz eigenartige Gattung für sich, der ich in der neueren Literatur nichts zu vergleichen wüßte. Eben der stark ausgeprägten Individualität wegen müssen sie mannigfachen Widerspruch hervorrufen. „Sind Götter?“ hat neben leidenschaftlicher Bewunderung auch herben Widerspruch gefunden. Jedenfalls möchte ich keinem Nachahmer rathen, „uraltes Fern“ in solcher Weise durchwandern zu wollen; nur Dahn allein vermag uns die Götter- und Heldenwelt als Idylle nahezubringen. Der geschulte Germanist und formgewandte Dichter allein vermögen es noch nicht. Dazu gehört eine so hingebende Liebe, ein so voller poetischer Glaube an die lichten Götter von Asgard, wie er eben keinem Andern als Dahn eigen ist. In „Bissula“ hat er im alten Allemannen-Feldherrn einen begeisterten Wotanverehrer in seiner ungebrochenen Thatkraft vorgeführt. Wo immer er Wotan schildert, da fühlt man dem Dichter nach, welch' verehrungsvolle Liebe ihn selbst für den höchsten Vertreter germanischen Stammesbewußtseins erfüllt. Die Göttergestalten, welche bei jedem Andern durch novellistische Behandlung Karrikaturen würden, sind in Dahns Dichtung lebensvolle Wesen, erhaben und menschlich nahe zugleich. Ich will mit diesem Lobe nicht sagen, daß es Dahn gelungen sei, jede Schwierigkeit des Stoffes glücklich zu besiegen. Das der germanischen Götterwelt eigene Mißverhältniß zwischen göttlicher Macht und Beschränkung wird den modernen Leser immer stören. Auch in vorliegender Erzählung wird man tadelnd fragen: wenn Freyr im Stande ist auch das Fernste und Verborgene kraft eines Runenzaubers nah und deutlich zu sehen, wozu braucht er dann seinen Freund Skirnir auf die gefährliche Kundschaft nach Riesenheim auszusenden? Doch ist Stoff wie Behandlung der neuesten Erzählung viel weniger anfechtbar als in „Friggas Ja,“ und zudem sind solch rationalistische Einwendungen diesen Göttergeschichten gegenüber von Anfang an nicht am Platze. Man muß diese Dahnschen Dichtungen trotz ihrer feinen psychologischen Grundlage nicht als Novellen, sondern als Märchen auffassen. Durch den kühnen Versuch, die einfach-herbe Größe der Eddalieder mit der modernen Erzählungskunst zu vereinigen, will Dahn in weiten Kreisen der germanischen Göttersage Freunde werben. Es läßt sich darüber streiten, ob diese Aufgabe völlig lösbar sei. Zweifellos bleibt, daß in Stellung und Durchführung der Aufgabe Dahn sich als echter Dichter bewährt hat. Und gerade in „Skirnir“ ist ihm der Märchenton trefflich gelungen. Die Stelle, wo Odhin als Hirte dem ausziehenden Skirnir entgegentritt und Waffen verleiht, ganz abweichend von der Darstellung der Edda, trägt das volle Gepräge des Volksmärchens. Und doch schwebt über dem Ganzen wieder eine tragische Weihe, die nicht dem Volksmärchen, sondern dem Pessimismus späterer Jahrhunderte verwandt ist. Es ist aber nicht der nihilistische Pessimismus, der sich enttäuscht vom Dasein wegwendet, sondern die thatenkräftige, opferbereite Entsagung. In König Teja hat Dahn den gewaltigsten Vertreter dieser Richtung geschaffen. Die Helden der Göttererzählungen sind von ihm nur in Einem unterschieden: nicht die Liebe zu ihrem Volke — sie stehen ja noch einzeln jeder für sich ohne Volksgemeinschaft — sondern die Liebe zum Weibe steht im Mittelpunkte ihres Daseins. Eine verwandte Grundidee verbindet diese Erzählungen. Aus ihnen allen tönt in immer neuen Weisen das Losungswort von Wagners Brünnhilde: „Selig in Lust und Leid läßt die Liebe nur sein.“ Die eine dieser kleinen Erzählungen Dahns trägt die Aufschrift: „Was ist die Liebe?“ Auch Skirnir beantwortet die Frage gleich dem Skalden Dagfred. Freyr hat dem Blindgeborenen, als er sich ihm zum Diener gelobte, das Licht der Augen geschenkt und ihn zu seinem Waffengenossen erhoben. In seinem Dienste lernt Skirnir die Riesentochter Gerdha kennen; in begeisterter Liebe rühmt er sie dem göttlichen Freunde. Dieser erblickt sie und wird so liebeskrank, daß nur der Besitz der Geliebten nach der Nornen Spruch ihn retten kann. Und Skirnir entschließt sich, um den göttlichen Freund zu retten, zum Schwersten: die eigene Geliebte will er für Freyr werben. Und wirklich gelingt ihm die That, er entführt sie aus Riesenheim, aber zurück mit ihr nach Asgard will er nicht, er sucht den tödtlichen Kampf mit den Riesen und erfleht sterbend von Odhin nach Hela zu fahren; denn konnte er den Freund zu retten auch seine Liebe opfern, lieber entsagt er Walhallas Wonnen, als daß er Gerdha in den Armen eines Andern sähe. „Und ist es nicht besser, um Liebe sterben, als ohne Liebe leben?“ M. K.

Hofluft. Roman von Nataly von Eschstruth. Berlin, J. H. Schorer.

Die Verfasserin hält die Hofluft für ein Fluidum von so eigenartiger Beschaffen-

heit, daß Niemand sich seinem Einfluß zu entziehen vermag; je nach der Individualität ist die Wirkung verschieden, aber niemals ist es ganz wirkungslos.

Während der Eine verschmachtet, wenn er aus dem Dunstkreis der Hofluft verbannt wird, entzieht sich der Andere ihr freiwillig, weil ihr heißer Athem ihn zu ersticken droht; einen Dritten berauscht sie wie ein narkotisches Gift und wieder einen Anderen begeistert sie zu edelstem Streben. Noch eine Fülle anderer Beispiele führt die Verfasserin vor und gruppirt um diesen Grundgedanken ihre Erzählung, in der sie uns von russischen zu deutschen Höfen geleitet; hierbei können wir ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie das allzu romanhaft Unwahrscheinliche zu Hülfe nimmt, um Zusammenhang in die Handlung zu bringen. Ein anderer Fehler von Nataly von Eschstruth ist, daß sie zu sehr auf den Effect hinarbeitet; ihre Darstellungen, sowohl in der Schilderung von Situationen als auch Charakteren, werden durch Uebertreibungen unnatürlich. Ebenso nimmt ihr Humor einen Anlauf, für welchen die Bezeichnung derb urwüchsig schon nicht mehr zutreffend ist. Dabei versteht sie unleugbar die Phantasie anzuregen und ein Publicum, welches in der Lectüre nur Unterhaltung sucht, zu fesseln. Würde sie auf ihre Schreibart mehr Sorgfalt verwenden und die Farben zu ihren Bildern weniger grell mischen, so dürfte sie auch einem gewählten Geschmack ansprechend sein. mz.

Das Volkramslied. Ein Sang aus unseren Tagen von Julius Grosse. Dresden-Striesen, Paul Heinzes Verlag.

Ein starker Band in Versen, zwölf Bücher nebst einem Prolog und einem Epilog — aber wir haben uns doch hindurchgelesen, und zwar mit wirklichem Interesse, das will in unserer Zeit des wachsenden Naturalismus etwas heißen! Der Dichter, der die Sechzig bereits überschritten hat, beweist durch diese epische Dichtung, daß seine Kraft noch ungeschwächt ist. Er schildert in den verschiedensten Versmaßen, je nach der Stimmung des Darzustellenden, die bunten Schicksale eines jungen Mannes, der weder seine Mutter, die Tochter eines alten welfischen Adelsgeschlechtes, noch seinen Vater, einen Demagogen des Jahres 1848, der in's Ausland hat flüchten müssen, gekannt hat. Alle wichtigen Strömungen des Zeitgeistes in den letzten Jahrzehnten vor dem Entscheidungsjahre 1870/71 finden in dem Werke ihren künstlerischen Ausdruck, am besten freilich diejenigen, bei denen der Dichter Erinnerungen seines eigenen Lebens zu verwerthen Gelegenheit hatte; andere sind weniger gelungen und lassen oft die rechte Klarheit vermissen. Auch an derbem Humor und witziger Satire hat es der Dichter nicht fehlen lassen, wie in der prächtigen Schilderung eines Studenten-Commerses. Dem alten, lange verkannten Malergenie Bonaventura Genelli hat der Dichter im diesem Werke ebenfalls ein würdiges Denkmal gesetzt. Nach den verschiedensten Irrfahrten — geistigen und leiblichen — findet der Held des Gedichtes endlich im großen deutschen Kriege, an dem er sich wirksam eingreifend betheiligt, und nachdem er noch seinen sterbenden, in Begeisterung dem neuen Deutschland zujubelnden Vater wiedergesehen hat, die echte Festigkeit seines Charakters und seines Glückes. Die Verse sind von virtuoser Leichtigkeit und vielfach von geradezu hinreißendem Wohllaut und Schwunge. Alles in Allem: das Volkramslied ist eine bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete unserer epischen Dichtung und verdient die weiteste Verbreitung und die Beachtung aller Gebildeten. J.

Unter der Schellenkappe. Empfindsame Geschichten von F. Mamroth. Breslau, S. Schottlaender.

Empfindsam nennt Mamroth seine Geschichten, aber es ist nicht die Empfindsamkeit der schönen Seelen der Romantik, die nur zu leicht in Gefühlsüberschwänglichkeit ausartete, sondern wahres, echtes Empfinden ist es, warmes, ursprüngliches Gefühl, das uns hier entgegentritt. Oft erscheinen uns zwar die Personen auf den ersten Anblick sonderbar, ja bizarr, aber immer wird das psychologisch Räthselhafte aufs Trefflichste gelöst. Um die Feinheiten des Dialogs, um die vielen launigen Einfälle in ihrer epigrammatischen Kürze könnten die gewiegtesten französischen Dramatiker den Verfasser beneiden. Es ist eine Fülle des Guten, die uns in dieser Sammlung von Geschichten geboten wird. H—n.

Welt- und Kleinstadtgeschichten. Von P. von Schönthan. Dresden, E. Pierson.

Man kann nicht eben sagen, daß die Personen und Situationen, die der bekannte Humorist Paul von Schönthan in seinen

„Welt- und Kleinstadtgeschichten" schildert, sich durch große Frische oder Originalität auszeichnen. Aber die Geschichten sind in liebenswürdigem Tone und mit ersichtlichem Behagen geschrieben; und von diesem Behagen überträgt sich unwillkürlich ein guter Theil von dem Autor auf den Leser, sodaß man gern in dem Buche blättern wird. Es sind alte Bekannte, aber gute, alte Bekannte. Und in einer Zeit, wo der echte Humor so überaus selten geworden, wäre es ungerecht, wenn wir lange daran mäkeln wollten, daß der gute Schönthansche Humor in keinen neuen Formen in die Erscheinung getreten ist. H—n.

Tausend und Eine Nacht. Arabische Märchen. Aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Dr. Gustav Weil, Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg. Mit ca. siebenhundert Illustrationen. Dritter Abdruck der dritten durchgesehenen Auflage. Vollständige Ausgabe. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

Vor wenigen Monaten ist der Uebersetzer dieser weithin genannten, aber in ihrer vollständigen und wahren Gestalt nicht Vielen bekannten arabischen Märchensammlung in hohem Alter verschieden. Seit lange einer der gediegensten Kenner orientalischer Sprachen und orientalischen Wesens, hatte er diese Uebersetzung mit besonderer Liebe gemacht und auf die Auswahl des Echten aus den zahlreichen, abweichenden Ueberlieferungen des Urtextes (über welche die „Einleitung" orientirt), sowie auf ganz vollständige und sinngetreue, dabei aber gut lesbare deutsche Uebertragung große Sorgfalt verwandt; auch Erläuterungen orientalischer Ausdrücke und Sitten sind, wo es nöthig erschien, beigefügt. Die neue reich illustrirte und schön ausgestattete Ausgabe, welche soeben mit der 33. Lieferung (à 40 Pf.) abgeschlossen ist, kann Allen, welche eine zutreffende und klare Vorstellung von dieser eigenthümlichen orientalischen Märchenpoesie erhalten wollen, durchaus empfohlen werden. P.

Es war einmal. Märchen von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Baumbach ist dem deutschen Volke als Märchenerzähler kaum weniger an's Herz gewachsen wie als Sänger der Lieder des fahrenden Gesellen. Die neue Sammlung hält auf's Glücklichste Ton und Stil der früheren fest. Sie zeigt, daß dem Dichter der Quell der Erfindung noch so klar und frisch sprudelt wie je zuvor, daß ihm seine reiche Phantasie immer von Neuem liebliche Früchte in den Schoß wirft. In vielen der Märchen kommt auch sein liebenswürdiger Humor zur Geltung. Hie und da findet sich sogar eine kleine satirische Spitze, z. B. gelegentlich einmal gegen die Schwiegermütter. Damit werden wir freilich aus dem goldenen Wunderland in das wirkliche Leben verwiesen. Ueberhaupt haben die Baumbach'schen Märchen zum großen Theile einen entschiedenen novellistischen Anstrich. h.

Tiroler Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von A. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Grabschriften und Marterlen. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig Hörmann. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Zwei Büchlein im winzigsten Format in der Ausstattung ehrwürdiger Folianten, mit imitirtem Schweinsleder band und alterthümlichen Lettern. Aber auch abgesehen von diesem originellen Einfall verdienen sie die Beachtung aller derer, die an den unmittelbaren Aeußerungen der Gedanken und Gefühle des Volkes ihre Freude haben. Die Lieder entstammen vornehmlich dem Unterinnthal, speciell dem Ziller- und Achenthal. Die Liebe zu den heimischen Bergen sowie zum „Diandl" oder zum „Bua" ist ihr in immer neuen Formen wiederkehrendes Thema; den Refrain bildet häufig ein lustiger Jodler. Die von Friedhöfen, Votivtafeln und Feldkreuzen zusammengetragenen Grabschriften bekunden zum großen Theil den frommen, gläubigen Sinn der Bergbewohner, der meist einen unbeholfenen, oft aber tiefempfundenen Ausdruck findet. Manchmal tritt ein schlagender Mutterwitz hervor wie z. B. in dem charakteristischen Epigramm:

Hier liegt Martin Krug,
der Kinder, Weib und Orgel schlug.

Eine erkleckliche Zahl der Grabschriften und „Marterlen", d. h. Aufschriften auf zur Erinnerung an einen Unglücksfall errichteten Gedenktafeln, erzielt durch ihre Naivetät eine zwerchfellerschütternde Wirkung. h.

Lessings Werke. Mit einer Auswahl aus seinen Briefen und einer Skizze seines Lebens neu herausgegeben von Franz Muncker. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Zwölf Bände.

Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Die neue Lessingausgabe präsentirt sich uns in würdigstem Gewande, in ebenso reicher wie geschmackvoller Ausstattung. Gleicherweise empfiehlt sie sich durch ihre inneren Vorzüge. Der Herausgeber hat bei ihrer Veranstaltung die Bedürfnisse des großen gebildeten deutschen Publicums im Auge gehabt und sich bemüht, ihm nach jeder Richtung gerecht zu werden. Er bietet uns einen nach den Handschriften und Originaldrucken sorgfältig hergestellten Text, der Lessings Schreib- und Sprechweise getreu wiedergiebt, indem er alle ihre Besonderheiten und sogar im Allgemeinen die Interpunction wahrt; nur die vielfach willkürliche Lessingsche Rechtschreibung ist nach den Grundsätzen der neuen Orthographie geregelt und bei Wortformen, in deren Gebrauch Lessing selbst schwankt, durchaus die neuere Form eingeführt. Was die Auswahl der Werke anlangt, so fehlt keines von denen, auf die der gebildete Leser unserer Tage Werth zu legen berechtigt ist; so finden wir z. B. auch die dramatischen Fragmente, sämmtliche von Lessing herrührende Literaturbriefe, eine große Zahl seiner gelegentlichen Aufsätze und Recensionen. Der gelehrte Apparat der Anmerkungen, welche nur Quellennachweise oder Citate, die der Text bereits in deutscher Uebersetzung aufweist, bieten, ist meistens weggelassen; nur in den beiden wichtigsten Werken, dem „Laokoon" und der „Hamburgischen Dramaturgie" ist er vollständig beibehalten. Die von Muncker verfaßte Skizze von Lessings Leben und Schaffen sowie die Goedekeschen Einleitungen sind eine sehr brauchbare Beigabe. r.

Eduard Mörike's gesammelte Schriften. Vier Bände. Stuttgart, J. G. Göschen.

Die Verlagshandlung hat sich mit dieser neuen, sehr schön und geschmackvoll ausgestatteten Ausgabe der Werke des schwäbischen Dichters ein entschiedenes Verdienst erworben. Mörike ist, wenigstens in Norddeutschland, bei Weitem nicht nach Gebühr gekannt und gewürdigt; in dem Schleswiger Theodor Storm freilich, der uns in seinen Schriften auch höchst ansprechend von einem Besuch bei ihm zu erzählen weiß, hat er einen begeisterten Verehrer gefunden. Als Lyriker zählt Mörike zu unseren besten. Seine Gedichte zeichnen sich durch innige Empfindung sowie durch reine Form aus; den volksthümlichen Ton hat er wie kaum ein zweiter zu treffen gewußt: wir brauchen nur an seine allbekannte Ballade „Schön Rohtraut" zu erinnern. Als echter Romantiker streift er gern durch's Märchenland und giebt uns besonders in seinem „Stuttgarter Hutzelmännlein" ein köstliches Stück zum Besten. Unter seinen Erzählungen ragt die sich durchaus auf realistischem Boden bewegende reizende Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" hervor, die in die Heyse-Kurzsche Novellenbibliothek aufgenommen und dadurch weiten Kreisen übermittelt worden ist. Auch sein Künstlerroman „Maler Nolten" darf noch auf das Interesse eines feineren Geschmackes rechnen. Wir wollen hoffen, daß die neue Gesammtausgabe zur Verbreitung der Kenntniß Mörike's das Ihre beiträgt. fr.

1815 — 1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Von Karl Biedermann. Eine Ergänzung nach rückwärts zu des Verfassers „Dreißig Jahre deutscher Geschichte 1840—1870." Band I. Breslau. S. Schottlaender.

Biedermann stellt sich die Aufgabe, eine objective, nicht nur für den Gelehrten, sondern für alle nach allgemeiner Bildung strebenden Schichten der Bevölkerung bestimmte Darstellung jenes Zeitraumes deutscher Geschichte zu geben, der eine nach der großen Erhebung der Freiheitskriege um so augenfälliger abstechende, kleinliche und unerfreuliche Politik aufweist. Auch auf die Bedürfnisse des Unterrichts in höheren Schulen, der Lehrenden sowohl wie der Lernenden, nimmt der Verfasser Rücksicht. In wie vortrefflicher Weise er seine Absichten zu verwirklichen weiß, davon legt die äußerst beifällige Aufnahme Zeugniß ab, welche sein schon in dritter Auflage erschienenes früheres Werk „Dreißig Jahre deutscher Geschichte" bei Kritik und Publicum gefunden hat. Es kommt ihm namentlich auch darauf an, die Regungen und Bewegungen des Zeit- und Volksgeistes wiederzugeben. Für die Thätigkeit der regierenden und gesetzgebenden Gewalten sind die vorhandenen authentischen Veröffentlichungen (Bundestagsbeschlüsse, Conferenzprotocolle, Regierungserlasse, Landtagsberichte, Gesetze u. s. w.) sorgfältig benützt. Der vorliegende erste Band umfaßt die Zeit von 1815—1820, in welche die verwickeltsten diplomatischen Verhandlungen und eine Menge eingreifender innerpolitischer Vorgänge fallen. Der

zweite Band soll noch vor Ostern 1890 herauskommen. fr.

Liebeszauber. Orientalische Dichtung von Paul Heyse. Illustrationen von Frank Kirchbach. München, Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A. G.

Ein Prachtwerk im reichsten und vornehmsten Stile. Paul Heyses in reimlosen fünffüßigen Trochäen abgefaßte Dichtung weiß uns eine phantastische Geschichte von der Alles überwindenden Macht der Liebe zu erzählen, die selbst vor dem gewissen Tode keine Scheu kennt; sie ist durchaus in ernst-edlem Tone gehalten und zeigt von Neuem den Meister der Sprache und Form. Frank Kirchbachs Illustrationen schmiegen sich dem Inhalt und der Eigenart der Dichtung mit feinem Gefühl und Geschmack an; sehr schön und stimmungsvoll ist z. B ein Bild, auf welchem ein mächtige Fittige ausspannender Geist eine schlafende Frau durch die Nacht dahinträgt. Die Bilder, theils Vollbilder, theils in den Text eingefügt, manchmal als eine Art arabeskenartiger Umrahmung, sind vortrefflich in Heliogravure ausgeführt. r.

Kirchweih. Gedichte in oberbayerischer Mundart von Konrad Dreher. Illustrirt von Münchener Künstlern. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Die kurzen Gedichte Drehers, des trefflichen Mitgliedes des Münchener Gärtnerplatz-Theater, bekunden einen frischen und liebenswürdigen volksthümlichen Humor, hier und da auch einen schlagenden Witz. Sie stehen aber doch hinter dem ganz prächtigen, wirklich herzerfreuenden künstlerischen Schmuck des Buches zurück. Die trefflichsten Münchener Maler und Zeichner haben sich hier ein Stelldichein gegeben und eine Sammlung prächtiger Typen aus dem Volksleben geschaffen. Da sehen wir den reichen protzigen Bauern, den geizigen Müller, den Schullehrer, die Kellnerin u. s. w. Besonders hervorgehoben seien der joviale Pfarrer von Ed. Grützner, die alte Pfarrköchin von Claus Meyer, 's Fischer-Resei von H. Lossow, ein geradezu entzückender lachender Mädchenkopf. Auch Defregger hat seinen Beitrag beigesteuert, einen hübschen Burschen mit der Pfeife im Munde. Meister Oberländer hat eine schmausende Bauernfamilie mit seinem bekannten Humor abgebildet. Das Buch wird ohne Zweifel überall, wo es hinkommt, behagliche Freude erwecken. u.

Weihnachtsalmanach für das Jahr 1889. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

In bunter Abwechselung bringt der Weihnachts-Almanach Aphorismen und Märchen, Gedichte und Erzählungen; bald ist er von launigster Heiterkeit, bald von schwermüthigem Ernst. Aus dem Ganzen weht es uns entgegen wie der traute Duft des Weihnachtsbaumes. Ueber die Trefflichkeit der überaus zahlreichen Textillustrationen und Vollbilder zu sprechen, ist wohl überflüssig; es ist hinreichend bekannt, daß die Verlagshandlung voll und ganz auf der Höhe der Zeit steht, daß ihre Bilderreproductionen das Beste leisten. H—n.

Die in S. Schottlaenders Verlag in Breslau erschienenen „Weihnachts- und Neujahrsbücher,“ die in 6 verschiedenen Ausgaben vorliegen: 1. Höhen der Seligkeit — Thäler der Gnade. 2. In Sonne und Schatten. 3. Der Lieblingsschwan und andere Reime. 4. Verborgene Blüthen. 5. Tang und Algen. 6. Junge Herzen und grüne Auen, sind eine reizende und originelle Neuheit, die auf höchst beifällige Aufnahme beim Publicum rechnen darf. Sie führen die in England und Amerika bestehende Form von Weihnachts- und Neujahrs-Glückwünschen auf's Glücklichste bei uns ein. Die künstlerisch ausgestatteten Büchlein mit ihren wunderhübschen in feinem Farbendruck ausgeführten Bildern und den von Eufemia Gräfin Ballestrem (Frau von Adlersfeld) trefflich dem Englischen nachgebildeten, theils sinnigen, theils neckischen Versen, stellen die gewöhnlichen Gratulationskarten sehr in den Schatten und werden jedem Empfänger die angenehmste Ueberraschung bereiten.

Im Verlage der Kunsthandlung von Brick & Co., Berlin, ist soeben eine Reproduction in Aquarelldruck des Hafens von Stavanger (Norwegen) nach M. Lindemann-Frommel jun. erschienen. Das Bild in seiner eigenthümlich gelben stumpfen Beleuchtung des Nordens ist sehr charakteristisch im Ton und flott gemalt; die Wiedergabe wohlgelungen und von guter künstlerischer Wirkung.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abel, J., Universalbuch der Reden und Toaste. Stuttgart, Levy & Müller.
Abreiss-Kalender mit täglichen Rathschlägen für die Gemüse-, Obst-, Blumen- und Pflanzenzucht. Erfurt, J. C. Schmidt.
Ahlgren, E., Geld. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Schwed. von Mathilde Mann. Berlin, J. H. Schorer.
Andrea, S., Faustine. Roman. Glarus, J. Vogel.
— Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit. Glarus, J. Vogel.
Arnold, H., Neue Novellen. Zweite Auflage. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Bahr, H., Zur Kritik der Moderne. Gesammelte Aufsätze. Erste Reihe. Zürich, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)
Bauer, M., Die Schlossfrau von Ildenau. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Behr, S., Russische Dichtungen. Uebersetzt. Berlin, B. Behrs Verlag.
Bolls Musikalischer Haus- und Familienkalender für 1890. Herausg. von Fr. Huldschinsky. Berlin, R. Boll's Verlag.
Brichta, M., Der Liebe Gunst und Laune. Lieder und Gedichte. Wien, C. Konegen.
Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Herausgegeben von Karl Eggers. Erster Band. Mit einem Lichtdruck der Büste, der Phototypie eines Briefes Rauchs und mehreren Hochätzungen. Berlin. F. Fontane.
Bulthaupt, H., Dramaturgie des Schauspiels. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchh.
Büttner, R., Reisen im Kongolande. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Mit einer Karte von K. Kiepert. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.
Cronau, R., Im wilden Westen. Eine Künstlerfahrt durch die Prairien und Felsengebirge der Union. Mit Illustrationen. Braunschweig, O. Löbbecke.
Dante Alighieris Göttliche Komödie. Uebersetzt von Sophie Hasenclever. Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.
Daubler, Norwegen und dessen klimatische Heilmittel. Berlin, C. Habel.
Deegen, M., Erst Hirt, dann Fürst oder Kaspar der Ritter von der Löwenwurst. Für Kinder- und Puppentheater. Köstritz, Selbstverlag.
Bóczi, L., Carmela Spadaro. Novelle. Stuttgart, A. Bonz & Comp.
Doenitz, M., Aus fremder Welt. Japan. Erzählungen. Mit 7 Holzschn. Berlin, M. Schorss.
Deutsche Encyklopädie. Ein neues Universallexikon für alle Gebiete des Wissens. Lfrg. 36—39. Berlin, Wiegandt & Grieben.
Elbe, A. v. d., Apollonia von Celle. Eine Familiengeschichte aus der Reformationszeit. Leipzig, G. Böhme Nachf.
Faber, H., Ein Weg zum Frieden. Roman. Dresden und Leipzig, H. Minden.
Franken, A., Rumänische Volkslieder u. Balladen, im Versmasse der Originaldichtungen übersetzt und erläutert. Danzig, A. W. Kafemann.
Friedrichs, H., An der Pforte der Zukunft. Allegorische Dichtungen. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz.)
Fritsch, F. v., Eine Heimstätte. Roman. Zweite Auflage. Danzig, C. Hinstorff's Verlagsbuchh.
Gaedertz, K. Th., Goethe und Maler Kolbe. Kunsthistor. Skizze. Bremen u. Leipzig, C. E. Müller.
Galland, G., Geschichte der Holländischen Baukunst und Bildnerei im Zeitalter der Renaissance, der nationalen Blüthe und des Klassicismus. Mit 181 Textabb. Frankf. a/M., H. Keller.
Geist, K., Deutsch-Ungarisches. Erzählungen. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Gesellschaft von Berlin. Hand- und Adressbuch für die Gesellschaft von Berlin, Charlottenburg und Potsdam. I. Jahrgang. Berlin, Ad. Hein.
Godin, A., Kleine Geschichten. Berlin, J. H. Schorer.
Gunter, A. C., Mr. Barnes von New York. Autoris. Uebers. a. d. Engl. von F. Mangold. Zwei Bände. (Engelhorns Allgem. Roman-Bibliothek 6. Jahrg. Band 5 u. 6.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Hagen, H., Ueber Wesen und Bedeutung der Homerfrage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G. (vorm. J. F. Richter.)
Hamerling, R., Der König von Sion. Illustr. von A. v. Rössler u. H. Dietrichs. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter.)
— Ahasver in Rom. Dichtung in sechs Gesängen. Mit einem Epilog an die Kritiker. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei. A.-G. (vorm. J. F. Richter).
Hannover, E., Antoine Watteau. A. d. Dän. übers. von Alice Hannover. Mit 11 Abbild. Berlin, Rob. Oppenheim.
Harms, Fr., Begriff, Formen und Grundlegung der Rechtsphilosophie. Aus d. handschriftl. Nachlasse des Verfassers, herausgegeben von H. Wieser. Leipzig, Th. Griebens Verlag.
Henckell, K., Diorama. Zürich, Verlagsmagazin, (J. Schabelitz.)
Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichtl. Skizzen. Berlin, Allg. Ver. f. Deutsche Literatur.
Herrmann, E., Sein und Werden in Raum und Zeit. Wirthschaftliche Studien. Berlin, Allg. Ver. f. Deutsche Literatur.
Hertzka, Theodor, Freiland. Ein sociales Zukunftsbild. Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot.
Hoenig, Fr., Oliver Cromwell. Dritter Band. Vierter Theil: 1650—1658. Berlin, Fr. Luckhardt.
Jacobsen, J. P., Novellen. Deutsch von Marie Herzfeld. (Nordische Bibliothek VII.) Berlin, Verlag, von S. Fischer.
Jäger, H., Henrik Ibsen, 1828—1888. Ein litterarisches Lebensbild. Deutsch von H. Zschalig. Dresden u. Leipzig, H. Minden.
Ibsen, Henrik, Der Bund der Jugend. Lustspiel in fünf Aufzügen. Deutsch von Adolf Strodtmann. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, S. Fischer.
Jensen, W., Der Schwarzwald. Mit Illustrationen. Lieferung 10. 11. Berlin, H. Reuther.
Kalischer, A. Ch., Gotthold Ephraim Lessing als Musik-Aesthetiker. Dresden, F. Oehlmann.
Kaemmel, O., Deutsche Geschichte. 5.—8. Heft. Dresden, C. Höckner.
Karpeles, Gustav, Goethe in Polen. Ein Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte. Berlin, F. Fontane.
Kielland, Alex. L., Johannisfest. Deutsch von Mary Ottesen. Einzige vom Verfasser autor. deutsche Ausgabe. Berlin, Verlag von S. Fischer.
Kingsley, Ch., Yeast, ein Problem, oder: Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that. Aus dem Engl. übers. von S. Spangenberg. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Kruse, H., Seegeschichten. Kleine Dichtungen. Zweite Sammlung. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.
Lange, R., Frucht- und Blumenlese aus Goethes Schriften. Potsdam, A. Stein.
Lehmann, J. Fr., Gesänge und Balladen. Bremen, M. Heinsius Nachfolger.

Leisewitz, J. A., Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. 32. Band.) Heilbronn, Gebr. Henninger.

Liebrecht, L., Schillers Verhältniss zu Kants ethischer Weltansicht. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druck.A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Löwe, Fritz, Nikephoros. Erzählung in Versen aus der Zeit der Christenverfolgung. Halle a.S., Richard Mühlmanns Verlagshandlung.

Maack, M., Judas. Drama in 3 Aufzügen u. einem Vorspiel. Berlin, Fr. Luckhardt.

Mackay, J. H., Jenseits der Wasser. Uebertrag. a. engl. u. amerikan. Dichtern des XIX. Jahrh. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Mantegazza, P., Die Hygiene der Nerven. Königsberg, H. Matz.

Martersteig, M., Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg, a. d. Jahren 1781 bis 1789. Mannheim, J. Bensheimer.

Meyer, O., Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt. Weimar, H. Böhlau.

Menger, A., Gutachten über die Vorschläge zur Errichtung einer eidgenössischen Hochschule für Rechts- und Staatswissenschaft. Zürich, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Milow, St., Lebensmächte. Roman. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Moritz, K. Ph., Ueber die bildende Nachahmung des Schönen. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Müller, W., Die Umsegelung Afrikas durch phönizische Schiffer um's Jahr 600 v. Chr. Geburt. Rathenow, M. Babenzien.

Pazaurek, G. E., Carl Screta. (1610—1674.) Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des XVII. Jahrh. Prag, Fr. Ehrlich.

Perfall, A. v., Dämon „Ruhm". Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Philips, F. C., Jack und seine drei Flammen. Roman. (Engelhorns Allgem. Roman-Biblioth. 6. Jahrg. Band 4.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Pietzker, Fr., Ueber die Möglichkeit einer künstlichen Universalsprache. (Deutsche Zeit- und Streitfragen. N. Folge. IV. Jahrg Heft 54.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Polenz, W. v., Sühne. Roman. Zwei Bände. Dresden u. Leipzig, H. Minden.

Polzer, A., Robert Hamerling. Sein Wesen und Wirken. Mit zehn Holzschnitten. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Preyer, W., Biologische Fragen. Schulreform-Lebenserforschung. — Darwin. — Hypnotismus. Zweite Auflage. Berlin, Allg. Verl. f. Deutsche Litteratur.

Pröhle, H., Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Mit Knesebeck's Briefen an Gleim als Seitenstück zu Goethes Campagne in Frankreich. Potsdam, A. Stein.

Proskowetz, M. v., Vom Newastrand nach Samarkand. Durch Russland auf neuen Geleisen nach Inner-Asien. Wien u. Olmütz, Ed. Hölzel.

Redwitz, O. v., Glück. Ein Roman. Berlin, Wilhelm Hertz. (Bessersche Buchh.)

Die Reisen des Christof Columbus 1492—1504. Nach seinen Briefen und Berichten veröffentlicht 1536 von Bischof Las Casas, seinem Freunde, und Fernando Columbus, seinem Sohne. Aufgefunden 1791 u. veröffentlicht 1826 von Don M. F. von Navarette. In das Deutsche übertragen von Fr. Pr. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchh.

Renatus, Joh., Die letzten Mönche vom Oybin Eine Gesch. a. d. 16. Jahrhundert. Zweite verb. Auflage. Leipzig, G. Böhme Nachf.

Reuling, C., Glücklich? Roman. Zürich, Verlagsmagazin. (J. Schabelitz.)

Riezler, S., Geschichte Baierns. III. Band (Von 1347 bis 1508.) Gotha, Fr. A. Perthes.

Salter, W. M., Moralische Reden. Uebersetzt von Georg von Gizycki. Leipzig, W. Friedrich.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausg. von Rud. Virchow Neue Folge. Vierte Serie. Heft 84—86 Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Samarow, G., Am Belt. Roman. 2 Bände Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schlagintweit, E., Indien in Wort und Bild. Mit Illustrationen. Lieferung 1. Leipzig, Schmidt und Günther.

Schleiden, R., Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Neue Folge. 1841—1848. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Schlenther, Paul, Wozu der Lärm? Genesis der Freien Bühne. Berlin, Verlag von S. Fischer

Schmidt, K., Geschichte der Pädagogik. Vierte Auflage. Herausgegeben von Fr. Dittes und E. Hannak. Erster Band, zweiter Halbband. Köthen, S. Schletters Erben.

Schmidt, P. O., Das aristokratische Prinzip in Natur- und Menschenleben. Halle, R. Schröder.

Schrader, O., Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogerman. Alterthums. Zweite Auflage. Jena, H. Costenoble.

Schultze, Fr., Stammbaum der Philosophie Tabellarisch-schematischer Grundriss d. Gesch der Philosophie von den Griechen bis zur Gegenwart. Jena, Fr. Maukes Verlag (A. Schenk).

Seehäfen, Die des Weltverkehrs. Lieferung 2—7. Wien, Volkswirthschaftlicher Verlag von A. Dorn.

Seidel, H., Gesammelte Schriften. VII. Band. Glockenspiel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Söder, R., Weidmanns Wandern, Lieben und Leiden. Lyrisch-vaterländische Dichtung. Stuttgart, E. Söder.

Sommer, E., Siegfried. Danzig. A. W. Kafemann

Spielhagen, Fr., Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben. Erster Band. Leipzig, L. Staackmann.

Stern, M. R. von, Excelsior! Neue Lieder. Zürich, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Sudermann, H., Der Katzensteg. Roman. Berlin, F. & P. Lehmann.

Suttner, A. G. v., Die Adjaren. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Sybel, H. v., Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preussischen Staatsacten. Zwei Bände. München u. Leipzig, R. Oldenbourg.

Unsere Kunst in Wort und Bild. Lieferung 4—6. Wien, Verlag von „Unsere Kunst in Wort und Bild.

Valentin, V., Der Seelsorger. Roman. Leipzig, C. Reissner.

Verhandlungen der Geschichte für Erdkunde zu Berlin. Band XII. No. 8. Berlin, Dietrich Reimer.

Vierordt, H., Vaterlandsgesänge. Heidelberg, C. Winters Univ.-Buchhandlung.

Volger, A., Ginevra. Ein erzählendes Gedicht. Altenburg, O. Bonde.

Volkskalender, hygienischer auf das Jahr 1890. Chemnitz, Tetzner & Zimmer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

